Ergänzungsbände zur Sammlung

Herdflamme

herausgegeben

von

Dr. Othmar Spann

o. ö. Professor der Universität Wien

Band 1:

Othmar Spann: Kategorienlehre



Jena
Verlag von Gustav Fischer
1924

Kategorienlehre

Von

Dr. Othmar Spann
o. ö. Professor der Universität Wien



Jena
Verlag von Gustav Fischer
1924

Hofbuchdruckerei, F. Mitzlaff, Rudolstadt

Meiner lieben Frau

Erika

zum Zeichen gemeinsamer innerer Arbeit zugeeignet

Inhaltsverzeichnis.

II. Hauptstück.

Die Urweisen der Ausgliederung und Vollkommenheit mit ihren Besonderungen.

III. Hauptstück.

Die Weisen der Rückverbundenheit des Gliedes im Ganzen.

Drittes Buch.

Ausblicke.

Vorwort.

Seitdem die ursächliche und individualistische Wissenschaft die Welt als einen sinnlosen Ablauf mechanischer Vorgänge und als ein Nebeneinander einzelner Dinge darstellt, die einander fremd und ohne sinnvollen Zusammenhang sind, mußte es das innere Ziel des Denkens bilden, den früheren Begriff der Welt als einer lebendigen und wohlgeordneten wieder zu gewinnen. Die folgenden Blätter nun wollen zeigen, daß der Begriff der Welt als eines geordneten Ganzen dem menschlichen Wissen nicht unerschwinglich ist. Sie wollen dies zeigen nicht als Dichtertraum, sondern in strenger Beweisführung auf dem nüchternen Boden der Verfahrenlehre und Logik. Denn die Verfahren der Wissenschaften sind es, die überall auf die Natur und grundlegende Richtung des Wissens zurückführen und daher das Letzte des Wissens, die Kategorien, schon in sich schließen.

Für unsere Beweisführung wäre es, wie jeder Kenner zugeben wird, unschwer möglich gewesen, eine erdrückende Fülle von Belegen aus allen fachwissenschaftlichen Einzelgebieten beizubringen. Ich habe es aber vorgezogen, den Belegen jeweils die einfachste und allgemeinste Form zu geben, teils um das Buch durch umständliche Darlegungen nicht zu sehr zu belasten, teils um für alle Fächer verständlich zu bleiben und die überzeugende Kraft der Beispiele nicht an fachwissenschaftliche Sonderkenntnisse zu knüpfen. Wenn der geneigte Leser dies berücksichtigen will, werden auch in der gewählten vereinfachten Form die Einzelwissenschaften laut und vernehmlich für uns zeugen.

Wien, Ende August 1923.

Othmar Spann.

1. Buch.

Einführung und geschichtlicher Überblick.



I.

Einleitende Worte zur Rechtfertigung unsres Unternehmens.

Aus dem großen Antlitz der Welt leuchtet uns allezeit ein Blick entgegen, der uns sagt: daß kein Ding für sich ist, noch sein kann, sondern alles gehalten wird, und Dasein empfängt von einem Größeren, es Umfassenden, derart, daß es sofort ins Nichts versänke, wenn es aus seinem Umfassenden herausfiele und für sich zu sein sich unterfinge. Der Mensch müßte geistig absterben ohne jegliche geistige Gemeinschaft; kein Tier ist ohne Genossen, kein Halm ohne Rasen; und wäre selbst ein Stein außer dem Elementarreich, die Erde außer dem Himmelsgebäude denkbar?

Alles was ist, besteht als Glied eines Ganzen.

Dies ist der Grundgedanke der folgenden Blätter, der nicht neu ist, sondern zu allen Zeiten ausgesprochen wurde, und ebenso in der altindischen und altchinesischen Philosophie anzutreffen ist, wie in der platonisch-aristotelischen, neuplatonischen und scholastischen Lehre, wie auch im Gedankenkreise der altdeutschen Mystik und des deutschen Idealismus; der aber auch, wie alle einfachen Wahrheiten, zu allen Zeiten auf seine besondere Weise gefaßt und verwertet wurde. Neu möchte darum an dem Versuche der folgenden Blätter recht eigentlich nur die Wendung sein, ihn zur Grundlage des Wissensbegriffes zu machen und von ihm aus die Wege und Verfahren der Forschung zu gewinnen.

Wie dies geschehen soll, wird sich zeigen; aber dem Kundigen fällt der Gegensatz sofort in die Augen, der zwischen jenem Erlebnis der Dinge als Glieder einer Ganzheit, worin immer ein Einiges und gleichsam Inniges beschlossen ist, und dem ursächlich-mechanischen Verfahren der modernen Naturerklärung besteht. Denn notwendig werden ja vom ursächlich-naturwissenschaftlichen Standpunkte aus die Dinge nicht als Glieder sinnvoller Ganzheiten gedeutet, sondern in ihrer Einzelheit, in ihrer mechanischen Aufeinanderfolge und in ihrem mechanischen Nebeneinander genommen. Sie werden also je für sich gedacht, so zwar, als ob zuerst die Dinge selbst da wären und dann erst (hinterdrein) „Beziehungen" zwischen ihnen, „Prozesse" und „Aufeinanderfolgen" entstünden, welche ursächlich zu erforschen, welche als mechanische Abläufe zu „beschreiben" seien! Auf solche Weise geschieht es, daß der ursächliche Standpunkt zuerst das umfassende Ganze in einzelne, selbständige Dinge aufzulösen, dann deren „Beziehungen" zu erforschen sucht, um schließlich auch diese vereinzelten Dinge selbst wieder in ihre bloßen „Eigenschaften" und Bestandteile, welche wiederum nur ursächliche „Beziehungen" zueinander haben, zu zerstücken. „Der Dingbegriff wird in den Relationsbegriff aufgelöst," so lautet das stolzeste und letzte Wort dieser Forschungsweise und Verfahrenlehre.

Wenn sich nun unser Grundgedanke, daß alles Glied eines Ganzen sei, gegen dieses mechanisch-atomisierende Verfahren der modernen Wissenschaft richtet, so wird man uns zu seiner Verteidigung einwenden, daß dieses Verfahren nicht von gestern sei und auf große Erfolge zurückblicke. Stammt es doch in der Tat schon, das muß jedermann zugeben, aus jener entscheidenden Wendung der Geistesgeschichte, auf die sich unsere ganze Zeit selber so gerne zurückführt, aus der Renaissance und dem Humanismus. Durch Abkehr von mittelalterlicher Zweckwissenschaft und Mystik — zwei heute gar leicht wiegende

Dinge —, durch die Rückkehr zur Ansicht Demokrits, daß die Lagerung der Massenteilchen und ihre Umstellung die Grundtatsache der Welt sei, wurde damals jenes Verfahren streng quantitativ messender Beschreibung der Erscheinungen durch Galilei, der Induktion durch Bacon, der Betrachtung der Naturwesen als Maschinen durch Descartes und ganz allgemein der Betrachtung der Erscheinungen nach ihrer Aufeinanderfolge in der reinen Erfahrung ausgebildet, wie es die mechanische Ursächlichkeit als ein angeblich spekulationsloser Begriff verlangt. — Infolge solch schwerwiegender Gründe unserer Gegner und bei der löblichen Anhänglichkeit der menschlichen Natur an das Hergebrachte, wird man unserem Unternehmen mit Mißtrauen, ja mit Hohn begegnen.

Indessen, bei allen den großen äußeren Erfolgen der ursächlichen Naturerklärung bleibt es doch wahr, daß sie die Welt von Göttern entleert und einen toten Mechanismus da zurückgelassen hat, wo früher blühendes Leben war. Und hinblickend im Besonderen auf ihre Mißerfolge in allen Geisteswissenschaften und noch mehr auf ihre verheerenden Wirkungen in allen Gesellschaftswissenschaften, antworten wir auf jenen Hohn mit dem alten Sprichworte:

„Wo alle hinken, lacht man über gesunde Füße."

Worin dieses Hinken in den heutigen Geisteswissenschaften, obenan in den gesellschaftlichen Wissenschaften, bestehe? Darin: *daß es keine einzige Einsicht einer Geisteswissenschaft gibt, die ursächlicher Art wäre, daß es daher auch keine einzige Geisteswissenschaft als ursächliche Wissenschaft gibt!*

Um diese unsere Behauptung auf dem einfachsten Wege zu beweisen, sei es erlaubt, zunächst von den Forscherschicksalen des Verfassers in persönlicherer Weise zu berichten, als es sonst am Platze ist. Diese Schicksale tragen aber so sehr die Züge der Gattung an sich, daß sie über das Persönliche hinausgehen.

Als der Verfasser dieses Buches in jungen Jahren den Auftrag erhielt, statistische Untersuchungen über die unehelichen Kinder durchzuführen, fiel ihm auf, daß man die Unehelichkeit als soziale Erscheinung auf zweifache Weise betrachten könne: nach ihrer Entstehung, genetisch, und nach ihrer Bedeutung, funktionell. „Genetisch" ergab sich die Unehelichkeit aus physiologischen und psychologischen Bedingungen und darum, sofern man diese Bedingungen ursächlich faßt (was ich damals tat), als eine nach ihrer Ursächlichkeit zu bestimmende Erscheinung; nach ihrer „Bedeutung" im Gesamtzusammenhange des sozialen Lebens zeigte sich die Unehelichkeit aber in einem ganz anderen Lichte. Hier ergab sich bei tieferer Ergründung der Sachlage aufs klarste, daß die „Verrichtung", die „Funktion", „Rolle", „Leistung" es ist, welche die sozialen Eigenschaften der Unehelichkeit, welche sie selbst als soziale Erscheinung bestimmt. Ich faßte anfangs zwar noch beide Begriffe rein kausal, indem ich auch die Funktion oder Verrichtung als eine (kausale) „Auswirkung" glaubte bestimmen zu können. Jedoch erkannte ich klar, daß jene Unterscheidung des genetischen von dem Funktionsbegriffe für jede soziale und wirtschaftliche Erscheinung galt, z. B. auch für Wert und Preis, und daher der physiologisch-psychologische Begriff, z. B. der Unehelichkeit oder des wirtschaftlichen Güterwertes, ebenso wie der chemische, physikalische, mathematische Begriff, z. B. einer Maschine oder der Gütersubstanz, nur genetischer Art sei. So zeigte sich, daß der genetische Begriff gar keine sozialwissenschaftliche (wirtschaftswissenschaftliche) Erkenntnis liefere, diese vielmehr allein in den funktionellen Verrichtungsbegriffen liege. Dadurch wurde ich von dem damals in der Theorie herrschenden „Psychologismus" der österreichischen Schule befreit und, indem ich den Unterschied von genetischem und Funktionsbegriff unaufhörlich weiter verfolgte, auf letzteren als auf einen arteigenen, tragenden, methodischen

Begriff aller Gesellschaftswissenschaft immer mehr hingewiesen.

Andere Studien, die ich trieb, wiesen mich auf die gleichen Fragen und den gleichen Weg. In meinen gesellschaftswissenschaftlichen (soziologischen) Arbeiten hatte ich von Anbeginn erkannt, daß der Unterschied von Individualismus und seinem Gegenteil, das ich Universalismus nannte (es bestand dafür kaum ein Name, geschweige denn ein ausgebildeter Begriff), daß dieser Unterschied ganz fälschlich als ein bloß sittlicher und politischer, oder als ein solcher bloß „subjektiver" Weltanschauung gefaßt wurde, daß er vielmehr ein Gegensatz zweier rein theoretischer Gesellschaftserklärungen sei; daß er damit aber auch den Gegensatz zweier Verfahren bedeute. Daß der Individualismus auf Atomismus, Mechanismus und Ursächlichkeit hindränge, der Universalismus auf Ersatz der Ursächlichkeit und des Mechanischen durch sinnvolle Ganzheit und Gliedhaftigkeit, war mir anfangs noch unklar. Je mehr ich mich aber in die lebendige Fülle des universalistischen Gedankens vertiefte und zugleich dem oben angeführten Gegensatz von genetischem und Leistungsbegriff in seinen methodischen Folgerungen nachging, um so mehr verdichteten sich mir alle jene Erkenntnisse zu folgendem Gedankengange[1]).

[1]) Die folgenden Bücher bezeichnen hauptsächlich den Weg, den ich dabei in der Entwicklung machte: „Zur Logik der sozialwissenschaftlichen Begriffsbildung", in den „Festgaben für Friedr. Julius Neumann", Tübingen 1905 (erstmalige Unterscheidung des genetischen Wesens vom sozialwissenschaftlichen Funktionsbegriff); „Untersuchungen über die uneheliche Bevölkerung in Frankfurt a. M." (siehe Einleitung „Über die sozialwissenschaftliche Begriffsbildung und Methodik": „Wenn nun die Gesellschaft als Ganzes von Teilen zu begreifen ist, so hat die Sozialwissenschaft die menschliche Handlung . . . in zweifacher Weise zu betrachten. Einmal . . . an sich und sodann als Teil des Ganzen . . ." S. 4 der 1. Aufl.), 1. Aufl. 1905, 2. Aufl. 1912; „Der logische Aufbau der sozialwissenschaftlichen Begriffsbildung", Zeitschrift f. d. ges. Staatswissenschaft

Die gesellschaftlichen Erscheinungen sind, so sagte ich mir, entweder als aus selbständigen Einzelnen zusammengesetzt zu betrachten — aus selbständigen Menschen, selbständigen einzelnen Wirtschaftsakten, selbständigen einzelnen Gütern —, die schon vor dem Zusammensetzen, vor dem Zusammenhange da sind und dann das Primäre aller Gesellschaft bilden (Individualismus); oder die Ganzheit, der Zusammenhang und die Gegenseitigkeit ist das Primäre und die Einzelnen sind nur das Sekundäre, das vom Ganzen Abgeleitete, diese Ganzheit und Gegenseitigkeit ist daher das die Einzelnen erst Auferweckende, Bildende (Universalismus). — Indem nun der Individualismus die Gesellschaft wie aus Atomen zusammensetzt, verlangt er folgerichtig die ursächliche Begriffsweise und drängt zu physikalisch-mechanischen (atomistischen) Verfahren, z. B. zum Begriffe des Marktes als Zusammentreffen einzelner Wirtschafter und Wirtschaftsakte, deren Aufeinanderprall den ursächlichen Prozeß der Preisbildung ergibt (was dann in dem mechanischen Gesetz von Angebot und Nachfrage zur Erscheinung kommt, andererseits zur „mathematischen Methode" führt, die mit Gleichgewichtsgleichungen die Marktvorgänge darstellen will). — Indem im Gegensatz hierzu der Universalismus den sinnvollen Zusammenhang, die Gegenseitigkeit, kurz die Ganzheit als das Wesenhafte in Wirtschaft, Staat und Ge-

---

1908; die „Haupttheorien der Volkswirtschaftslehre", 1. Aufl. 1911 (Entwicklung des Gegensatzes von Individualismus und Universalismus); „Gesellschaftslehre", 1. Aufl. 1914, 2. Aufl. 1923; „Fundament der Volkswirtschaftslehre", 1. Aufl. 1918; „Vom Geist der Volkswirtschaftslehre" (Antrittsrede), Jena 1919; „Über das Verhältnis des Ganzen zum Teil", Zeitschrift für Volkswirtschaft, 1. Jahrg. I., Wien 1921. (Die Kategorien Ebenbildlichkeit, Rang, Leistung, Unberührbarkeit der Teilganzen, Zuartung und Verganzung sind hier zum ersten Male entwickelt.) — Im S.S. 1922 und S.S. 1923 trug ich in Vorlesungen über „Soziologische Kategorienlehre" zum ersten Male im systematischen Zusammenhange die Gedanken dieses Buches vor.)

sellschaft erblickt, in jeder Ganzheit aber nur sinnvoll bestimmte Teile, z. B. „normativ" nach Rang und Wert oder nach Zweckmäßigkeit bestimmte Teile und Zusammenhänge bestehen können, so ergab sich: daß der Universalismus jede Ursächlichkeit ausschließt. (Das „Zweckhafte", „Normative" und Sinnvolle des Leistungsbegriffes klärte sich dann erst später völlig zum Begriffe der Gliedhaftigkeit des Teiles überhaupt, wovon der zweite Teil dieses Buches [unten § 16, Die Leistung] handeln wird.)

Mit der methodischen Eigenschaft des Individualismus als ursächlich und atomistisch, dagegen des Universalismus als nichtursächlich und ganzheitlich traf endlich die Unterscheidung des genetischen als eines ursächlichen, aber nicht sozialwissenschaftlichen Begriffes vom Funktions- oder Leistungsbegriffe als eines sozialwissenschaftlichen aber nicht-ursächlichen völlig zusammen.

Jedoch wurde mir (was ich noch erwähne, um einem naheliegenden Einwande zu begegnen) die methodologische Verbindung der beiden Erkenntnisse dadurch schwer gemacht, daß ich, wie schon oben angedeutet, den Leistungsbegriff noch lange als ursächlichen Begriff zu retten bemüht war, indem ich mir sowohl sagte, daß die „Leistungen" einer wirtschaftlichen Erscheinung mit ihren (kausalen) „Auswirkungen" in der gesamten Wirtschaft und Gesellschaft bezeichnet seien, indem ich dadurch ferner der Eindeutigkeit gerecht zu werden glaubte, die viele wirtschaftliche Gesetze aussprechen, z. B. das Thünensche Gesetz, und indem ich vor allem durch den ursächlichen Begriff des Mittels, wie er in der heutigen Logik üblich ist, beirrt wurde. Ich stellte daher folgende falsche Schlußkette auf: Wirtschaft ist Mittel für Ziele; Mittel sind ein Inbegriff der Ursächlichkeiten, die für die Erreichung des Zieles in Bewegung gesetzt werden müssen[1]); daher bezeichnen die wirtschaftlichen Leistungsbegriffe, als auf die Mittel gerichtet, gleichfalls ursächliche Verkettungen. Noch in der 1. Auflage meiner „Gesellschaftslehre" (1914) faßte ich in einigen Beziehungen den Leistungsbegriff als den der kausalen Verwirklichung der Ziele. Erst in den Ent-

---

[1]) Vgl. z. B. Sigwart, Logik, Bd. II, 1904³, S. 752; Wundt, Logik, Bd. I, 1919⁴, S. 629 f.

würfen zu meinem „Fundament der Volkswirtschaftslehre“ (1916/17) wurde mir vollständig klar, daß es sich in keinem Punkte um kausale Bewirkungen handeln könne, denn die wären ja wieder nur technisch-physikalisch, wie bei der Gütersubstanz, psychologisch-assoziationsmechanisch, wie bei der subjektiven Bewertung der Güter; sondern allein darum, daß die Mittel die niederen Ziele oder Vorziele gegenüber den Zielen der Wirtschaft als den höheren Zielen oder Endzielen sind. Ich faßte dadurch endlich den tragenden Begriff der Volkswirtschaftslehre, die Leistung, als absolut unkausalen, als einen von Zweckbeziehungen und Rangordnungen bestimmten und damit als teleologisch-gliedlichen Begriff, der seinerseits den Begriff des Ganzen fordert. Dieser wieder erforderte eine völlig neue Verfahrenlehre gegenüber aller bisherigen, naturwissenschaftlich-kausal eingestellten Nationalökonomie, und eine Logik des Ganzheits- und Leistungsbegriffes.

Auf solche Weise ward es auch klar und besiegelt, was ich schon eingangs hervorhob: daß keine einzige Einsicht, kein einziges Gesetz der Volkswirtschaftslehre von ursächlicher Art sei. Da diese Einsicht für unser ganzes Buch grundlegende Voraussetzung ist, ist es nötig, bei ihr etwas zu verweilen.

Wenn in den üblichen, auch dem Laien bekannten Formulierungen der wirtschaftlichen Gesetze die „ursächliche Bedingtheit“ der Erscheinungen so krampfhaft zur Schau getragen wurde, so konnte mich das jetzt nicht mehr täuschen. Wenn ein solches Gesetz z. B. lautet: „Die Preise ändern sich direkt proportional mit Angebot und Nachfrage“ oder „die Preise ändern sich direkt proportional mit der umlaufenden Geldmenge“ (bei der doppelten Geldmenge sollen sich die Preise verdoppeln, die sog. „Quantitätstheorie“) — so macht es den gleichen Anspruch darauf, ein Naturgesetz (Kausalgesetz) zu sein, wie z. B. das Gravitationsgesetz, wonach die Gravitation verkehrt proportional mit dem Quadrat der Entfernung ist $\left(\frac{m \cdot m'}{r^2}\right)$. — Aber bei näherem Zusehen findet sich leicht, daß eine Ursächlichkeit nicht vorhanden ist, und ich lade den geneigten Leser ein, die nachfolgenden Überlegungen einer be-

sonderen Prüfung zu unterziehen (wobei von der inhaltlichen Richtigkeit jener beiden wirtschaftlichen „Gesetze“ einmal gnadenweise abgesehen sei). Sollen denn etwa die vollen Wagenladungen neuer Geldnoten, die frisch aus der Notenpresse kommen, kraft ihres Gewichtes auf die Preise „drücken“ oder sie „heben“?, oder sollen ganze Eisenbahnzüge neu angebotener Waren für den Markt, z. B. von Gemüse, ebenso durch ihre Masse und Energie ein „Gleichgewicht auf dem Markte“ herstellen oder stören wie jene Noten, oder in anderer Weise auf die Preise ursächlich „wirken“?? Wo ist die ursächliche Verknüpfung jener Erscheinungen zu sehen? Nichts von alledem ist denkbar! Was wir bei genauerem Zusehen finden, sind vielmehr stets Vorgänge von folgender Art: Jene neuen Geldmittel, jene neuen Waren sind, als physische Dinge gesehen, überhaupt nichts Wirtschaftliches. Sie sind in jener Eigenschaft etwa Eiweißverbindungen, Zellulose oder „Gewichte“, „Metalle“ u. dergl. Sie werden zu Erscheinungen *wirtschaftlicher* Art erst, *indem sie in das sinnvoll gegliederte System der Mittel für Ziele eingehen*, welches allein den Inbegriff der Wirtschaft ausmacht; indem sie also *Gliedlichkeit* in einer wirtschaftlichen Ganzheit, indem sie Rang, Wichtigkeit innerhalb der gültigen niederen und höheren Ziele erlangen, dadurch erst werden sie zu wirtschaftlichen Erscheinungen. Wenn sich nun zeigt, daß das sinnvoll gegliederte Ganze der wirtschaftlichen Mittel durch Eingliederung neuer Mittel, nämlich durch die Vermehrung der vorhandenen Waren, einen Umbau, eine Umgliederung dahin erfährt, daß nun Mittel für die Erreichung weniger wichtiger Ziele aufgewendet werden können, wo früher nur Mittel für die Erreichung wichtigerer Ziele bestimmt werden konnten (woraus sich z. B. ein niedrigerer Preis des Gemüses ergibt); oder daß bei einströmenden Noten ein Umbau, eine andere Gliederung der Verbrauchsvorgänge,

der Erzeugungsvorgänge, kurz wieder eine Umgliederung der Mittel sich ergibt — dann erweisen sich alle jene „Gesetze" zwar als Ausdruck eindeutiger Zusammenhänge, aber nicht als mechanisch-ursächliche Gesetze, sondern als Gesetze sinnvoller Gliedverbundenheit der wirtschaftlichen Mittel und ihrer Leistungen; während von ursächlichen Verknüpfungen und mechanischer Abfolge der Erscheinungen keine Spur übrigbleibt. „Umgliederung der Mittel" ist ein ebenso sinnvoller und kein mechanischer Begriff, wie etwa die „Umgliederung einer Schlußkette" durch Änderung ihrer Prämisse nichts Mechanisches ist, sondern nach logischen Normen, nach der Gliederung logischer Ganzheiten, sich bestimmt.

Die Eindeutigkeit der wirtschaftlichen Zusammenhänge war nun ebenso sichergestellt wie bei der ursächlichen Auffassung, ein Warum und Weil gab es auch für mich, aber es war kein mechanisches Warum und Weil (welches nur das Vorher des Nachher ist), sondern die leistungsmäßige Gliedlichkeit der wirtschaftlichen Erscheinungen, es war der einsichtig erfaßbare, der sinnvolle Zusammenhang, aus dem sich die eindeutige Bestimmtheit ergab — Gliedlichkeit gegen Ursächlichkeit!

Was für die Volkswirtschaftslehre sich so deutlich zeigte, mußte auch für die gesamte Gesellschaftslehre (Soziologie) gelten, da der Universalismus die Gesellschaft als eine Ganzheit nachwies, die, in verschiedene Teilganze (wie Wirtschaft, Staat, Recht, geistige Gemeinschaft usw.) zerfallend, sich durch und durch als Gliederbau und Einheit bewährte.

Daß der Begriff der Ganzheit nun aber weiter nicht nur für Wirtschaft und Gesellschaft gilt, sondern für alles Geistige, diese Erkenntnis war nicht mehr schwer zu finden (er gilt für alles Sein überhaupt, doch ist an dieser Stelle von dieser Folgerung besser noch abzusehen). Denn wenn in der menschlichen Gesellschaft, die etwas durchaus Geistiges ist, Eindeutig-

keit und Notwendigkeit nicht einem toten Mechanismus entspringen, dann muß es auch in der übrigen geistigen Welt so zugehen. Für die Psychologie zeigte sich auf den ersten Blick, daß der Begriff der sinnvoll gegliederten Ganzheit für ihren Gegenstand und ihr Verfahren grundlegend ist. Wenn z. B. die seelischen Vorgänge als „Assoziationsmechanik" der Vorstellungen gefaßt und dadurch die seelischen Regungen als einzelne Stücke, Atome behandelt werden gleich Kieselsteinen, die vor ihrer „Verbindung" miteinander, vor ihren „Zusammenhängen" schon selbständig bestehen, so sind nicht nur keine Sacherkenntnisse gewonnen und nichts damit „erklärt", wie der Fortgang der Forschung immer mehr zeigte, sondern es ist auch die Seele glücklich aus unserer eigenen Seele ausgetrieben.

Ebensowenig vermag die Geschichtswissenschaft mit dem Kausalbegriff je ernsthaft zu arbeiten. Was soll es denn etwa heißen, wenn gesagt wird: „Die Schlacht bei Waterloo ist die Ursache des Zusammenbruches der Napoleonischen Herrschaft"? „Ursache" heißt hier in Wahrheit nur: Grund für ein sinnvoll zusammenhängendes staatliches (usw.) Handeln, also Begriffsgrund, nicht Kausal- oder Realgrund, z. B. logischer Grund für die Handlungen Napoleons, etwa für die Niederlegung der Krone nach der Schlacht; oder: logischer Grund für die Umgliederungen im Staatensystem Europas — ganz ähnlich dem „Einströmen" von Banknoten, das zu sinnvoller Umgliederung der wirtschaftlichen Mittel führt — kurz, es sind lauter sinnvolle Ganzheits-Umgliederungen, um die es sich hier handelt; von mechanischer Aufeinanderfolge der Erscheinungen, von Ursächlichkeit im methodischen Sinne und darum von ursächlich-naturwissenschaftlichem Verfahren der Geschichte (etwa der „Induktion" in jenem Sinne) kann dabei überall keine Rede sein. (Weiteres hierüber noch später!)

Ähnliches wäre für Logik, Sprachwissenschaft, Sittenlehre,

Kunstwissenschaft und alle anderen Geisteswissenschaften unschwer zu zeigen.

Außer diesen sind es die Wissenschaften vom Leben, die den gleichen Sachverhalt aufs deutlichste zur Schau tragen. Wir finden in der Physiologie als tragenden Begriff den Leistungsbegriff im gleichen ganzheitlich-gliedlichen Sinne wie in der Volkswirtschaftslehre. Was Herz und Lunge, was Milz, Leber, Hypophysis und alle andern Organe im Ganzen des Organismus leisten, darüber sagt uns der Chemismus der Herzmuskeln, der Atmung, der Sekretion dieser und jener Art absolut nichts aus. Chemie und Physik liefern hier ebenso nur Hilfsbegriffe (Mitteilungen über die Vorbedingungen) wie in der Wirtschaftslehre, wo z. B. die physikalisch-mechanischen und gastheoretischen Formeln, die eine Dampfmaschine erklären, nicht das Geringste darüber besagen, was die Dampfmaschine im wirtschaftlichen Ganzen der „Fabrik" als Glied leistet und bedeutet. Die Begriffe der reinen Physiologie sind ausschließlich Leistungsbegriffe.

Indem ich auf die vorstehend geschilderte Weise immer deutlicher zu der Einsicht gelangte, daß die gesamten Geisteswissenschaften und die Lebenswissenschaft eine methodische Einheit bilden, daß sie eine eigene, ihnen artgemäße Logik und Verfahrenlehre brauchen und mit dem ursächlichen Verfahren brechen müssen, war ich an dem Punkte angekommen, wo dieses Buch einsetzt.

Sucht man nach Zeugnissen dafür, daß die ursächlich-naturwissenschaftlichen Verfahren in den einzelnen Wissenschaften selber als artfremd empfunden werden, so findet man davon, sobald man nur die Zeichen zu deuten versteht, eine überraschende Fülle. Namentlich die jüngsten Bewegungen in allen den angeführten Wissenschaften legen Zeugnis davon ab, daß die ursächlich-naturwissenschaftlichen Verfahren nach und nach überall als untauglich erkannt werden. Ja, wenn man in der

Geschichte der Geisteswissenschaften zurückblickt, so erkennt man deutlich, daß der Widerstand des Geistes gegen die Mechanisierung von Welt und Leben niemals ganz erstickt werden konnte. Man denke an Leibnizens teleologischen Begriff des Naturgesetzes, man denke vor allem an die mächtige Bewegung der „Naturphilosophie" und an die Romantik sowie an die davon ausgehenden geschichtlichen Schulen in der Rechts- und Staatswissenschaft wie in der Volkswirtschaftslehre. In der Psychologie hatte Dilthey in seinen „Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie" (Sitzungsber. d. Berl. Akad. 1894) eine inhaltlich verstehende Psychologie gefordert, welche methodisch vom Ursächlichkeitsbegriff vollkommen wegführte, noch vollkommener als es die schon früher aufgetretenen psychologischen Bestrebungen Franz Brentanos taten. Ähnliche methodische Eigenschaften hat der Begriff der „Gestaltqualität" (v. Ehrenfels, Meinong und seine Schule), ähnliche Ziele verfolgte Külpe und seine Schule, und heute kann man sagen, daß die herrschenden Psychologen fast auf allen Gebieten bestrebt sind, die mechanistischen Verfahren zu überwinden. In der Windelband-Rickertschen Geschichtslogik wurde, anknüpfend an Lotzes Begriff der „Geltung", der erste glückliche Versuch gemacht, die Geschichte von ihrer kausalen Abtötung und naturwissenschaftlichen Einstellung — siehe Buckle, Marx, Milieutheorie, Anthropogeographie! — zu befreien. (Im übrigen hat die Windelband-Rickertsche Unterscheidung von nomothetischen oder generellen und idiographischen oder individuellen Begriffen leider auch hemmend gewirkt, da sie den nomothetischen Begriff als naturwissenschaftlichen Begriff faßte, so daß z. B. die Volkswirtschaftslehre und Soziologie ebenso die Physiologie als nomothetisch-naturwissenschaftliche Wissenschaften erschienen.) — In den biologischen Wissenschaften war es schon K. E. v. Baer, der durch seinen Begriff der „Zielstrebigkeit" der mechanistischen Betrachtung entgegen-

trat[1]). Und nachdem durch den Mendelismus der Darwinismus gestürzt worden war, war die wichtigste Hochburg der Mechanisierung alles biologischen Denkens zerstört. In der Medizin wich die mechanistische „Zellularpathologie" immer mehr der Konstitutionenlehre. Die neuvitalistische Bewegung setzte durch den Botaniker J. v. Hanstein und den Physiologen G. v. Bunge schon in den achtziger Jahren ein, J. Reinke, Hans Driesch und J. v. Üxküll folgten nach. Reinke spricht von „Gestaltsamkeit" und der zielsetzenden „Dominante", Üxküll hat den Begriff des „Bauplanes"[2]) entwickelt, Driesch den Begriff der „Entelechie". Über Driesch, da er die Verfahrenfragen ausführlich behandelte, sei hier folgende Einschaltung erlaubt.

Driesch ging über das rein Biologische hinaus und gelangte jetzt zu methodologischen Aufstellungen, welche, wie ich mit Freuden feststellen darf, den meinen sehr nahe kommen. Denn Driesch, der mir erst vor kurzem durch den Hinweis eines Freundes bekannt wurde, ist der einzige, welcher zum Begriffe der Ganzheit gelangte[3]). Da dies von ganz anderen Voraussetzungen her geschah als den meinigen, nämlich von biologischen, nicht von gesellschaftswissenschaftlichen, so darf dieser Übereinstimmung ein um so größerer Wert beigemessen werden. Weniger glücklich scheint mir Driesch in der Durchführung seiner Absichten gewesen zu sein. Denn wenn er die Ganzheit des physiologischen Organismus als „Entelechie" faßt und diese Entelechie als „Faktor E" in eine mathematische Gleichung einschaltet, so läßt er ja die Ganzheit doch wieder nach ursächlicher Weise wirken! Er behandelt sie dadurch wie etwas, das nicht in den Gliedern sich darstellt, sondern selbst ein von außen wirkender Teil, ein von außen Eingreifendes wird. Wenn Driesch sein Problem dahin formuliert: nachzuweisen, „wie das vitale Agens, ohne den Satz von der Erhaltung zu verletzen, lenkend in das materielle Getriebe eingreifen kann"[4]), wenn somit die Ganzheit als „Agens" gefaßt wird, so

---

[1]) Angeführt bei Üxküll, „Bausteine zu einer biologischen Weltanschauung", München 1913, S. 46, 166 ff., 219 u. ö.

[2]) a. a. O., vgl. ferner Üxküll, „Theoretische Biologie", Berlin 1920.

[3]) Vgl. Driesch, „Philosophie des Organischen", 2. Aufl. 1919; ferner „Geschichte des Vitalismus," 2. Aufl., Leipzig 1922.

[4]) „Geschichte des Vitalismus", 2. Aufl., Leipzig 1922, S. 182.

ist sie selber wieder auf ursächliche, unganzheitliche Weise gedacht. Im Leben wie in der Wirtschaft läuft nichts als „Agens“, als Materielles, Wirkendes ab — wie überhaupt in keiner Ganzheit! Der Vitalismus würde mit solchen Begriffen in eine Nachahmung mechanischer Methoden verfallen und sich selbst aufgeben. — Eine echt ganzheitliche Denkweise ist dagegen in dem von Driesch geprägten Begriff des „äquipotentiellen Systems“ gegeben, d. h. in der Tatsache, daß gewisse Zellengruppen unter gewissen Voraussetzungen die Stellvertretung aller Leistungen übernehmen können. — Weiteres über Driesch s. unten S. 41.

Als ein nicht ursächlicher und dem Begriffe der Ganzheit nahekommender anderer Begriffsversuch sei endlich noch die „fremddienliche Zweckmäßigkeit“ von E. Becher[1]) erwähnt, die zuletzt, wenn ich sie recht verstehe, auf den Leistungsbegriff (Mittel für Ziele) hinaus will.

Wenn der Leser unseren Beweis für gelungen erachtet, daß es in der Volkswirtschaftslehre und Gesellschaftslehre kein einziges ursächliches Gesetz gibt, dann ist der Hauptzweck der vorstehenden Ausführungen erreicht. Denn die Erweiterung dieser Behauptung auf das gesamte Gebiet der Geisteswissenschaften ist nun selbstverständlich und durch unsere früheren Ausführungen (siehe oben S. 12ff.) auch schon hinlänglich bewiesen. Wer die Sachlage genau prüft, der kommt zu dem Ergebnisse, daß mit dem ursächlichen Verfahren in den Geisteswissenschaften überhaupt niemals Erkenntnisse gewonnen wurden. Es zerstückt zuerst die Dinge, tötet sie ab, treibt ihren Geist aus — was sollte dann noch daran zu „erkennen“ sein? Statt die Dinge selber anzusehen, wie sie in ihrer ursprünglichen Ausgegliedertheit und Ganzheit sind, schaut dieses Verfahren in einen Zerrspiegel, um sie dort auseinandergerissen und in ihrem Gliedsein gewissermaßen geleugnet wieder zu erblicken.

Der ursächliche Standpunkt, das ist unser Ergebnis, zeigt sich in den Geisteswissenschaften überall als wesenswidrig. Gleichwie ein Feldherr mit den Fliehenden keine Schlacht

---

[1]) „Die fremddienliche Zweckmäßigkeit der Pflanzenzellen“, Leipzig 1917.

Substanz gegeben, wie folgende kurze Darlegung noch zeigen möge.

Die aristotelische Form (εἶδος, ratio, λόγος, ähnlich der platonischen Idee) ist das, was das Wesenhafte an den einzelnen Dingen ausmacht. Sie ist aber nicht nur das Wesenhafte, sondern das Rationale an ihnen, durch sie sind die Dinge denkbar, werden sie zum Denkinhalt, zum νοητόν. Ferner ist mit der Form auch schon der Zweck (τέλος, τὸ οὗ ἕνεκα) gegeben, denn der Zweck des Dinges ist seine Form, die Form des Dinges bestimmt seinen Zweck. An einer Blüte z. B. ist die „Form" nicht das zeichnerische Bild (die bloß äußere Form), sondern ihre Art zu sein und zu leben: das Blühen, z. B. im Gegensatz zum Grünen, zum Wurzelsein. Gerade damit ist aber ihr „Zweck", das Weswegen ihres Seins und Werdens umschrieben. — Der Form steht gegenüber die Materie oder der Stoff und schließlich kommt noch die Bewegung hinzu. Der Stoff (ὕλη) gibt die Unterlagen für die Aussagen (Prädikate, Inhärentien), das ὑποκείμενον, substratum. Der Begriff der „Bewegung" (κίνησις, bewegende Ursache) ist nicht örtlich zu fassen, sondern im Sinne von Veränderung überhaupt. Veränderung schließt aber ein Werden in sich, wodurch das, was noch nicht geworden ist, als ein Mögliches (Potenz, δύναμις) von dem, was ist als Wirkliches (Actus, ἐνέργεια) sich unterscheidet.

Dieser kurze Überblick über die ontologische Grundsatzlehre und die Kategorientafel des Aristoteles beweist deutlich unsere obige Behauptung, daß die aristotelische Tafel nur eine Tafel der Substantialität und ihrer Inhärentien ist, keineswegs aber eine Lehre von den Weisen des Seienden überhaupt, keine Kategorienlehre im allgemeinsten Sinne. Diese kommt vielmehr größtenteils in der Lehre von den vier ontologischen Prinzipien vor. In dieser stehen, wenn man die Dinge richtig betrachtet, an oberster Stelle Form und Zweck als methodologisch

schlagen kann, sondern nur mit solchen, die imstande sind zu kämpfen; gleich wie das Leben nicht mit dem Toten bestehen kann, sondern in allen seinen Gliedern lebendig sein muß; so kann die Geisteswissenschaft mit der ursächlichen Begriffsweise nicht zur Wahrheit gelangen. Die Geisteswissenschaft kann ihren Gegenstand nicht äußerlich greifen, aber dafür innerlich begreifen und sie muß nach einem methodischen Standpunkte suchen, der ihr dies zu tun erlaubt und sie hierzu anweist. Dieser Standpunkt ist allein durch den Begriff der Ganzheit bezeichnet.

Das sollen die folgenden Blätter erweisen. Bevor wir dazu übergehen, erscheint es noch geboten, durch einen kurzen lehrgeschichtlichen Rückblick unsere späteren Untersuchungen vorzubereiten.

II.

Blick auf die Geschichte der Kategorienlehre[1]).

Im Folgenden soll keine Geschichte der Kategorienlehre geboten werden, die ja notwendig zugleich eine Geschichte der Philosophie selbst wäre. Denn „Kategorien" sind nicht vereinzelte Begriffe und Lehrstücke, sondern letzte Grundlagen wie Ergebnisse des gesamten philosophischen Denkens. An dieser Stelle muß es genügen, einen kurzen Bescheid über die wichtigsten Grundauffassungen der Kategorien zu geben.

1. Aristoteles.

Die aristotelische Kategorienlehre gilt jetzt als ein Lehrgut der griechischen Philosophie, dessen Alter über Platon bis Pythagoras hinaufreicht. Bei Aristoteles sind die Kategorien letzte Aussagen, oberste Gattungen des Seins (*γένη ἢ σχήματα τῆς κατηγορίας; κατηγορίαι τοῦ ὄντος*). „Jedes ohne Verbindung gesprochene Wort" bezeichnet notwendig entweder 1. eine Wesenheit oder Substanz (*οὐσία*, z. B.: der Mensch); 2. ein Quantum (*ποσόν*, z. B.: zwei Ellen lang); 3. eine Qualität

---

1) Schriften hierzu: Trendelenburg, Geschichte der Kategorienlehre in „Historische Beiträge zur Philosophie", I. Bd., Berlin 1846; Kuno Fischer, System der Logik und Metaphysik, 2. Aufl., Heidelberg 1865 (gibt einen kurzen Abriß der Geschichte der Kategorienlehre); O. Külpe, Zur Kategorienlehre. Sitzungsberichte der bayer. Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-philologische Klasse, Jahrg. 1915. München 1915 (behandelt die Gegenwart). — Von nicht geschichtlichen modernen Werken: E. v. Hartmann, Kategorienlehre, Leipzig 1896.

(ποιόν, z. B.: weiß); 4. eine Relation (πρός τι, z. B.: doppelt, halb); 5. ein Wo (ποῦ, z. B.: im Lyzeum); 6. ein Wann (ποτέ, z. B.: gestern); 7. eine Lage (κεῖσθαι, z. B.: er liegt, er sitzt); 8. ein sich Verhalten (ἔχειν, habitus, wie: er ist beschuht, bewaffnet); 9. ein Tun, Affizieren (ποιεῖν, z. B.: er schneidet); 10. ein Leiden, Affiziertwerden (πάσχειν, z. B.: er wird geschnitten).

In dieser Reihe ist die Substanz die grundlegende Kategorie. Sie ist der Träger aller andern, die sich zu ihr nur als Inhärentien verhalten. „Es gibt kein Gemeinsames der Substanz und der Kategorien," sagt Aristoteles[1]), weil die andern Kategorien nur Bestimmungen am Wesen, an der Substanz sind. Nur die Relation (πρός τι) macht hiervon insofern eine Ausnahme, als sie als die allgemeine Kategorie des Inhärierens selbst gefaßt werden kann.

Nach Trendelenburg soll den Leitfaden für die Kategorienreihe die Sprache, die Grammatik, hergegeben haben, wodurch eine Verwandtschaft mit Kantens Ableitung aus der Urteilstafel sich ergäbe. Wie dem auch sei, die aristotelischen Kategorien sind jedenfalls nicht wie die Kantischen als Stammweisen des Denkens zu fassen, sondern als solche des Seins.

Auffallend an der aristotelischen Tafel ist, daß Zweck und Ursache, Form und Materie, Möglichkeit und Wirklichkeit, wie sie größtenteils bei Kant und Fichte vorkommen, fehlen. Das kommt aber daher, daß vor Aristoteles' Kategorienlehre seine „Lehre von den ontologischen Prinzipien" steht, die auch „Lehre von den vier Ursachen", nämlich Form, Stoff, Zweck, Bewegungsprinzip, genannt wird. Eine Verbindung dieser Prinzipienlehre, in der die eigentlichen Urkategorien beschlossen sind, mit der Kategorienlehre ist von Aristoteles unterlassen worden. Sie ist aber, wenn man näher zusieht, durch den Begriff der

[1]) Aristoteles, „Metaphysik", XII, 4, 3.

Substanz gegeben, wie folgende kurze Darlegung noch zeigen möge.

Die aristotelische Form (εἶδος, ratio, λόγος, ähnlich der platonischen Idee) ist das, was das Wesenhafte an den einzelnen Dingen ausmacht. Sie ist aber nicht nur das Wesenhafte, sondern das Rationale an ihnen, durch sie sind die Dinge denkbar, werden sie zum Denkinhalt, zum νοητόν. Ferner ist mit der Form auch schon der Zweck (τέλος, τὸ οὗ ἕνεκα) gegeben, denn der Zweck des Dinges ist seine Form, die Form des Dinges bestimmt seinen Zweck. An einer Blüte z. B. ist die „Form" nicht das zeichnerische Bild (die bloß äußere Form), sondern ihre Art zu sein und zu leben: das Blühen, z. B. im Gegensatz zum Grünen, zum Wurzelsein. Gerade damit ist aber ihr „Zweck", das Weswegen ihres Seins und Werdens umschrieben. — Der Form steht gegenüber die Materie oder der Stoff und schließlich kommt noch die Bewegung hinzu. Der Stoff (ὕλη) gibt die Unterlagen für die Aussagen (Prädikate, Inhärentien), das ὑποκείμενον, substratum. Der Begriff der „Bewegung" (κίνησις, bewegende Ursache) ist nicht örtlich zu fassen, sondern im Sinne von Veränderung überhaupt. Veränderung schließt aber ein Werden in sich, wodurch das, was noch nicht geworden ist, als ein Mögliches (Potenz, δύναμις) von dem, was ist als Wirkliches (Actus, ἐνέργεια) sich unterscheidet.

Dieser kurze Überblick über die ontologische Grundsatzlehre und die Kategorientafel des Aristoteles beweist deutlich unsere obige Behauptung, daß die aristotelische Tafel nur eine Tafel der Substantialität und ihrer Inhärentien ist, keineswegs aber eine Lehre von den Weisen des Seienden überhaupt, keine Kategorienlehre im allgemeinsten Sinne. Diese kommt vielmehr größtenteils in der Lehre von den vier ontologischen Prinzipien vor. In dieser stehen, wenn man die Dinge richtig betrachtet, an oberster Stelle Form und Zweck als methodologisch

miteinander eng verbundene, fast identische Begriffe; sogar das vierte Prinzip, die Bewegung (Veränderung) läuft wieder insofern auf Form und Zweck hinaus, als Form und Zweck in ihren verschiedenen Stadien (genetisch gesehen) mit „Werden", mit „Bewegung" im Sinne von Veränderung zusammenfallen.

Darum erweist sich als der methodologische Hauptbegriff der aristotelischen Weltbetrachtung zuletzt der Zweck. Denn indem Form und Zweck zusammentreffen, bleibt die Form im ontologischen Bereiche, während „Zweck" der methodologische Hauptbegriff wird, unter dem die Welt zu betrachten ist (und dem auch die genetische Seite des Gegenstandes, die Veränderung, unterliegt). Der Stoff allein bleibt als Gegenseite übrig. Darum ergeben sich zuletzt nur zwei Urgegensätze: Zweck gegen Stoff, von denen der letztere, als das bloß Leere und zu Bestimmende, nur uneigentlich Wirkliche das Verfahren der Wissenschaft nicht beherrschen kann. Für die rein mechanische (mechanisch-kausale) Auffassung der Welt bleibt dabei kein Raum mehr übrig.

Wir kommen zu dem Schlusse, daß in der aristotelischen Prinzipien- wie Kategorienlehre die Kategorie: Ursache — Wirkung (im Sinne der bloßen Aufeinanderfolge und mechanischen Notwendigkeit) gar nicht vorkommt; sondern die Betrachtung der Welt unter dem Gesichtspunkt des Zweckes ist es, die von ihr als beherrschender methodischer Grundsatz ausgeht, wie es denn alle aristotelische Wissenschaft deutlich zeigt. Dieses darzutun, sollte der Kern unserer kurzen Betrachtung des Aristoteles sein.

2. Kant.

Von den nacharistotelischen Lehren wären jene Plotins und der Scholastik hervorzuheben, die aber grundsätzlich wenig Neues bringen. Namentlich von der Scholastik gilt das Vor-

herrschen der verfahrenmäßigen Bedeutung des Zweckbegriffes in der Wissenschaft, trotz der Fortbildung der Ursachenlehre zur Unterscheidung einer vierfachen Ursache: der causa materialis — formalis — efficiens — finalis. Denn in dieser Unterscheidung verhält sich Materie — Form — Bewegung — Zweck wieder in der früher dargestellten Weise. Erst die Neuscholastik sucht in der Bewegungsursache (causa efficiens) mechanische Elemente (während sie in Wahrheit nur das Moment der Aktualisierung enthält), und gerät insofern auch in Widerspruch zum Begriff der Zweckursache.

Sehen wir von den Empiristen der N e u zeit ab, die eine systematische Kategorienlehre nicht entwickelten, so kommt erst bei Kant Neues zum Vorschein, wie er zugleich die Zusammenfassung der Bewegung ist, die seit Descartes und überhaupt seit der Abwendung der Philosophie von der Scholastik die moderne Zeit ergriff. Kant unterscheidet sich von Aristoteles grundsätzlich dadurch, daß er die Stammbegriffe des Verstandes, des Denkens, aufzeigen will, nicht solche des Gegenstandes, des Seins an sich. Kantens Aufgabe war, nachdem die zersetzende Skepsis (s. Nominalismus, Descartes) ein naives Ausgehen vom Gegenstande unmöglich gemacht hatte, vom Subjekt aus die Objektivität zu begründen. Er geht von bloßen Verstandesbegriffen aus mit der Absicht, sie zu ontologischen Begriffen zu erheben. Er erreicht sein Ziel n i ch t. Aber sein subjektiver Ausgangspunkt, der Verstandesbegriff, ist derart blendend, daß er seither alles beherrscht. Und in Wahrheit enthält er denn auch ein unverlierbares Element alles philosophischen Denkens in sich.

Gegen die Kategorien des Aristoteles wendet Kant ein, daß sie mehr oder weniger planlos zusammengestellt seien. Es gelte aber, einen Grundsatz zu finden, nach welchem der Verstand in seinen Denkweisen (die ja nach ihm zugleich den Gegenstand gestalten, b i l d e n) völlig ausgemessen werden könne.

Er findet ihn im Urteil. Das Urteil sei jene Verstandeshandlung, die alle übrigen in sich enthält. Faßt man daher die Arten des Urteils richtig, so hat man auch die Stammbegriffe des Verstandes. Die folgende bekannte Tafel ist das Ergebnis dieser Überlegungen Kantens [1]).

Tafel der Urteile.	**Tafel der Kategorien.**
1. Quantität:	1. Quantität:
a) Allgemeine [Beisp.: Alle S sind P].	a) Einheit.
b) Besondere oder partikuläre [einige S sind P].	b) Vielheit.
c) Einzelne oder individuelle [ein S ist P, Bismarck ist ein großer Mann].	c) Allheit.
2. Qualität:	2. Qualität:
a) Bejahende [S ist P].	a) Realität.
b) Verneinende [S ist nicht P].	b) Negation.
c) Unendliche oder limitierende [S ist ein Nicht-P].	c) Limitation.
3. Relation:	3. Relation:
a) Kategorische [S ist P].	a) Inhärenz u. Subsistenz (substantia et accidens).
b) Hypothetische [wenn S ist, ist P].	b) Kausalität u. Dependenz (Ursache u. Wirkung).
c) Disjunktive [S ist entweder P oder Qu oder R].	c) Gemeinschaft (Wechselwirkung zwischen Handelndem u. Leidendem).
4. Modalität:	4. Modalität:
a) Problematische [S kann P sein].	a) Möglichkeit u. Unmöglichkeit.
b) Assertorische [S ist P].	b) Dasein und Nichtsein.
c) Apodiktische [S muß P sein].	c) Notwendigkeit u. Zufälligkeit.

Zur Erläuterung dieses Gebäudes der Kategorien, dessen erschöpfende Besprechung hier nicht beabsichtigt ist, mögen folgende Bemerkungen genügen.

---

[1]) „Kritik der reinen Vernunft", S. 95 ff. und S. 106 ff. (Vorländer).

Aus der Tafel der Urteile, an der besonders die Symmetrie der Zwölfzahl hervorzuheben ist neben der die Tatsache, daß c immer die Synthesis von a und b darstellt (worin bekanntlich der Ursprung der späteren „dialektischen Methode" liegt), folgt, wie ersichtlich, die Kategorientafel unmittelbar.

Die eigentliche Leistung liegt nicht in der Systematik der Tafel, sondern darin, daß sie die Frage beantworten soll: Wie ist Erfahrung möglich? Welche Frage die sogenannte „transzendentale Deduktion" in sich schließt, d. h. die Aufforderung, die Bedingungen der Erfahrung zu deduzieren. Nach Kant nämlich ist Erfahrung nur dadurch möglich, daß das Denken des Gegenstandes (das Erfahren) auf jenem Apriori beruht, welches eben die Stammbegriffe, die Kategorien ausmacht. Nichts Objektives, Transzendentes, Metaphysisches, Ontisches liegt in diesen Kategorien, daher sind die Dinge nur Phänomena, nicht Noumena, nicht an sich; auch nichts Psychologisches (= kein psychologisch-kausaler Prozeß), auch nichts bloß Subjektives (nur mir als einem besondern Subjekt angehörendes) liegt darin; sondern in ihnen liegen die Geltungsgründe des Denkens, die allgemein sind. Die Kategorien sind also das Apriori unseres Verstandes in dem Sinne, daß sie allein objektiv gültig sind und darum allein Wahrheit begründen. Wie diese Kategorien psychologisch und physiologisch bedingt sind, oder durch welchen Mechanismus sie gleichsam funktionieren, sich im empirischen Denken psychologisch durchsetzen, gehört gar nicht hierher, ist überhaupt keine erkenntnistheoretische Frage und keine Frage der Kategorienlehre. Mit dieser Auseinanderhaltung von Gültigkeit (Geltung, Wert, Apriori) auf der einen Seite und empirischem Stoff wie empirischer Mechanik der Erfahrung, Verursächlichung (Psychologismus und Empirie) auf der andern Seite, ist ein Hauptgedanke Kantens, der namentlich von der neukantischen Schule stark ausgearbeitet wurde, durchgeführt. Die Kategorien sagen

uns: Es gibt Bedingungen, unter denen das, was wirklich gedacht wird, zum Gegenstand geordnet wird und Wahrheitsgehalt erlangt, diese Bedingungen sind apriorische; dagegen ist der Inhalt des wirklich Gedachten wechselnd, empirisch. Der Inhalt des Gedachten ist damit von seinen Gültigkeitsbedingungen eigentlich getrennt (nur durch die vage Bedingung der „transzendentalen Affinität" beschränkt).

So betrachtet, würde sich die Gültigkeit oder Apriorität als eine neue Kategorie, ja als die Urkategorie der Kantischen Erkenntniskritik und Methodologie ergeben, die aber in der Kategorientafel nicht vorkommt. Ihr müßte dann die Ursächlichkeit, als die Kategorie des Empirischen, Mechanischen, Wechselnd-Inhaltlichen gegenübergestellt werden.

Das letzte Prinzip der ganzen Deduktion aber, das in der Kategorientafel gleichfalls nicht vorkommt, ist nach Kant das „Gesetz der transzendentalen Apperzeption", auch transzendentale Synthesis genannt, welches in nichts andrem besteht als darin, daß das Mannigfaltige unseres Bewußtseinsinhaltes zur Einheit verbunden wird. Wie soll nämlich die empirisch vorgefundene Einheit unseres Bewußtseins erklärt werden? Unsere Eindrücke sind immer mannigfaltig und doch verbinden sie sich und werden in unserem „Ich" und unserer Persönlichkeit zur Einheit. Ich nehme die Dinge im Zimmer hier wahr; ich treibe ein Geschäft. Zimmer und Geschäft ist meine Vorstellung. Dieses dabei tätige, denkende „ich . . . . ." ist die Grundtat, ist die grundlegende „Synthesis". Kant nannte diese Grundtatsache, daß jede Vorstellung des Bewußtseins als meine Vorstellung gewußt und dadurch zur Einheit zusammengefaßt wird, die „transzendentale Apperzeption" oder „transzendentale Synthesis". Kant sagt darüber: Anstatt dieser synthetischen Einheit könnte ja auch „eine Rhapsodie von Wahrnehmungen" da sein[1]). (Bei Verrückten kann

[1]) „Kritik der reinen Vernunft", S. 195.

dies annähernd zutreffen, gänzlich kann es niemals der Fall sein.) Dann könnte aber von keinem „durchgängig verknüpften Bewußtsein" mehr die Rede sein. Erst die Zusammenfassung zur Einheit, die transzendentale Synthesis, bringt Bewußtsein hervor. Nicht im psychologischen Sinne des bloßen Erlebnisses, sondern im Sinne der Wahrheit (welche durch die Einheit der Funktionen verbürgt wird). — Die transzendentale Synthesis ist daher die Urwurzel aller Gültigkeit, die Stammbegriffe sind nichts andres als die Grund- und Urwege, die der Verstand einschlägt, um diese Einheit des Bewußtseins im Einzelnen durchzuführen: Indem Vielheit, Allheit, Ursächlichkeit, Möglichkeit, Wirklichkeit usw. gedacht werden, betätigt sich, funktioniert gleichsam die transzendentale Apperzeption und damit erhalten auch die Dinge und Wahrnehmungen erst ihre Bestimmtheit. Diesen großen Sinn hat die Kategorientafel bei Kant.

Was nun den Inhalt der Kategorientafel, d. h. das Gebäude der Kategorien selbst anbelangt, so enthält es bekanntlich große Mängel. Schon die Einteilung der Urteile, von der Kant ausgeht, ist in manchen Punkten anzuzweifeln, z. B. die Scheidung in assertorische, apodiktische, limitierende und manche andre. Zu den Kategorien sei im Einzelnen nur bemerkt, daß die „Wechselwirkung" in Wahrheit keine eigene Kategorie ist, sondern einfach Kausalität, nämlich Aufeinanderwirken. — Grundsätzlich viel schlimmer aber ist es, daß das Urteil gar nicht die Form ist, die alle Denkakte primär enthält. Das Bewußtsein arbeitet gar nicht so, daß einzelne Bewußtseinsstücke in ihm herumschwämmen und dann erst (nachträglich!) durch Synthesis vereinigt würden (welche Synthesis ein Urteil wäre). Hier ist ein individualistisch-atomistisches Grundelement in der Kantischen Lehre vorhanden, nicht in der letzten Meinung und Absicht Kantens, aber in den Mitteln der Durchführung! Es ist gar nicht der Fall, daß die Einheit des Bewußtseins durch Überwindung einer „Rhapsodie", eines

Gemenges von Bewußtseinsstücken (Wahrnehmungs- oder Vorstellungselementen) zur Harmonie gewonnen wird, noch gewonnen werden könnte. Wären zuerst gleichsam selbständige, autarke Bewußtseinsstücke da, die erst nachträglich vereinigt würden, dann wäre die Grundtatsache von Bewußtheit, von Vorgestelltheit, von Verstandesteilen im weitesten Sinne *vor* dem Verstande, *vor* der Einheit, d. h. das Ding *vor* dem Gedachtwerden und die ganze Kantische Aufgabe, die transzendentale Deduktion, die Findung der Stammbegriffe, welche *aus* der Einheit folgen müssen, wäre unlösbar. Hier liegt unseres Ermessens die eigentliche Schwäche der Kategorientafel ihrem *Inhalte* nach — daß sie nämlich aus dem Detail des Bewußtseins (aus dem Urteil) abgeleitet ist. Aber es liegt hier auch zweifellos eine grundsätzliche Schwäche der ganzen Erkenntniskritik Kantens. So genial sein Begriff der transzendentalen Apperzeption ist, seine Ausführung ist grundsätzlich in der verkehrten Richtung versucht worden. Apperzeption ist als Vereinigung aus Stücken (d. h. als nachträgliche Vereinheitlichung aus schon vorher vorhandenen Stücken) nicht denkbar; sondern *Ausgliederung* des Einen, Besonderung, Determination kann allein ihren Weg bezeichnen. Diesen Weg hat Fichte später versucht.

Wie kommt es, daß in Kants Tafel die Zweckkategorie fehlt? — Das bedingt unseres Ermessens die Kategorie der Ursächlichkeit, welche ja die Dinge als „nach einer Regel" bestimmt werden läßt, also keine Bestimmung nach dem Zweckzusammenhang mehr erlaubt! Kant hat aber den Zweckbegriff bekanntlich an anderer Stelle mit dem berühmten Begriff des „Als ob" wieder eingeführt (der jetzt von Vaihinger gar *laienhaft* mißbraucht wurde). Wer die Natur als nach Zwecken bestimmt betrachten würde, so lautet sein Gedankengang, der ginge fehl, doch ist dieser Weg als „heuristisches Prinzip" gestattet, d. h. die Zweckkategorie soll zur Auffindung von ur-

sächlicher Bedingtheit führen. Doch ist hiergegen Folgendes einzuwenden: Wenn man die Natur überhaupt so betrachten kann, als ob ein Zweck in ihr wohnte, so muß auch eine reale Unterlage dieser Annahme in ihr selbst enthalten sein. Ich kann z. B. den Menschen nur dann so betrachten, „als ob" er schwimmen könnte, wenn in der Tatsache, daß er einen Körper hat, der schwer ist und Wasser verdrängt, hierfür ein realer Anhaltspunkt gegeben ist. Für einen spiritistischen „Astralleib" dagegen, der gar kein Wasser verdrängt, hätte auch die Annahme, „als ob" er schwämme, gar keinen Sinn. Die Unterstellung „als ob" muß also stets im Wesen des Gegenstandes selbst eine Rechtfertigung finden! — Wichtiger für unsere Frage ist aber die berühmte Kantische Lehre vom „Primat der praktischen Vernunft", wonach nicht das theoretische Erkennen, sondern das Sittliche, d. i. das auf Zwecke gerichtete Streben und Verhalten des Menschen das Ursprüngliche sei. Wenn das nun zutrifft — so muß man schließen — dann kann unmöglich innerhalb der theoretischen Betrachtung vom Zwecke abgesehen werden, wie wir ja auch bei Aristoteles sahen, daß Wesen (Form, Denkinhalt, λόγος, ratio) und Zweck notwendig aufeinander hinweisen. Wir sehen daher hier bei Kant den Widerspruch: daß einerseits theoretisches Erkennen und Wirklichkeit den Zweck in sich irgendwie möglich machen, ja ihn schon irgendwie in sich enthalten muß (sowohl nach dem „als ob" wie nach dem Primat der sittlichen Vernunft); während anderseits die Kausalität als Denkform mit der Form des sittlichen Zweckes und der Form teleologischer Erkenntnis unverträglich ist. Auch von der transzendentalen Apperzeption selbst endlich muß man folgerichtig sagen, daß sie selbst schon auf das theoretische Verhalten des Menschen als sinnvoll-einheitlich Gesetztes und in diesem Sinne als Zweck geht. Hier liegt also in Wahrheit die Urkategorie des Zweckes beschlossen. Kants Kategorienlehre leidet an dem Riß zwischen praktischer und theoretischer

Vernunft. Die Konstruktion des „Als ob" und die in der Kategorientafel nicht berücksichtigte Lehre vom „Primat der praktischen Vernunft" sind nur aphoristische, nicht zu Ende geführte Versuche, diesen Riß zu überbrücken.

3. Fichte.

Mit vollkommener Entschiedenheit ist F i c h t e von der transzendentalen Apperzeption ausgegangen und hat den von der Kantischen Problemstellung aus einzig richtigen Versuch gemacht, die Kategorien als Weisen dieser Einheitstat, als Weisen ihrer Ursetzung zu bestimmen und abzuleiten. Die Kategorien sind jetzt allerdings noch ebenso wie bei Kant die Stammbegriffe des Verstandes, aber noch wesentlicher ist, daß sie Handlungen der Intelligenz sind (wodurch auch mit dem Primat der praktischen Vernunft Ernst gemacht wird). — An dieser Stelle mögen folgende Betrachtungen der wesentlichsten Grundlagen der Fichteschen Kategorienlehre genügen[1]).

Ausgangspunkt ist der Satz, „das Ich setzt sich selbst, und es ist vermöge dieses bloßen Setzens durch sich selbst[2])". Hiermit ergibt sich:

1. Setzen schlechthin, nach Art von A = A, als die K a t e g o r i e d e r R e a l i t ä t. — Dieser oft nicht richtig verstandene Satz Fichtes, „das Ich setzt sich selbst", ist nur eine bestimmte Wendung des Gedankens der transzendentalen Apperzeption, die ja gleichfalls als reine Aktivität gefaßt werden muß; was übrigens eine unverlierbare Wahrheit aller nicht-empiristischen Philosophie bedeutet. Wie sollte Aktivität anders zu denken sein, denn als Selbstsetzung? — Durch den Begriff der Selbstsetzung aber wird das Ich die Quelle der Realität

---

[1]) Vgl. Fichte, „Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre", in der Ausgabe von Medikus, Bd. I, S. 285 ff. (Bd. I, S. 91 der Sämtl. Werke).
[2]) a. a. O., S. 290 (I, 96).

und seine eigene Schöpfung. Denn Ich (transzendentale Apperzeption) ist Tat, reine, das heißt schöpferische Tat.

2. Gegensetzen. Das Ich setzt sich ein Nicht-Ich entgegen. Auch dieser scheinbar so schwierige Begriff ist einfach und zuletzt unwiderleglich, er sagt: alles, was das Ich setzt, ist nicht es selbst, ist ein Nicht-Ich — wie ja die Erfahrung überall zeigt. Denn z. B. ein Gedanke, eine Handlung, die das empirische Ich setzt, findet sich dem Ich gleichsam gegenüber, vom Ich in irgendeiner Weise grundsätzlich getrennt; darum als „Nicht-Ich". Das Nicht-Ich hat darum, so sagt Fichte, die Form —A. Die Setzung in ihrer Eigenschaft als Gegensetzung geschieht also nach der Formel —A nicht = A. Dieses ergibt nach Fichte die Kategorie der Negation[1]), wozu Fichte als Nebenkategorie die Teilbarkeit = Quantität, ferner die Begrenzung der Quantität = Qualität hinzufügt.

Fichte kleidet diesen Gedankengang in die schwierigen Formeln: 1. Das Ich setzt im Ich das Nicht-Ich; eine Formel, die aber zuletzt nur besagt, daß das Gesetzte eine Setzung des Ich ist, also im Ich-Bereiche geschieht, ichhafter Art ist, was nicht bestritten werden kann; 2. Das Ich setzt im Ich dem teilbaren Ich das teilbare Nicht-Ich entgegen (was aus dem Begriff der Teilung oder Teilbarkeit folgt, von dem Fichte annimmt, daß er in der Negation, der Gegensetzung, liege). — Ferner ist zu bemerken: Beide angeführten Sätze besagen zugleich, daß erst durch die Entgegensetzung (durch das, was nicht Ich ist) das Ich selbst aktuiert werden, selbst erscheinen kann, denn setzen kann man nur, wenn man ein etwas, das ist aber ein Andres als das Ich, setzt. Somit erscheint an dieser Anderheit, an diesem Unterschiede erst das Ich, erst an seiner Gegensetzung, seinem Gegenstande. Wenn das Nicht-Ich dennoch „im Ich" gesetzt wird, so wird doch das Ich selbst erst in dieser Setzung — die natürlich nicht in ein Außerhalb fallen kann — aktuiert.

3. Wechselbestimmung. (Nach der Formel: $\pm$ A.) Sie besteht in der Vereinung der absoluten Tätigkeit im Ich (dem

---

[1]) a. a. O., S. 299.

Setzen) und dem absoluten Leiden (Bestimmtwerden, Gesetztwerden) des Ich durch das (gesetzte) Nicht-Ich. Fichte kleidet dies in den schwierigen Satz „durch die Bestimmung der Realität oder Negation [denn erst durch die negierende Gegensetzung wird das Ich aktuiert oder real[1])] des Ich wird zugleich die Negation oder Realität des Nicht-Ich [will sagen, auch das Nicht-Ich hat am Ich eine Negation, auch das Nicht-Ich wird durch den Gegensatz, den das Ich ihm gegenüber darstellt, erst realisiert] bestimmt[2])".

Fichte setzt die Wechselbestimmung gleich der Relation, diese, als Beziehung zwischen den Dingen, gleich der W e ch s e l - w i r k u n g, also zuletzt gleich der Kausalität. Die Synthesis „Wechselbestimmung" besteht nach ihm darin, „daß man in Entgegengesetzten diejenigen Merkmale aufsuche, worin sie g l e i ch sind[3])." Das geschieht durch den Begriff der Teilbarkeit und ergibt ihm den logischen Satz, den man bisher den des Grundes nannte: A z u m T e i l = — A. — „Zum Teil" ist also dabei das in beiden Größen enthaltene: der Beziehungsgrund. Es ist ersichtlich, daß Fichte hier auf die Kausalität hinsteuert. — Weitere N e b e n k a t e g o r i e n aus der Wechselbestimmung sind: Substanz — Akzidens, was Fichte dahin bestimmt, daß Substanz den ganzen Umkreis der Realität begreift, Akzidens die nicht schlechthin bestimmte Sphäre, d. h. das Ich als nicht schlechthin bestimmte Sphäre, umfaßt[4]).

Der Ausgangspunkt Fichtes ist von denkwürdiger Kraft und Tiefe und nicht leicht wird man in der Geschichte der Philosophie Ähnliches finden. Daß sein Versuch so wenig greif-

---

[1]) Einschaltungen in eckigen Klammern stammen hier wie später von mir. Spann.

[2]) a. a. O., S. 326.

[3]) a. a. O., S. 307.

[4]) a. a. O., S. 327.

baren Erfolg brachte, liegt daran, daß die Ableitung gleich nach dem ersten Schritte durch eine geringe begriffliche Ungenauigkeit in eine fehlerhafte Richtung kam. Die „Gegensetzung" ist nämlich in Wahrheit keine eigentliche Negation, sondern Position. Jede Position (positive Bestimmung, aufbauende Begrenzung) hat zwar die Weise, etwas anderes als das zu sein, was vor ihr war, als das, was die erste Position noch nicht an sich hatte, also in diesem Sinne (des bloßen Unterschiedes) einen Gegensatz zu enthalten; aber sie ist darum noch keine Verneinung. Ferner wäre auch die Verneinung noch keine Teilung. Wie kann in diese rein logischen Bestimmungen „Quantität" hineinkommen? Um der Kausalitätskategorie willen, die damals, vor der Naturphilosophie, noch gänzlich herrschte, lenkte Fichte unbewußt in ein mechanistisches Fahrwasser ein.

Indem das Nicht-Ich als absolute Entgegensetzung gefaßt wurde, entstand für Fichte auch die Seelenlosigkeit der Natur (des Nicht-Ich) und schließlich der rein sittliche Idealismus, dem das Nicht-Ich als bloße Aufgabe, gleichsam als Sturmbock für die sittliche Entfaltung des Einzelnen erschien, ein Punkt, der später durch den großen Wurf der Schellingischen Naturphilosophie berichtigt wurde.

Dagegen hatte Fichte mit dem anfänglichen Begriff der Wechselbestimmung insofern einen glücklichen Schritt getan, als in ihm die Wechselseitigkeit enthalten ist — das hätte zwar gerade die Verneinung der Kategorie der Ursächlichkeit ergeben; indessen stand Fichte noch zu sehr unter dem Banne Kantens und der Empiristen, weshalb er den großen Ansatz wieder verlor.

Eine gewaltige Leistung liegt in Fichtes Überwindung des Gegensatzes von praktischer und theoretischer Vernunft, indem nun Vernunft nur „praktisch", d. h. wesentlich sittlich bestimmt ist. Die Sätze:

Das Ich setzt sich bestimmt durch das Nicht-Ich, d. h. es verhält sich theoretisch;

das Ich setzt sich bestimmend das Nicht-Ich, d. h. es verhält sich praktisch,

werden in ihrem Kern auch für eine nicht transzendentale Philosophie, auch für einen ontologischen Standpunkt, z. B. platonisch-aristotelischer Art, zuletzt immer gültig bleiben. Sie allein beweisen schon, daß Fichtes Kategorienlehre höher steht als jene Kantens.

Ein großer Zug in der Fichteschen Kategorienlehre ist besonders auch der, daß keine Kategorie allein denkbar ist. Die Kategorien gehören bei ihm viel wesenhafter zusammen als bei Kant, keine ist sich selbst genug, jede ist durch die andere vermittelt und in diesem gegenseitigen Sinne aus ihr abgeleitet. Die Aufhebung einer einzigen Grundkategorie, z. B. der Setzung, wäre die Vernichtung des ganzen Systems — was wohl von keiner andern Kategorienlehre in der Geschichte der Philosophie in solch unmittelbarer Weise gilt, wie bei Fichte.

Endlich zeigt sich, was heute verkannt wird, bei Fichte schon jene große Wendung, die dann Hegel ganz vollzieht: Die Stammbegriffe des Verstandes sind zugleich Stammbegriffe des Seins, d. h. die erkenntnistheoretischen Kategorien werden zugleich ontologische Kategorien.

4. Hegel.

Eine Darstellung der Voraussetzungen der Hegelischen Kategorienlehre müßte zu weit ausgreifen, als daß sie hier möglich wäre. Darum sei es erlaubt, unvermittelt seine Tafel der Grundweisen des Seins in vereinfachter Form hierherzusetzen.

I. Sein[1]**:**
Qualität
Quantität
Maß = **II. Wesen**[2])
Grund [z. B. Eichenheit]
Erscheinung [z. B. die einzelne Eiche]
Wirklichkeit = **III. Begriff.**
Subjekt [subjektiver Begriff oder Zweck]
Objekt[3])
Idee: **IV. Idee** oder Selbstzweck[4])
Leben
Erkennen u. Wollen
Absolute Idee

Hegels Ausgangspunkt ist jener Schellings (welcher wieder nur eine fortbildende Abwandlung desjenigen von Fichte ist): die Identität von Natur und Geist, der Gedanke, daß sich im Sein wie im Denken ein und dasselbe absolute Prinzip darstellt. Hegel faßt dieses Prinzip zunächst ontologisch und bestimmt es als die absolute Vernunft (nicht die individuelle Vernunft), in welcher Beziehung, aber nur in dieser, sein System zum Panlogismus wird. Ein sich selbst offenbarendes Wesen oder Geist ist es, der sich in der Welt darstellt. Der Übergang von der erkenntnistheoretischen Auffassung zur ontologischen Auffassung, den Fichte angebahnt hat, ist bei Hegel vollendet. Die Hegelische Kategorienlehre ist zugleich Onto-

---

[1]) Die inneren Unterteilungen sind in der obigen Tafel übergangen, z. B. die Unterteilung des Seins als: Sein (das noch Unbestimmte, Leere); Nichtsein; Dasein oder Qualität.

[2]) Ähnlich der aristotelischen „Form", dem τὸ τι ἦν εἶναι = Das logische Prius der Dinge. Hegels Lehre enthält daher den großen, aristotelisch anmutenden Satz: „Das Wesen erscheint."

[3]) Objektiver Begriff = Mechanismus, Natur, das Anderssein oder die Objektivierung des Begriffes.

[4]) Einheit von Mittel und Zweck.

logie, ähnlich wie die aristotelische. Darum gilt für Hegel die Gleichung: Logik oder Kategorienlehre = Metaphysik = Theologie.

Als das Großartigste an der Hegelischen Tafel darf es bezeichnet werden, daß in ihr weder Ursächlichkeit noch Zweck als tragende Kategorien vorkommen; sondern die Kategorien der Welt sind die Selbstbestimmungen des Geistigen, des Weltgeistes, zum Sein — ein Gedanke, der ja auch schon in Fichtes und Schellings Lehre vorliegt, aber dort nicht eigentlich entwickelt wurde. Alles verknüpft sich, das ist der Grundzug der Hegelischen Tafel, sinnvoll, nach göttlicher Vernunft, als Grund und Folge, d. h. dialektisch-logisch. Nicht causae, sondern rationes beherrschen Welt und Leben!

Soll auch über die Mängel der Hegelischen Tafel etwas gesagt werden, so möchte es zunächst das sein, daß das dialektische Verfahren, das Verfahren der Entgegensetzung nach dem Gerüste: Setzung (These) — Entgegensetzung (Verneinung, Antithese) — Zusammenfassung (Synthese, die Vereinigung durch Ineinsbildung und Aufhebung der Gegensätze) nicht durchaus stichhaltig ist, trotz der großen Wahrheit, die es zugleich in sich enthält. Auf Setzung folgt grundsätzlich, wie wir oben bei Fichte bemerkten, keine Gegensetzung, Verneinung, sondern eine weitere Ausgliederung und Bestimmung, also eher eine Paarung als Trennung, wie unsere später zu entwickelnde Lehre ergeben wird. — Ein anderer, so großartiger wie verhängnisvoller Fehler scheint mir der zu sein, daß Hegel beim Leeren anfängt und dieses Leere als das „Sein" fassen möchte, woraus sich dann, wie er meint, der ganze Weltbau ableiten und bestimmen ließe. Hegel hat als einziger Philosoph versucht, den *Inhalt* des Weltenbaues und der Geschichte aus formalen Voraussetzungen, aus formalen Kategorien, abzuleiten. Dieser Versuch eines Riesengeistes mußte mißglücken, denn das Sein ist niemals ein leeres, das

sich erst erfüllen soll, sondern stets schon ein volles, dessen Fülle sich erst ausgießen soll. Seine Fülle ist also schon da und kann nicht mehr abgeleitet werden! Jeder Versuch, den Inhalt und die Fülle, die Beschaffenheit oder das Was der Welt abzuleiten, muß grundsätzlich fehlschlagen. Man könnte einwenden, daß alles in der Welt mit dem Einfachen beginne, die mächtige Eiche z. B. mit dem unscheinbaren Keime — aber ist der Keim darum das Leere? Gerade er hat Macht und Mannigfaltigkeit noch in ungeahnter Tiefe beisammen. Wollte man schon in der Weise, wie Hegel es unternimmt, die Schritte des Weltbeginns bestimmen, dann müßte, obwohl mit einem Einfachen, doch zugleich mit der wesenhaften Bestimmtheit, wie sie in der Ausgliederung, wie sie im Werden und Wachsen jeder Ganzheit liegt, begonnen werden. Dann wird sich aber zeigen, daß die Ableitung niemals durch formale Kategorien zum Inhalt führen kann. Denn ob aus einem Ei ein Huhn oder eine Taube wird, liegt nicht in den formalen Bestimmungen der Eiheit überhaupt, nicht in der formalen Kraft zu wachsen, sondern im Gehalt des Wesens. Die Welt ist nicht so formal bestimmt, wie es z. B. die Naturgesetze der physikalisch-mathematischen Art annehmen lassen, welche nur nach „Ansätzen", „Anfangswerten" der mathematischen Formeln verlangen, um weitergerechnet zu werden! (siehe die Laplacesche Idee der Weltformel!). Hegel war zu sehr von einem Formalen, sei es des reinen Logismus, sei es der sog. Naturgesetze, verleitet. Wenn wir im Bilde der Laplaceschen Formel bleiben, müßten wir einwenden: daß mit wesenhaft anderen Ansätzen auch wesenhaft andere Ergebnisse, also eigentlich andere Gesetze gültig wären; es kann also schon aus diesem Grunde nicht so sein, daß wir bei gegebenen Formeln mit beliebigen Ansätzen (Anfangswerten) den Lauf der Welt berechnen könnten! — Hegel landete aber im Gegensatz zum Formalismus seines dialektischen Verfahrens bei der Forderung

einer Geschichtsphilosophie, das heißt in den letzten Folgerungen, einer Philosophie der absoluten Geschichtlichkeit der Welt, sowohl der geistig-menschlichen Geschichtswelt, wie sogar (was Hegel noch ablehnte) der Naturwelt. Enthält doch auch die Naturphilosophie diesen Gedanken trotz mancher Verdunkelung schon bei Schelling in sich. Von da aus hätte Hegel die absolute Geschichtlichkeit, d. h. Einzigartigkeit, Unwiederholbarkeit und Unableitbarkeit alles Geschehens erkennen müssen, für welche das Bestehen rein formal gleichbleibender Gesetzlichkeiten ein leerer Begriff bleibt.

5. Moderne Verfasser. Gegenwärtige Lage.

Gegen Hegel ist alle moderne Kategorienlehre ein Rückschritt, weil sie, statt in die Tiefe der großen Gedanken des deutschen Idealismus hinabzusteigen — die sich bei Hegel in gewissem Sinne zusammengefaßt und angesammelt finden — wieder in die Barbarei der aufklärerischen, empiristischen, mechanistischen, naturwissenschaftlich-psychologistischen Art zurück- und hinabgesunken ist, wofür etwa Mach und Richard Avenarius Musterbeispiele darbieten [1]).

Die neukantische Schule, obenan die besondere „Marburger Richtung" (Cohen), kämpfte ja immerhin mit großem Erfolge gegen den Empirismus und Positivismus an, aber sie hat dafür die Tafel Kantens überhaupt zerstört und von ihr besonders durch Zersetzung des Substanzbegriffes eigentlich nur die Ursächlichkeit übrig gelassen. Gerade damit aber befestigte sie wieder die Herrschaft des naturwissenschaftlich-empiristischen Geistes in der verfahrenmäßigen Praxis aller Wissenschaften. „Ursache", einmal als Stammbegriff des Denkens gefaßt, ist ja eine unentrinnbare Bestimmung jedes Vorganges, jedes

[1]) Richard Avenarius: Kritik der reinen Erfahrung. Leipzig 1890 (1. Aufl.).

Gegenstandes und muß daher schließlich die Oberhand gewinnen und die nicht-atomistischen Kategorien zerstören, wie die „Umwandlung des Substanzbegriffes zum Funktionsbegriff" beweist.

Die Neuhegelianer wieder, die in diesem Punkte durch ihren Meister nicht belastet waren, hatten in der Methodologie wenig Regsamkeit gezeigt, waren überhaut nicht geschlossen aufgetreten. (Am meisten kommt hier vielleicht das Buch von Walter Köhler, Geist und Freiheit[1]), in Betracht.)

Verhältnismäßig besser steht es im Punkte der Kategorienlehre noch mit der neuscholastischen Richtung, die sich eng an die thomistisch-aristotelische Lehre anschließt und einen großen philosophischen Schatz abseits vom Leben getreulich hütet[2]). Unsere Berührung mit ihr in wichtigen Punkten wird unten noch öfters zum Ausdruck kommen. Ihr ist aber vorzuhalten, daß sie all die bedeutenden, ihr tief verwandten Gedanken des deutschen Idealismus von Kant bis Hegel beiseite liegen läßt, so daß sie selbst ohne Anregung zur Fortbildung bleibt und den Anschluß an die lebendige Gegenwart, an den durch den deutschen Idealismus bestimmten Gang der Philosophie versäumte. Was sie selbst unterließ, besorgen dafür zum Schaden der Sache die weit weniger gediegenen, logistisch und formalistisch arg verunzierten Lehrversuche der Husserlschule, die ihrerseits an den Neuaristoteliker der siebziger Jahre, Franz Brentano, anknüpft.

Eine Darstellung der heutigen Lehrmeinungen über Kategorien erübrigt sich um so mehr, als Külpe[3]) sie in vortrefflicher, kurzer Übersicht vorgeführt hat. Indem ich auf diese Schrift

---

[1]) Tübingen 1914.

[2]) Ich verweise nur auf Lehmen, S. J., „Lehrbuch der Philosophie auf aristotelisch-scholastischer Grundlage." 1. Bd. Logik, Kritik, Ontologie. 5. Aufl., Freiburg i. Br. 1923; ferner Willmann, „Einführung in die historische Metaphysik", ebenda 1914.

[3]) Zur Kategorienlehre 1915.

verweise, hebe ich im folgenden nur drei Versuche der Gegenwart, jenen Trendelenburgs, Hartmanns und Drieschens, kurz hervor.

Das erste sind die „Logischen Untersuchungen" von Trendelenburg[1]). Sie stehen auf aristotelischem Standpunkt und sind vor allem dadurch bedeutsam, daß Trendelenburg als erster und einziger, neben den kausalmechanischen Kategorien, die „Kategorien der Bewegung", wie er sie nennt, auch „Kategorien aus dem Zweck" entwickelt. Er unterscheidet hauptsächlich folgende: Mittel, organische Quantität, Ebenmaß; organische Form, organische Materie, Organismus und maschinellen Mechanismus, organische Tätigkeit; Ganzes und Teil, Inhärenz, organische Wechselwirkung und organische Kraft. Neben diesem Gebäude der Kategorien „aus dem Zwecke" steht jenes „aus der Bewegung" (Raum, Zeit, Quantität usw.); und neben beiden Gebäuden als den „realen Kategorien" noch ein Gebäude von „modalen Kategorien", die den Kantischen Verstandesbegriffen ähnlich sind (Erscheinung, Wirklichkeit, Grund als Erkenntnis- und Realgrund, Notwendigkeit, Möglichkeit, Unmöglichkeit usf.). — Wenn diese Tafel auch an systematischer Klarheit und Durchdringung des Stoffes zu wünschen übrig läßt und wenn auch die Verbindung eines abgeschwächt Kantischen Elementes mit dem aristotelischen (ontologisch-realen) nicht gelang, so ist dieser Versuch doch deswegen bedeutsam, weil neben dem Gebäude kausaler Kategorien (vornehmlich „der Bewegung") ein eigenes Gebäude nicht kausaler Kategorien, wie schon eingangs gesagt, zum ersten Male versucht wurde.

Eduard Hartmanns „Kategorienlehre"[2]) gibt ein aus Schopenhauer, Hegel und empiristischem Psychologismus unerquicklich zusammengesetztes Gemisch, aber doch ist sein Werk dasjenige, welches vornehmlich als das Kategorienbuch des letzten Geschlechts — des empiristischen Geschlechts! — anzusehen ist. Die Kategorie ist ihm eine „unbewußte Intellektualfunktion" oder eine „unbewußte logische Determination", die eine bestimmte „Beziehung setzt". [Kann man aber, so wäre hier zu fragen, die vorbewußte Intellektualfunktion überhaupt bestimmen?] Diese unbewußten Intellektualfunktionen sollen nun wieder als Betätigungsweisen der unpersönlichen Vernunft aufzufassen sein! Hartmann unterscheidet die Kategorien

---

[1]) 2 Bde, 3. Aufl., Leipzig 1870.

[2]) Leipzig 1896. — In seiner „Geschichte der Metaphysik" hat Hartmann den Kategorien der einzelnen Systeme besondere Aufmerksamkeit geschenkt. (2 Bde., 1899/1900.)

der Sinnlichkeit, des Denkens und des spekulativen Denkens; auf allen drei Gebieten unterscheidet er wieder die „subjektiv-ideale Sphäre", die „objektiv-reale Sphäre" und die „metaphysische Sphäre". Die Relation (Beziehung) wird ihm zur allgemeinen Urkategorie nicht nur der Kategorien des Denkens, sondern auch jener der Sinnlichkeit — ein ganz empiristischer Gedanke, der den Fehler hat, daß es doch ein Etwas sein muß, das auf ein anderes Etwas „bezogen" werden muß, so daß dasjenige, was die Beziehung fundiert, nicht die Beziehung selbst, die Urerscheinung sein müßte. „Beziehung" führt sodann im letzten Grunde auf Kausalität und ist die Kausalität selbst. Es nützt dann wenig, wenn für Hartmann Kausalität in der „metaphysischen Sphäre" überwunden wird und das, was sich in der objektiv-realen Sphäre (kausal) abspielt, nur der Ausdruck metaphysischer Funktionen ist. Ebenso ist keine methodische Klarheit erzielt, wenn Kausalität und Finalität nur als die verschiedenen „Aspekte" einer und derselben Sache erklärt werden; wenn die „ideelle Priorität der Finalität vor der Kausalität" nur metaphysisch in Anspruch genommen wird; weil die Forschung mit solcher unanwendbarer Priorität methodisch nichts anfangen kann. — Trendelenburg wie Hegel geben weit mehr als Hartmann. Dennoch hat Hartmann das Verdienst, auf empiristischem Boden selbst die Unzulänglichkeit der rein mechanischen Kategorien zugegeben und z. T. gezeigt zu haben.

Im Vordergrunde der jüngsten Gegenwart steht die Kategorienlehre von Hans Driesch, über die wir Külpes kurzen Bericht anführen[1]). Külpe führt aus: Eine Eigentümlichkeit der von Driesch entwickelten „Ordnungslehre", die die Metaphysik vorbereiten soll, liegt darin, daß sie eine solipsistische Grundlage für die Kategorienlehre fordert, die zur Frage des Realismus oder Idealismus keine endgültige Stellung nimmt. Die Philosophie zerfällt nach Dr. in die Selbstbesinnungslehre, die die letzten unzerlegbaren Kategorien bewußten Erlebens aufzeigt, in die Ordnungslehre, welche die Ordnungsformen der Gegenstände entwickelt, und die Erkenntnislehre, die erst das Realitätsproblem aufwirft und damit metaphysischen Charakter hat. Die Ordnungslehre (eine Art Logik und Kategorienlehre) geht über das Für-mich-Gültige nicht hinaus. Eine kritische Philosophie muß mit dem Solipsismus beginnen. Das gilt auch für die Ordnungslehre, die von der Voraussetzung des „Ich erlebe denkend"

---

[1]) Külpe, Zur Kategorienlehre, München 1915 (Sitzungsberichte der bayer. Akad. d. W.), S. 16 ff. — Driesch, Ordnungslehre 1912; Wirklichkeitslehre, 1917.

ausgehen muß[1]). Das Ich der Ordnungslehre darf nur sagen: Meine Ordnungssetzungen sollen für meine Erlebtheit gelten. Diese Erlebtheit steht dabei dem Ich gegenüber, als ob sie bestimmte Setzungen für ihre Ordnung forderte. Von Transzendentalem und Subjektivem im Sinne Kantens braucht die Ordnungslehre nicht zu reden. — Nach Dr. gibt es keinen vor dem Ordnungsgeschäft darzulegenden Weg für die Durchführung dieses Geschäfts, wie ihn Kant in seiner Kategorientafel und Hegel in seiner dialektischen Methode beschritten haben. Die Kategorien sind demnach für Dr. erlebte Bestimmungen erlebter Objekte.

Külpe selbst vertritt gegenüber dem von den genannten und anderen modernen Verfassern eingenommenen, mehr oder weniger solipsistischen Standpunkte und Kategorienbegriff die Auffassung, daß die Kategorien „Gegenstandsbestimmtheiten" darstellen, womit er sich im Grunde der ontologischen Auffassung der Kategorien anschließt. Von seinen Darlegungen scheint besonders die folgende bei dem heutigen Stande der Fehden von Belang: „Wenn dem Realismus oft vorgeworfen wird, daß er eine Abbildtheorie für die Erkenntnis vertrete, so ist dem zunächst entgegenzuhalten, daß von einer Abbildung nur in demselben Sinne gesprochen werden kann, in welchem von einer Gleichung zu behaupten wäre, daß sie eine Kurve . . . abbilde. Sodann aber sind die darzustellenden, in der Erkenntnis zu bestimmenden Gegenstände der realen Welt nicht schon vorfindbare Bestandteile der Wahrnehmung, nicht dem Bewußtsein einfach gegeben, sondern erst durch einen Erkenntnisprozeß . . . zu fassen[2])."

---

[1]) Ich füge dem obigen Bericht Külpes hinzu, daß die Ausgangsformel von Driesch nunmehr lautet: „Ich habe bewußt geordnetes Etwas." „„Ich" „habe bewußt" und ‚geordnetes Etwas' sind des Urtatbestandes drei Bestandteile", sagt Driesch. (Wissen und Denken, 2. Aufl., Leipzig 1928, S. 8.)

[2]) Külpe, Zur Kategorienlehre, a. a. O., S. 42.

III.

Rückblick auf die bisherigen Betrachtungen.

Wenn wir unsere geschichtlichen Darlegungen überblicken, so finden wir, daß einerseits die aristotelische und scholastische Kategorienlehre auf dem Wege des Formbegriffes zur *Herrschaft des Zweckbegriffes* und daher zu einer im ganzen teleologisch gerichteten Wissenschaft gelangte; daß dann anderseits seit der Renaissance, dem Empirismus und der Aufklärung die *Herrschaft des reinen Ursachenbegriffes* und der darauf aufgebauten Verfahrenlehre, nämlich der sog. induktiven Methode, richtiger mechanischen und quantifizierenden Methode, folgte und bis heute andauert.

Denn diese Herrschaft konnte durch den deutschen Idealismus von Kant bis Hegel nicht gebrochen werden. Kant vermochte den Primat der praktischen Vernunft, welcher den Zweckbegriff voranstellen müßte, methodologisch nicht durchzuführen, daher behielt die Kategorie der Ursächlichkeit bei ihm und seinen Schulen eine beherrschende Stellung. Bei Fichte, Schelling und Hegel sind wohl die systemgemäßen Bedingungen zur Überwindung des Ursachenbegriffes durchaus gegeben, aber zu einer aufbauenden, entwickelten, nicht-kausalen Verfahrenlehre kommt es teils überhaupt nicht, teils gerät sie, soweit nämlich die dialektische Methode in Frage kommt, bald wieder in Verfall. Darum zeigt die heutige Gegenwart, die wir oben (S. 38 ff.) kurz zu Worte kommen ließen, wieder die unbedingte Herrschaft des Ursächlichkeitsbegriffes.

In mannigfachem Gewande wird diese Herrschaft heute ausgeübt. Zuerst im Kantischen Gewande als unabhängig von der Erfahrung gültige, apriorische Denkform. Zweitens im empiristischen Sinne. Der empiristische Ursachenbegriff ist keineswegs einheitlich. Wesentlich ist ihm aber in allen seinen Spielarten das, daß er eine bloße „Aufeinanderfolge" der Erscheinungen in der Zeit (als Antecedens — Consequens) nach Maßgabe der Erfahrung anerkennt, also auch kein kausales „Band" zwischen ihnen, keine „Substanz" (keine *οὐσία*) als ihre Grundlage und keine sinnvolle oder zweckmäßige Verknüpfung zwischen ihnen anerkennt. Dies darf man als das Gemeinsame der im übrigen verschieden abgewandelten Kausalbegriffe von Galilei, Bacon, Hobbes, Locke, Hume bis zur Gegenwart ansehen; insbesondere ist auch der von Comte, Mach, Avenarius und anderen modernen Empiristen formulierte Begriff der „funktionellen Abhängigkeit" der Erscheinungen im mathematischen Sinne, womit jeder „Fetischismus", jede seelenartige Verbindung der Erscheinungen endgültig ausgemerzt sein soll, von denselben Grundmerkmalen bestimmt[1]). In der empiristischen Verfahrenlehre sind es außer dem Begriffe der mathematischen Funktion hauptsächlich die Begriffe der „Wechselwirkung", der „Beziehung" (Relation), der „reinen Beschreibung", des „psycho-physischen Parallelismus", durch welche der Ursachenbegriff heute nicht nur die Naturwissenschaften, sondern auch alle Geisteswissenschaften beherrscht. Daß die „Wechselwirkung" (die besonders in der naturalistischen Soziologie seit Comte eine so große Rolle spielen möchte) nur ein Wirken und Rückwirken oder eine Aufeinanderfolge mit fortwährendem Wechsel der Glieder, also eine in bestimmter Weise fortgehende und sich schließende Ursachenreihe in sich faßt, liegt am Tage. Aber auch bei der „Beziehung" kann es wohl nicht strittig sein, daß ein Ding

---

[1]) Alles Nähere findet der Leser bei Wentscher, Geschichte des Kausalproblems, Leipzig 1921.

zum andern sich nur als Ursache oder Wirkung, unvermittelt oder vermittelt, verhalten kann. „Beziehung", „Wechselbeziehung" und „Wechselwirkung" sind dasselbe. Die „funktionelle Abhängigkeit" mathematischer Art wieder ist nichts anderes als die unmittelbar quantitative Fassung der ursächlichen „Beziehung". „Reine Beschreibung" endlich und „Parallelismus" setzen die Ursächlichkeit in dieser oder jener Form wieder voraus[1]).

Bedenkt man gegenüber dieser zwar in sich geschlossenen, aber rein mechanistischen und empiristischen Welterklärung die großartige Überlegenheit des deutschen Idealismus von Kant bis Hegel, so muß man sich fragen, warum diese Überlegenheit nicht in einer nicht-empiristischen Verfahrenlehre zum Ausdruck kam?

Die Antwort liegt zu einem Teil im Zurückweichen des Idealismus vor dem neu emporkommenden Empirismus und Materialismus des 19. Jahrhunderts, zum anderen Teil aber darin, daß der Zweckbegriff, bei dem man immer wieder in dieser oder anderer Weise als dem methodischen Gegenbegriffe der Ursächlichkeit landete, auf die Dauer zur Begründung der Erfahrungswissenschaften untauglich ist. Solange der Zweckbegriff den Ursächlichkeitsbegriff ersetzen soll, ist keine Aussicht auf eine nicht-ursächliche Verfahrenlehre! Denn zunächst ist der Zweckbegriff notwendig „anthropomorph", gleichsam kleinmenschlich und damit unfruchtbar. Wenn ich sage „die Fliegen sind dazu da, damit der Frosch sie fresse", so ergibt das eine Weltbetrachtung, die allzu eng ist und gar kurze Beine hat. Auf solche Weise wird die Welt wahrhaftig aus der Froschperspektive gesehen. Noch schlechter erging es den beiden Umbiegungen des Zweckbegriffes in das „psychologische Motiv" und in die „Zweckursache". In beiden wurde der Zweck vollständig vernichtet, und reine Ursächlichkeit blieb übrig. Denn

[1]) Eine weitere Abhandlung des Gegenstandes s. unten 3. Buch „Ausblicke", I. Abschnitt. Ganzheit und Ursächlichkeit.

ein Zweck, der „wirkt", ist ja schon kein Zweck mehr, sondern Ursache! Da aber die Ursache notwendig vor der Wirkung ist, so suchte man den Zweck auch tatsächlich früher zu denken, nämlich als eine „Motivierung". Der Zweck ist damit die psychologische Ursache, die gleich einer Gebirgslokomotive von hinten anschiebt. Dem Begriff des Motivs gleicht aber jener der „Zweckursache". In ihr wird ganz allgemein der Zweck nach der Art des Motivs gedacht, damit das Spätere (der Zweck als „Bewirktes") nach der Ursache erscheinen könne. Der Begriff der „Zweckursache" ist ein Unbegriff, ein Widerspruch in sich.

Die gegenwärtige Lage der Geisteswissenschaften wie der Philosophie darf, alles in allem genommen, dahin gekennzeichnet werden, daß eine Kategorie gefordert wird, die die Schwäche des Zweckbegriffes vermeidet, ohne in die Unwahrheit des Kausalbegriffes zurückzufallen.

Würde man demgegenüber nach empiristischer Gepflogenheit zur Rettung des mechanistischen Ursächlichkeitsbegriffes auf den großen Aufschwung aller Wissenschaften seit der Abwendung vom Zweckbegriffe hinweisen, so müßte das als ein verhängnisvoller Irrtum zurückgewiesen werden. Wir haben in der Einleitung die Widersprüche aufgezeigt, die sich daraus ergaben, daß keine einzige Geisteswissenschaft ursächliche Erkenntnisse aufweist, während ihre „induktiven" Verfahren ausschließlich auf die Ursächlichkeit abzielen! Alle Geisteswissenschaften empfinden heute den Druck ihrer sachwidrigen Verfahren und ebenso unter den Naturwissenschaften diejenigen, deren Gegenstand das Leben ist. Ja seit den neuesten umstürzenden Bewegungen in der Physik (Radioaktivität, Relativitätstheorien, Quantentheorie) ist auch dort ein Zustand geschaffen, der auf Überprüfung der Grundlagen hindrängt, die Bedeutung der mathematischen „Beschreibung" einschränkt und die Herrschaft des Ursachenbegriffs erschüttert. — In den Gesellschaftswissenschaften jedenfalls ist die Fortdauer der mechanistisch-naturwissenschaftlichen

Betrachtungsweise unerträglich. Die Früchte ihres Standpunktes sind Lehrstücke wie jene der klassischen Volkswirtschaftslehre, die zuerst zu einer Mechanisierung und Quantifizierung und später zu einer völligen Zerstückung und Entgliederung der Wirtschaft führten, oder ein Lehrstück wie die materialistische Geschichtsauffassung von Karl Marx, die ideenlos wie eine ausgepreßte Zitrone ist. Denn indem sie die gesellschaftlich-geschichtlichen Erscheinungen nach mechanisch-ursächlicher Abfolge bestimmt, läßt sie sie nach Naturgesetzen aufeinander folgen. Gleichwie Gewitter und Sonnenschein einander folgen, so etwa wechseln nach ihm auch Urkommunismus und Feudalismus, Feudalismus und Kapitalismus, Kapitalismus und Zukunftskommunismus miteinander ab. In dieser Lehre ist die absolute Austreibung des Geistigen gelungen, aber damit auch jede Wissenschaft ausgetrieben. Dieses Lehrstück zeigt, wohin der Weg führt, und es gibt uns den Mut und die Pflicht, an den kausalen Grundlagen der Gesellschaftswissenschaften, ja an der ganzen Entwicklung der Wissenschaft seit der Alleinherrschaft des Kausalbegriffes zu rütteln. Der Kausalbegriff begann als naturwissenschaftlicher zuerst nur die Natur abzutöten, nachher auch die Gesellschaft, den Staat und schließlich alle Geistesgebiete: indem aber auf solche Weise die ganze Umwelt hinstirbt, indem insbesondere Staat und Gesellschaft und ihre geistigen Kulturinhalte entseelt und abgetötet werden, müssen schließlich die Menschen selbst an dieser Abzehrung zu leiden beginnen. In einer Welt, die nicht mehr atmet, können auch wir selbst nicht leben. Darum muß der moderne Mensch seinem heutigen Wissen eine andere Wendung geben, um sich selbst zu retten.

Wo immer wir hinblicken, können wir sagen, daß der Zug der Zeit entschieden auf die Berichtigung des Irrtums hindrängt, den die naturwissenschaftlich-ursächliche Betrachtung durch die Entgeistung des Gegenstandes beging.

IV.

Begriff und Einteilung der Kategorien.

Der geschichtliche Überblick über die Kategorienlehre zeigte uns, daß „Kategorien" in verschiedenem Sinne verstanden werden. Was sind eigentlich Kategorien? Es gibt viele Namen dafür: letzte Begriffe, letzte Aussagen, oberste Gattungen, Stammbegriffe des Verstandes, Grundverhältnisse, Grundwesenheiten, Grundweisen, Gegenstandsbestimmtheiten, Seinsweisen (modi essendi), Einteilungen des Seienden, Prädikamente, Schlüsselbegriffe und noch manche andre. Diese Namen und die in ihnen liegenden verschiedenen Auffassungen lassen sich auf zwei durch die gesamte Geschichte der Kategorienlehre hindurchgehende Gegensätze zurückführen. Man versteht darunter: Erstens Kategorien im Sinne von Stammbegriffen des Verstandes oder apriorischen Begriffen, wofür Kant das klassische Beispiel bildet. In diesem Falle bedeuten die Kategorien: letzte Formen, Bestimmungen, Aussage-Weisen des Denkens, die zugleich den Gegenstand selbst bestimmen oder gar bilden. Dieses ist der *Begriff der Kategorien im erkenntnistheoretischen Sinn*. (Die Bestimmtheit des Seins beruht auf Stammbegriffen des Denkens, die Gesetze des Denkens oder Erkennens bilden darum den Gegenstand, das Sein.) Zweitens bedeuten die Kategorien letzte Aussagen über ein Gegenständliches schlechthin. Dann hat der Begriff „Kategorie" den Sinn einer letzten Bestimmtheit des Gegenstandes, einer letzten Weise des Seins — dies ist *der Begriff der Kategorien im ontologischen Sinne*.

Der erkenntnistheoretische Begriff der Kategorie ist erst seit Kant mit vollkommener Klarheit aufgetreten, gelangt aber — was man so sehr zu übersehen pflegt! — im deutschen Idealismus nach Kant stufenweise immer mehr zu ontologischer Fassung. Die Kategorien Platons, Aristoteles', Plotins, der Scholastiker, Hegels sind ontologisch.

Wir schließen uns im Folgenden dem ontologischen Begriffe der Kategorien an. Wir fassen ihn im Sinne von letzter objektiver Bestimmtheit und sprechen daher von den Kategorien als den Seinsweisen oder den Urweisen des Seins.

Bevor wir zur Darstellung des Gebäudes der Urweisen übergehen, seien noch folgende Bemerkungen über die Stellung der Kategorie der „Realität", die bei Kant erscheint; und die Frage der Abgrenzung der Kategorie vorausgeschickt.

Was die „Realität" anlangt, so ist zu beachten, daß nach ontologischer Fassung des Kategorienbegriffes das Sein zwar bestimmte Weisen (Kategorien) hat, das Sein selbst aber keine Kategorie, keine Weise ist. Das Sein hat keine Arten — dies ist ein uralter aristotelisch-scholastischer Satz, der immer gelten muß, wo der Begriff der Kategorie ontologischen Sinn hat, denn „Sein" ist überall „Sein", nach welcher Kategorie es sich auch darstelle, ob in Mensch, Pflanze oder Stein (woraus allerdings nicht folgt, daß es leeres Sein oder „Sein überhaupt" gebe). Anders steht es beim Begriff „Realität", wenn die Kategorien erkenntnistheoretisch, z. B. im Kantischen Sinne, gefaßt werden. Dann muß Realität, d. h. Wirklichkeit = Sein, in der Kategorientafel vorkommen, z. B. bei Kant und Fichte, aber nur deswegen, weil hier der Denkbegriff erst den Gegenstand, die Realität, ergibt. Dagegen kann, wie ausgeführt, Sein als „Kategorie" dort nicht vorkommen, wo das Denken ohnehin nur eine Aussage über den Gegenstand, das Reale ist.

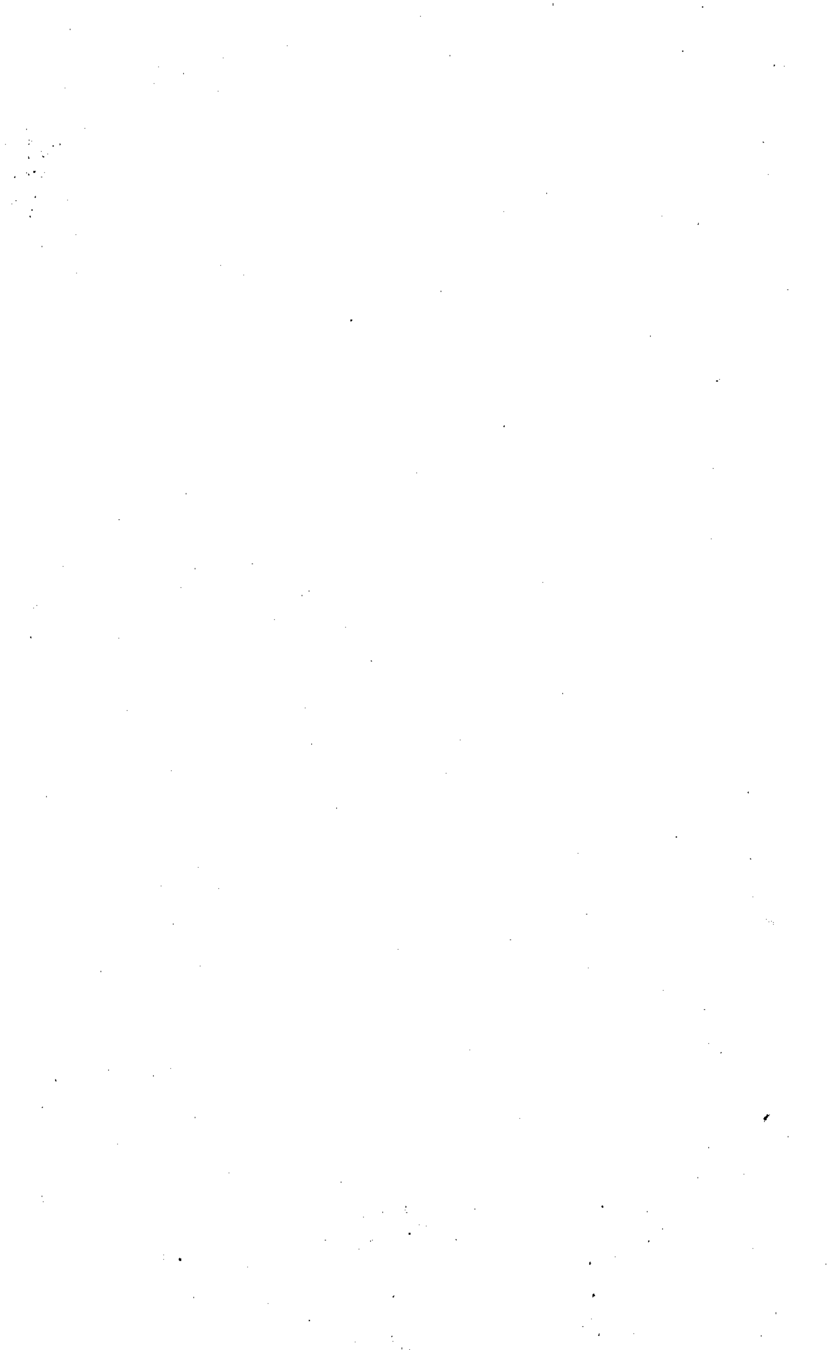
In einem anderen Punkte befinden wir uns dagegen im Gegensatze zur bisherigen ontologischen, nämlich der aristotelischen und scholastischen, Kategorienlehre. Bei Aristoteles sind die Kategorien eigentlich nur: Inhärentien der Substanz, und in diesem Sinne also keine eigentlichen Seinsweisen, denn alle andern im System vor dem Substanzbegriffe liegenden Bestimmungen des Seins gehören dann nicht mehr zur Kategorie. Daher zählen bei Aristoteles Potenz und Aktus sowie die vier „Prinzipien" Form, Zweck, Bewegung, Stoff (siehe oben S. 20 f.) nicht zu den Kategorien; und die alte wie die neue Scholastik unterscheidet darum: die sog. transzendentalen Bestimmungen des Seins oder allgemeine Seinsweisen (modi generaliter consequentes omne ens), nämlich die Einheit, Wahrheit und Gutheit des Seins[1]), und die zwischen den Kategorien und jenen allgemeinen Bestimmungen stehende mittlere Gruppe von Bestimmungen: Potenzialität und Aktualität; Veränderung, Bewegung (Genesis); Kontingens und Notwendigkeit. Sodann erst folgen die eigentlichen Kategorien als die „besonderen" modi essendi (modi speciales entis). Außerhalb dieser Gruppen steht dann erst noch, wie bei Aristoteles, die Lehre der vier Prinzipien. Der diesen Prinzipien zugehörige verfahrenmäßig grundlegende Zweckbegriff im Besonderen erscheint darum bei Aristoteles wie bei den Scholastikern gleichfalls außerhalb der Kategorien. Diesen Standpunkt der Zerreißung der Seinsbestimmtheiten müssen wir ablehnen, wir fordern, daß sie alle in einer einzigen geschlossenen Kategorienlehre erscheinen. Die sachliche Begründung dafür wird sich aus unseren späteren Lehrbegriffen von selbst ergeben.

---

[1]) Ens, bonum, unum, verum (und meistens auch noch essentia und aliquid, d. i. Einzelding oder Persönlichkeit) sunt convertuntur; vgl. z. B. Willmann, Einführung in die Metaphysik, Freiburg i. Br. 1914, S. 52 ff.

2. Buch.

Die Urweisen des Seins.



Der Weg, der aus dem Gegensatze „Ursache gegen Zweck" herausführt, liegt in dem Begriffe der Ganzheit. „Ganzheit" wird sich als grundlegender Begriff für das Verfahren aller Geisteswissenschaften und Lebenswissenschaften erweisen. „Ganzheit" ist jener allgemeine Begriff, welcher alle nichtursächlichen Grundbegriffe in sich befaßt, indem er sowohl den Begriff der „Norm" (das normative Verfahren) und den Begriff der Gültigkeit, insbesondere auch den Zweckbegriff und damit schließlich den antiken Formbegriff in sich aufnimmt. Vorerst wird es unsere Aufgabe sein, den Begriff der Ganzheit selber in seiner wahren Bedeutung und Tiefe zur Darstellung zu bringen.

Nach der allgemeinen Erklärung und Darstellung des Ganzheitsbegriffes wird das Gebäude der Kategorien oder Seinsweisen, das er birgt, zu entwickeln sein. Zuletzt erst wird auf die Verfahrenlehre und philosophischen Folgerungen einzugehen sein, die sich daraus ergeben und die in der Einleitung teilweise berührt wurden.

I. Hauptstück.

Allgemeine Erklärung des Wesens der Ganzheit.

§ 1. Die Lehrsätze zur Bestimmung des Wesens der Ganzheit.

1. Das Ganze als solches hat kein Dasein.
2. Es wird in den Gliedern geboren.
3. Darum ist es vor den Gliedern.
4. Und es geht in den Gliedern nicht unter.
5. Darum ist es am Grunde der Glieder.
6. So ist das Ganze Alles in Allem; Alles ist in ihm und [es ist in Allen.

§ 2. Erläuterung zu Satz 1: Das Ganze als solches hat kein Dasein.

Dieser Satz ist in buchstäblichem, handgreiflichem Sinne zu verstehen: das Ganze als solches kann niemals gesehen, ergriffen, gewogen und gemessen, niemals als daseiend gefunden werden! Wo immer wir in der Erfahrung das Ganze „als solches", das Ganze „selbst" oder „schlechthin" oder „an sich", das „einfache" Ganze, das „lautere Ganze" suchen mögen — wir finden es nicht! Alle beliebigen Beispiele zeigen dies sonnenklar. Wir wählen zuerst organische, dann gesellschaftliche, dann geistige Ganzheiten, um alle Gebiete zu berücksichtigen.

Das „Lebewesen" als solches ist nicht zu finden, aber wohl einzelne Lebewesen, zum Beispiel der Kater Murr, das Pferd Grane; ebenso: das „Raubtier", der „Vierhufer" finden sich als solche nicht, sondern nur die einzeln genannten Tiere; ferner: der menschliche Organismus als solcher

ist nicht zu finden, dagegen finden wir einen bestimmten Menschen — doch auch dessen Organismus „an sich", „als solchen", können wir nicht greifen, sondern nur bestimmte greifbare Organe wie Herz, Lunge, Leber, Blut (selbst diese bestimmten Organe könnten dann noch als bloße „Abstraktionen" aufgefaßt werden, wenn darauf hingewiesen würde, daß wir mit dem Mikroskop nur die Zellen konkret sehen, also nicht Blut als solches, sondern nur Blutkörperchen, nicht die Lunge als solche, sondern nur die Lungenzellen usf.).

„Die menschliche Gesellschaft" als solche ist nicht zu finden. Wir finden stets nur einzelne Menschen, zum Beispiel in einem Unterhaltungsraum, mehrere Menschen in „Gesellschaft" beisammen, in einem „Parlament" einzelne Menschen Reden haltend, in einem „Kriege" einzelne Menschen kämpfend, in einer „Schule" einzelne Menschen lehrend und lernend; wir finden einzelne Menschen in tausenden Arten von Gesellung und Vergesellschaftung, aber die „menschliche Gesellschaft" als solche finden wir nicht. Genau so ergeht es in allen andern Fällen; wir finden darum auch nicht den „Staat" als solchen, aber wohl einzelne Glieder davon, zum Beispiel den Kaiser Karl den Großen, den Kanzler Bismarck, einen bestimmten Staatsbürger Fuchs usf. Ebenso: das „Recht" als solches nicht, aber den bestimmten, einzelnen Rechtssatz und den einzelnen Richter; das Heer als solches nicht, aber den Feldherrn Moltke, die Helden Schill und Andreas Hofer; die „Volkswirtschaft" als solche nicht, aber den werktätigen Wirtschafter und Erfinder Krupp, den Börseaner Rothschild, den Drechsler Bebel. Weiter gilt: die gesellschaftliche Erscheinung „Kunst" als solche ist nicht zu finden, aber der Künstler Goethe und das Drama „Faust"; die „Wissenschaft" als solche ist nicht zu finden, aber der Gelehrte Kepler und die Lehrsätze von Kepler.

Und endlich finden wir auch, um Beispiele rein geistiger Ganzheiten heranzuziehen, den Begriff als solchen nicht, aber den bestimmten Begriff der Sonne; das „Urteil" als solches nicht; den Schluß als solchen nicht, und so geht es weiter durch alle denkbaren Ganzheiten hindurch!

Diese Beispiele leuchten wohl ein. Daß das lautere Ganze, das „Ganze selbst" oder „an sich", das Ganze „als solches" nicht erscheinen kann, begreift man in seiner inneren Notwendigkeit, wenn man bedenkt, daß es dann *ohne die Glieder* — denn dieses allein heißt ja „an sich" — als ein eigenes Etwas erscheinen müßte. Und doch ist die mangelnde Einsicht in diese Grundtatsache hauptsächlich schuld an jener

Auffassung, die leugnet, daß es einen Staat, eine Volkswirtschaft usw. im strengen Sinne (nämlich gegenüber den Bürgern, Wirtschaftern) überhaupt gibt, weil sie stets darauf hinweist: es gebe nur einzelne Staatsbürger, einzelne Wirtschafter und Wirtschaftshandlungen (worüber dann unten mehr zu sagen sein wird, § 3, S. 57 ff.).

Die Grundtatsache, daß lautere Ganzheit nicht erscheinen, nicht wirklich werden kann, kommt auch in dem alten aristotelischen Satze zum Ausdruck, wonach alles Wirkliche (Reale) individuell ist. „ἐνέργεια χωρίζει", „Verwirklichung (Wirklichkeit) trennt", so sagt das berühmte aristotelische Wort. Von unserem Standpunkte aus heißt dies aber nur: das Ganze als solches, das ungetrennte Ganze kann nicht erscheinen, daher erscheint nur Individuelles (nämlich Glieder, wie wir sogleich zeigen werden). Wie sollte auch die noch unbestimmte, die lautere Ganzheit existieren, da sie für sich doch kein Glied, kein Organ hat, an dem, in dem sie sein könnte?

Der Satz, daß nur das Individuelle existiert, ist hier in dem allgemeinen Sinn und Zusammenhang zu verstehen, in dem er vorgebracht wurde. Eine nähere Bestimmung wird noch später zu erfolgen haben, s. darüber unten § 13, 2, S. 127 ff. und § 17, S. 179 ff. (über die Ausgliederungsstufen).

§ 3. Erläuterung zu Satz 2: Das Ganze wird in den Gliedern geboren.

Wenn das Ganze, so müssen wir fragen, schlechthin, als ein eigenes Etwas, nicht ist, wo gewinnt es Dasein? Die Antwort lautet: Das Ganze wird in den Gliedern geboren. Andere Fassungen dieses Satzes wären: das Ganze stellt sich in den Gliedern dar; das Ganze vermittelt sich in den Gliedern, es drückt sich in den Teilen oder Gliedern aus; es verwirklicht sich in ihnen, es erscheint in ihnen, es ist nur in ihnen und durch sie.

In diesem Satze ist vor anderen das Geheimnis der Ganzheit beschlossen. Wer ihn recht versteht, hat den Schlüssel zu

aller Ganzheitslehre und zu allen Fragen der Verfahrenlehre. Dieser Satz sollte mit goldenen Lettern in das Stammbuch jedes Jüngers der Wissenschaft, insbesondere der Geisteswissenschaften, geschrieben werden.

Zunächst ergibt sich unser Satz von selbst aus dem ersten: Wenn das Ganze an sich und „als solches" nicht besteht, so bestehen doch offenbar die Teile, wie alle unsere Beispiele zeigen: das Pferd Grane, der Kaiser Karl der Große, der Feldherr Moltke, der Künstler Goethe usf. Greifbar wirkliches, *aktuales Dasein haben nur die Teile*, aber gerade sie haben es nur als Teile, als Glieder, nicht als Einzelne, nicht an sich!

Gerade in diesem Punkt liegt nun eine große Gefahr für den Begriff wahrer Ganzheit, welcher alle individualistischen und atomistischen Schulen immer wieder unterliegen. Der Satz, daß nur die Glieder greifbar da sind, ist keine Umkehrung des Satzes, daß das Ganze als solches nicht besteht! Es gilt also nicht der Schluß: „Ganzheit besteht nicht, denn nur die Teile sind wirklich", oder „es bestehen nur die Teile, also besteht Ganzheit nicht!" Damit wäre die Ganzheit geleugnet, die tiefere Einsicht darüber, *in welchem Sinne* die Teile bestehen, wieder verloren! Die Wahrheit ist die: daß Ganzheit nur *als solche* (als ein eigenes Etwas) nicht zur Existenz gelangt, aber gerade sie es ist, die in den Gliedern sich darstellt, in den Gliedern sich vermittelt und zur Geburt kommt. Eben darum aber können auch die Glieder nie etwas für sich sein, nie für sich allein bestehen; sind sie doch nur die Darstellung, der Ausdruck, die Ausgliederung, die Vermittlung des Ganzen. „Glieder" sind *ihrem Begriffe nach* nicht für sich selbst (einzeln) ein Seiendes! Um den Begriff des Ganzen richtig zu verstehen und nicht so zu fassen, als wäre er die *Summe* (der Haufen, die Anzahl) der für sich bestehenden Glieder, muß man also beide Sätze bedenken:

Das Ganze als solches hat kein Dasein.

Die Glieder oder Teile an sich haben kein Dasein. Oder anders ausgedrückt:

Das Ganze als solches besteht nicht.
Die Glieder oder Teile an sich bestehen nicht.
Die Glieder bestehen nur im Ganzen.

Diese Grundtatsache, daß Glieder als solche, für sich, nicht bestehen — eine Grundtatsache, ohne deren vollkommenes Verständnis der Begriff der Ganzheit und ihr Gegensatz zum „Haufen" nie klar erfaßt werden kann — sei nun an einer Reihe von Beispielen erläutert.

Schon Aristoteles führt in seiner „Politik" das Beispiel an, daß eine abgeschlagene Hand keine „Hand" mehr sei[1]). Was ist sie denn dann noch? — nur ein Stück Fleisch und Knochen, nur eine Summe chemischer Verbindungen! „Hand" kann sie nur als Organ (Glied) eines ganzen Organismus sein.

Ein Beispiel aus der Wirtschaft: Ein goldenes Zehnmarkstück als solches gibt es nicht. Ein Zehnmarkstück ist es nur, solange es in der Volks- oder Weltwirtschaft seine Leistungen, die „Geldfunktionen" ausübt, solange es also Glied der Volkswirtschaft ist. Aus jedem wirtschaftlichen Zusammenhang herausgerissen, ist es nicht mehr Geld (denn wenn es dann noch „x Gramm Gold im Werte von 10 Pfund Fleisch" wäre, wäre es ja nicht aus dem wirtschaftlichen Zusammenhange gerissen!); sondern nur noch eine mineralische oder chemische oder ästhetische Erscheinung. — Noch ein anderes Beispiel dieser Art sei erlaubt, eine Maschine. Sie ist nur innerhalb ihrer wirtschaftlichen Verwendung Maschine, nur als Glied ihres bestimmten erzeuglichen Wirtschaftszusammenhanges, etwa der Fabrik. Wird diese Verbindung, zum Beispiel durch eine neue Erfindung oder dadurch, daß das mit ihr erzeugte Gut aus der Mode kommt, hinfällig, so ist sie keine „Maschine" mehr, diese ihre Existenz hat aufgehört; sie ist dann vielleicht noch „1000 kg Alteisen" — und auch das nur noch durch einen verbliebenen Zusammenhang, den Rohstoffzusammenhang, mit der Wirtschaft. Wäre auch „Alteisen" kein wirtschaft-

---

[1]) Politik I, 1 § 11 b.

liches Gut (Glied) mehr, so würde auch diese wirtschaftliche Realität der ehemaligen „Maschine" absolut verschwinden und es bliebe nur noch eine mineralogisch-chemische Tatsache übrig.

Ein Beispiel aus der Gesellschaft: Würde ein Mensch für ewige Zeiten in eine Wildnis verschlagen, so wäre er kein Teil des Staates mehr. Seine Wirklichkeit „Staatsorgan" hat aufgehört, die „Staatsbürgerschaft" ist an ihm ausgelöscht, wie das auf einer Tafel aufgeschriebene Wort mit einem nassen Schwamm weggelöscht wird. Nur als Glied (nur im Ganzen) besteht also jenes Reale.

Überblicken wir alle diese Beispiele, so ist zunächst folgendes zu beachten: Was in allen den angeführten Fällen außerhalb der vernichteten Ganzheit noch bestehen bleibt — z. B. Fleisch und Knochen, der Goldklumpen, der Mensch Robinson, das alte Eisen, das Mineral Eisen — besteht nur darum noch, weil es immer wieder als Teil einer *andern* Ganzheit gefaßt wird (z. B. altes Eisen als Rohstoffglied der Wirtschaft). Keinesfalls besteht der (frühere) Teil „für sich" noch — denn gerade dieser ist ja vernichtet worden; *was „für sich" noch bestehen bleibt, ist eine andere Gliedhaftigkeit*, die vorher gleichsam ruhte und verdeckt war.

Als Ergebnis unserer vielfältigen Erörterungen können wir Folgendes zusammenfassen: Das Ganze als solches besteht nicht; aber auch der Teil an sich besteht nicht; denn das Ganze ist es, das in den Teilen sich ausdrückt oder geboren wird. Dieser letztere Satz ist die wichtige Ergänzung des ersteren. — Ferner: der Teil an sich, als einzelner, besteht nicht, er besteht nur als Ausgeburt von Ganzheit. Somit besteht der Teil nur und ausschließlich insofern, sofern er Glied der Ganzheit ist. *Wären die Glieder schon für sich da, dann wäre die „Ganzheit" überhaupt nur ein Scheinbegriff*, ein leeres Wort, nämlich nichts anderes als eine *Anzahl* von Teilen; die aber dann keine „Glieder" mehr, sondern selbständige Stücke wären — ein

Standpunkt, dem wir als dem individualistischen, stückhaften, atomistischen immer wieder begegnen werden und den wir später noch näher zu betrachten haben.

Wenn die lautere Ganzheit als solche kein Dasein, keine eigene hervorgebrachte Wirklichkeit hat, so entsteht nun die Frage: Ist sie darum nicht? Die Antwort lautet: Im Gegenteil! Sie zeigt sich als das Ursprüngliche, als das Zentrale, das logisch Erste der ausgeborenen Glieder, nach dem Satze: Das Ganze ist v o r den Gliedern.

§ 4. Erläuterung zu Satz 3: Das Ganze ist vor den Gliedern.

I. Allgemeine Erläuterung.

Dieser Satz ist ein Gemeingut der ursältesten Philosophie. Wir finden ihn in den indischen Upanischaden, wir finden ihn bei Laotse und Kungfutse, wir finden ihn bei Pythagoras, bei Platon und Aristoteles und bei deren Schulen und Nachfolgern und unter diesen insbesondere bei Plotin und den Scholastikern. Unsere moderne Wissenschaft hat ihn vergessen, sowohl als ontologische, wie als methodologische Wahrheit! In griechischer Formulierung heißt er: „*τὸ γὰρ ὅλον πρότερον ἀναγκαῖον εἶναι τοῦ μέρους*“, (Aristoteles in der Politik I, 1, § 11b); in lateinischer Formulierung: „totum ante partem“; das „Frühere“, das logische Vorhersein heißt „*τὸ τί ἦν εἶναι*“ im Sinne von Vor-Dasein oder Vor-dem.

Zur Erläuterung ist Folgendes zu sagen.

Vorerst: Die Bestimmung „vor“ oder „früher als der Teil“ darf man nicht zeitlich auffassen, sondern logisch, begrifflich, also im Sinne von „dem Wesen nach“, der „Natur der Sache nach“ (als „*πρότερον τῇ φύσει*“, natura, nicht tempore). Es

ist das logisch Erste, das logische Prius, um das es sich handelt, nicht das zeitliche, noch genetische, obzwar dieses in der Regel dem logischen entsprechen wird.

Zweitens ist wichtig, und es folgt aus dem ersten, daß man sich das Verhältnis von Ganzem und Glied niemals ursächlich oder gar körperlich vorzustellen hat. Das Ganze „erzeugt" niemals ursächlich seine Teile, denn das Verhältnis der Ursächlichkeit findet zwischen Ganzem und Glied überhaupt nicht statt, sondern nur das der Gliedlichkeit, d. h. der sinnvollen Bezogenheit, Ausgegliedertheit (Begriffe, über die wir später noch ausführlich sprechen werden). Der Gattungsbegriff erzeugt daher nicht den Artbegriff; die Eichenheit erzeugt nicht die Eiche, der Staat erzeugt nicht seine Bürger; die Volkswirtschaft erzeugt nicht den Wirtschafter; die Fabrik erzeugt nicht die Arbeiter; oder: der Staat erzeugt nicht das Recht; das Recht erzeugt nicht die Wirtschaft; und ebenso: die Seele erzeugt nicht den Leib; das Haus erzeugt nicht die Zimmer noch die Ziegelsteine; das Gedicht erzeugt nicht die Laute oder Buchstaben. Mit einem Worte: das „Ganze" darf den Gliedern gegenüber nicht als ein eigenes Etwas (ein „an sich", „als solches"), nicht als stoffliches, materielles Kraftzentrum gedacht werden, welches etwas „bewirkt", „erzeugt", physisch „hervorbringt", denn dann würde es ja selber verdinglicht werden, dann wäre es ja nicht das Ganze, das in allen Gliedern sich darstellt und ganz in allen Gliedern erscheint; dann würde es ja „selber" erscheinen — dann müßten wir ja gerade der „Gesellschaft als solcher", dem „Heer als solchem", dem „Staat als solchem" usw. begegnen können, dann hätte ja das Ganze als solches Dasein! Nein, der Satz „das Ganze ist vor dem Teil" sagt nur, daß das Ganze das logische Prius des Teiles sei; „Ganzes", „Ganzheit" ist jene Ursprünglichkeit, Wirklichkeit, die in den Teilen sich ausdrückt und sich ausgliedert, aber kein dinglich-

selbständiger, kein physischer Kraftspeicher, noch in sonstiger Weise „selber", „an sich" „etwas" ist.

Zur näheren Erläuterung noch folgende Beispiele:

Das Nibelungenlied, als Gedicht oder poetische Ganzheit betrachtet, hat zu Gliedern, formal gesehen, die Gesänge und Strophen, diese haben zu Gliedern Sätze, diese wieder Worte, welche schließlich aus Silben und Buchstaben bestehen. Doch ist es klar, das Nibelungenlied *erzeugt* nicht, bringt nicht ursächlich hervor Laute, Buchstaben, Silben oder Worte; sondern es nimmt Form an, *gliedert sich aus*, indem seine ideellen Gestalten (seine eigensten Glieder), nämlich eines Siegfried, Hagen, Gunther, Giselher usf. *in* Gesängen und Strophen, *in* Anschauungen und Begriffen, in Sätzen und Worten *mittels* der Silben und Buchstaben zur Darstellung, zur Erscheinung oder Ausgliederung kommen. *Hier zeigt es sich deutlich, in welchem Sinne das Ganze vor den Teilen ist.* Die dichterische Intuition der Gestalten eines Siegfried und Hagen mit ihren Taten und Worten, mit ihren Worten als Gesängen, Strophen und Sätzen — diese Intuition ist vor den Teilen. Diese Intuition oder Idee könnte aber niemals „selber", niemals „an sich" erscheinen, wenn sie nicht in den Teilen Gliedlichkeit annähme. Erst wenn das große Grunderlebnis des lichten tragischen Helden da ist, erst wenn diese Gestalt in Siegfried und in allen Gegen- und Nebengestalten eines Hagen, einer Brünnhilde und den vielen anderen, Form (Gliedlichkeit) erlangt; erst wenn diese Form sich in Handlungen, Gesängen, Strophen, Tönen usw. gliedert — erst dann ist das Nibelungenlied da. Kurz gesagt: wenn die Idee erlebt, angeschaut und in Gestalten ausgegliedert ist, *dann erst ist* — in diesen einzelnen Gliedern! — *auch das Ganze da!* *Ursächlich* erzeugt wurde dabei gar nichts, denn Ausgliederung, sich Darstellen des Ganzen *in* den Teilen ist ein sinnvoller, kein materieller Vorgang, ähnlich wie ja auch beim logischen Schlußfolgern aus Vordersätzen (Prämissen) nichts ursächlich erzeugt wird, sondern nur die sinnvolle Auseinanderlegung der Vordersätze durchgeführt wird!

Weil das Ganze vor dem Teile ist, nämlich das Nibelungenlied vor seinen Gliedern, so kann man auch nicht sagen, daß die Teile vor dem Ganzen schon dagewesen wären, nämlich als Laute, Silben und Buchstaben. Zwar sind Laute, Silben und Buchstaben vorher da: aber nicht als Teile des Liedes, denn das Lied hat überhaupt keine Buchstaben zu Teilen, sondern gliedert sich nur *mittels* des *Materials* der Buchstaben aus. Wenn man aber geltend machte, daß Buchstaben und Laute irgendwo doch „erzeugt" werden müssen, um für das Nibelungen-

lied als Material zur Verfügung zu sein, so ist zu erwidern, daß es keinesfalls die Ausgliederung des Liedes in seine ihm arteigenen Glieder ist, wo jene „Erzeugung" stattfindet (noch zeigt sich innerhalb jener Ausgliederung sonst etwas, das ursächlich-materieller Art sein könnte); sondern es sind ganz andere, es sind außerhalb der Ganzheit „Lied" vor sich gehende Prozesse, z. B. in der Bewegung der Stimmbänder des Kehlkopfes, in den Schwingungen der Harfensaiten usw., wo jene Erzeugung stattfindet. — Ganz ähnlich gliedert sich ja ein gemaltes Bild nicht in Leinwand, Rahmen, Farbstoffe aus, sondern diese Dinge dienen nur als Voraussetzungen, Unterlagen, Material für die Ausgliederung des Bildes, z. B. für die gemalten Helden Siegfried und Hagen. Wenn sich das Kunstwerk „Gemälde" in Teile ausgliedert, findet keine ursächliche „Erzeugung" der Farbstoffe durch das Ganze statt, sondern eine Ausgliederung, die in der „Komposition" der Farben (nämlich der Farbenempfindungen, nicht der Farbstoffe!), in der „Komposition" der Gestalten, im sinnvollen Sich-darstellen der Idee des Kunstwerkes, gleichsam mühelos und stofflos, liegt; erzeugende und materielle Vorgänge liegen außerhalb der Ganzheit, nämlich in der technischen Farben- und Leinwandhervorbringung. Kurz gesagt, die Glieder des Gemäldes (die Glieder, in denen die Ganzheit „Gemälde" erscheint) sind Gestalten und nichts anderes; das Material, in welchem (vermittels dessen) die Glieder verwirklicht werden, sind Leinwand und Farbstoffe. Die Ganzheit stellt sich in Gliedern dar (der Maler erschaut die Gestalten); aber sie erzeugt nicht Leinwand noch Farbstoff (der Farbenreiber erzeugt Farbstoffe).

Ebenso steht es bei allen anderen Ganzheiten. Die Ganzheit „Haus" gliedert sich in „Zimmer", „Haupt- und Nebenräume" usf. aus; und dieses Sichausgliedern ist kein stoffliches, noch ursächliches Erzeugen. Das Haus besteht eben nicht aus Ziegelsteinen, sondern aus Zimmern! Ob das Material für die Zimmer Ziegelsteine, Holz, Eisen, Beton usf. ist, betrifft die technischen Voraussetzungen des Hauses, das Material, durch welches der Architekt seine Idee des Hauses verwirklicht, aber nicht die Ausgliederung der Idee des Hauses selbst, die im „Bauplan" gegeben ist. Wer die Ziegelsteine erzeugt, ist daher nicht der planende Architekt; wer die Laute hervorbringt, ist daher nicht der Dichter des Nibelungenliedes. Und ebenso gilt: Wer die musikalische Weise komponiert, ist nicht jener, welcher die Geigen und Harfen baut; wer das Bild im Geiste erschaut und malt, ist nicht jener, der Leinwand, Rahmen und Farbe erzeugt; wer einen Staat gründet, ist nicht jener, der in Form von Eiweißstoffen die Organismen der Menschen ernährt oder sie sonstwie stofflich hervorbringt.

Genau so muß, um noch ein anderes und letztes Beispiel anzuführen, eine Fabrik als Ganzes „geplant", ausgegliedert werden. Die Glieder, die sich in Wirtschaftshandlungen, wie z. B. in Einkauf von Rohstoffen, Anstellung der Arbeitskraft, in Kalkulationen, Kapitalanlagen (Maschinen u. dgl.), Verkauf der Erzeugnisse usf., darstellen, werden nicht ursächlich erzeugt, sondern sind sinnvolle Bestandteile der wirtschaftlichen Ganzheit „Fabrik". Das Stoffliche daran, wie der Eisenstoff der Maschinen, das Protoplasma der Organismen der Arbeiter, liegt auf anderer Ebene und gehört seinerseits wieder — hier ist das allerdings nicht zu entscheiden — anderen Ganzheiten an.

Hiermit scheint klar gezeigt, daß und in welchem Sinne das Ganze vor den Teilen ist, nämlich nur logisch, das heißt begrifflich, wesenhaft; nicht aber in dem Sinne, daß es selbst ein eigenes Etwas, eine stoffliche Kraftkammer oder in anderer Weise ein Verdinglichtes wäre, wodurch es dann die Teile stofflich „erzeugte", ursächlich „hervorbrächte" — in welchem Falle es, wie wiederholt gesagt, notwendig kein Ganzes mehr, sondern selbst nur ein Stück und Teil wäre.

In ontologischer Hinsicht bemerke ich, daß man dieses Verhältnis des Ganzen zum Teile auch durch den Satz der Hegelischen Logik „Das Wesen erscheint" bezeichnen und erklären kann; oder durch das aristotelische „*τὸ τί ἦν εἶναι*", das Vordem; oder auch durch den aristotelischen Begriff der „aktiven Möglichkeit" (aktiven Dynamis oder Potenz). Wie man aber jenes logische Früher-Sein ontologisch sonst auch fasse, ist für den Wahrheitsgehalt des Satzes „das Ganze wird in den Teilen geboren; darum ist es vor den Teilen", nicht maßgebend; nur darf man es keinesfalls materialistisch-ursächlich fassen, denn dann würde der Begriff der Ganzheit zerstört und zu einem ursächlich-wirkenden Stück herabgemindert.

Damit möge es an der Erklärung unseres Satzes genug sein. Nun gilt es aber noch, die falschen Gegenlehren ins Auge zu fassen. Diese sind: erstens die Lehre, daß der Teil vor dem Ganzen sei; und zweitens, daß weder der Teil vor dem Ganzen, noch das Ganze vor dem Teile sei, sondern ein Mittleres zu gelten habe. Wir besprechen diese Sätze nacheinander.

II. Gegen den Satz: „Der Teil ist früher als das Ganze“.

Dieser Satz wird heute nirgends in voller Bewußtheit ausgesprochen, man würde auch vor dem offenbaren Irrtum zurückschrecken, den er enthält. Und doch bildet er die Grundlage fast unserer ganzen modernen Wissenschaft, der Naturwissenschaft wie der Geisteswissenschaft. In der Naturwissenschaft bedeutet er Atomisierung, nicht nur im Sinne der heuristischen Hilfsvorstellung eines Atoms für das physikalisch-chemische Denken, sondern in dem grundlegenden Sinne der Wesenserklärung der Materie durch die Atome, der Wesenserklärung aller physikalisch-chemischen Erscheinungen und schließlich der ganzen Welt. In den Geisteswissenschaften bedeutet er eine geistige Atomisierung, wie sogleich zu erklären sein wird, in den Gesellschaftswissenschaften bedeutet er den theoretischen wie in der Folge auch den politischen Individualismus. Ferner bedeutet er in allen Wissenschaften die ursächliche statt der ganzheitlichen Auffassung. Dieses gilt es nun kurz zu erklären.

Wenn die Teile für sich bestehen und daher vor dem Ganzen sind, so ist das „Ganze“, das sahen wir schon früher, nur die Anzahl, die Summe, der Haufen seiner Teile und damit kein eigenes Ganzes mehr, nur noch eine Scheinganzheit, eine Ableitung aus den summierenden Teilen. Die einzige Realität ruht jetzt in den Teilen. Wenn man mit dieser Vorstellung Ernst macht, ergeben sich aber folgende Sätze:

Die Welt ist ein Zusammengeraten von Atomen — denn diese sind vor dem Ganzen, sind die letzten, die allein wirklichen Teile[1]);

[1]) Statt „Zusammengeraten“ kann man in allen Beispielen auch sagen „Zusammen-stellen“ im Sinne von Kombination, Verbindung des vorher Selbständigen und Getrennten.

die Dinge sind ein Zusammengeraten von Atomen, denn diese sind vor dem Ganzen, sind die letzten, allein wirklichen Teile;

der Organismus ist ein Zusammengeraten von Zellen, denn diese sind vor dem Ganzen, sind die letzten allein wirklichen Teile;

die Zellen sind ein Zusammengeraten von Atomen — denn diese sind vor dem Ganzen, sind die letzten, allein wirklichen Teile (der Organismus erscheint hier als physikalisch-chemisches Aggregat);

das Denken, die ganze Seele, ist ein Zusammengeraten von Vorstellungen oder Sinneseindrücken — denn diese sind vor dem Ganzen, sind die letzten, allein wirklichen Teile;

der Begriff ist ein Zusammengeraten von Merkmalen, denn diese sind vor dem Ganzen, sind die letzten allein wirklichen Teile und bestehen selbst aus Vorstellungen[1]);

das Urteil ist ein Zusammengeraten von Begriffen; der Schluß ist ein Zusammengeraten von Urteilen; — denn alle diese gehen zuletzt auf Merkmale = Vorstellungen zurück — sie alle sind vor ihren Ganzen, sind in ihren Elementen die letzten, allein wirklichen Teile;

die menschliche Gesellschaft ist ein Zusammengeraten von einzelnen Menschen — diese sind vor der Gesellschaft, sind ihre letzten, allein wirklichen Teile; demgemäß gilt von allen Teilgebieten der Gesellschaft dasselbe, insbesondere gilt dann:

der Staat ist ein Zusammengeraten von einzelnen Menschen (als sich zur Sicherheit und ähnlichen Zielen verbindend);

das Recht ist ein Zusammengeraten von einzelnen Rechtssätzen oder Rechtshandlungen und Willensakten;

die Volkswirtschaft ist ein Zusammengeraten von einzelnen Wirtschaftern oder Wirtschaftshandlungen der Einzelnen;

das Heer ist ein Zusammengeraten von Einzelnen, die kämpfen wollen, von Kriegern;

---

[1]) Nach dem sensualistischen Satze: nihil est in intellectu quod non fuerit in sensu.

die Kirche ist ein Zusammengeraten von einzelnen Gläubigen und Priestern — denn diese Einzelnen sind überall vor dem Ganzen, sind die letzten, allein wirklichen Teile.

Auch die rein geistigen Ganzheiten müssen dann ebenso gefaßt werden:

die Sprache ist ein Zusammengeraten von Wörtern — denn diese sind vor dem Ganzen, sind die letzten, allein wirklichen Teile;

die Religion ist ein Zusammengeraten von Andachtsgefühlen — denn diese sind vor dem Ganzen, sind die letzten, allein wirklichen Teile;

das Kunstwerk ist ein Zusammengeraten von Anschauungen und Gestalten — denn diese sind vor dem Ganzen, sind die letzten, allein wirklichen Teile;

überall sind also die Teile vor den betreffenden Ganzen, überall sind sie das Letzte, das Allein-Wirkliche.

Zuletzt noch einige andere bunte Beispiele:

Das Haus ist ein Zusammengeraten von Ziegelsteinen — denn diese sind vor dem Ganzen, sind die letzten, allein wirklichen Teile;

das Nibelungenlied ist ein Zusammengeraten von Buchstaben, denn diese sind vor dem Ganzen, sind die letzten, allein wirklichen Teile;

der Vertrag ist ein Zusammengeraten der vertragschließenden Individuen, denn diese sind vor dem Vertrag (dem Ganzen), sind die letzten, allein wirklichen Teile;

der Verein ist ein Zusammengeraten vieler Mitglieder, denn diese sind vor dem Ganzen, sind die letzten, allein wirklichen Teile;

der Markt ist ein Zusammengeraten von Käufern und Verkäufern, denn diese sind vor dem Ganzen, sind die letzten, allein wirklichen Teile;

die Fabrik ist ein Zusammengeraten von Maschinen, Rohstoffen, Arbeitern, denn diese sind vor dem Ganzen, sind die letzten, allein wirklichen Teile.

Wenn nun diese Sätze richtig sind, wenn überhaupt grundsätzlich die Teile vor dem Ganzen sind, weil sie erst durch ihre Zusammensetzung das Ganze ausmachen, durch ihr Zusammentreten, ihre Häufung oder Kombination die jeweiligen „Ganzheiten" bilden; und diese deswegen, weil sie allein die Letzten, Wirklichen, die ursprüngliche Wirklichkeit sind, sei es als körperliche Atome, als Vorstellung oder Gefühl oder als Handlung oder schließlich als menschliches Individuum — wenn dieses alles zutrifft, dann ergibt sich mit Notwendigkeit, daß „Ganzheit" nicht nur nicht das logisch Erste ist, sondern überhaupt nur ein Hilfsbegriff, ein Scheinbares, ein durch Summierung (Häufung) Entstandenes ist, das sich ausschließlich von den Teilen herleitet, also nur Scheinwirklichkeit oder mit einem eben in unseren Tagen herrschend gewordenen Worte, eine Fiktion bedeutet! Es treffen dann mit unentrinnbarer Notwendigkeit die folgenden Sätze zu, die unleugbar unsere gesamte moderne Wissenschaft ihrem Geiste nach beherrschen:

Gott ist eine Fiktion — wirklich ist nur die Welt[1]);

die Welt ist eine Fiktion — wirklich sind die nur einzelnen Dinge; aber auch, so stellt sich heraus,

die Dinge sind eine Fiktion — wirklich sind nur die einzelnen Atome (darum ist der „Dingbegriff" in den „Relationsbegriff" aufzulösen, wie die moderne atomistische Logik sagt!);

der Organismus ist eine Fiktion, wirklich sind nur die Zellen (siehe die moderne Zellular-Physiologie und Zellular-Pathologie!); aber auch hier, so zeigt sich, kann man noch nicht stehen bleiben:

---

[1]) Wenn man an Gott glauben will, ist dies Privatsache; die Wissenschaft aber kann ihn nirgends finden.

die Zellen sind eine Fiktion — wirklich sind nur die physikalisch-chemischen Stoffteile und Vorgänge in ihr (d. h. zuletzt die Atombewegungen);

das Denken ist eine Fiktion — wirklich sind nur die Vorstellungen, die selbst wieder aus Sinneseindrücken der Umwelt stammen, mit ihrer Assoziationsmechanik; zuletzt kann man aber auch hier nicht stehenbleiben und muß weiter folgern:

die Sinnenwelt ist eine Fiktion, ist nur „spezifische Energie der Sinnesorgane“ — wirklich ist nur die betreffende Kombination, der spezifische Zustand von Atomen (Materialismus ist die letzte Folgerung!);

der Begriff ist eine Fiktion — wirklich sind nur die Merkmale (mit jenen Kombinationen, die sie aus Nützlichkeit, aus Erfolg oder Auslese im Kampfe ums Dasein usw., als verhältnismäßig beständige, weil „haltbare“ Verbindung, eingehen);

die menschliche Gesellschaft ist eine Fiktion — wirklich sind nur die einzelnen Menschen; daher gilt im Besonderen:

der Staat ist eine Fiktion — wirklich sind nur die Einzelnen als Bürger, bei diesen letzten wieder nur ihre Willensakte (Lehre vom Urvertrag der Einzelnen, daraus: gleiches Abstimmungsrecht aller, Volkssouveränität);

das Recht ist eine Fiktion — wirklich sind nur die Rechtssätze, diese ruhen zuletzt auf den Willensakten der Bürger (Psychologismus im Rechte, daraus: Willkür, Meinung, zuletzt: Macht geht vor Recht);

die Volkswirtschaft ist eine Fiktion, wirklich sind nur die einzelnen Wirtschaften, an diesen zuletzt nur die einzelnen Wirtschafter, an diesen zuletzt nur die einzelnen Wirtschaftshandlungen, daraus folgt: das Wesen der Wirtschaft = freie Verkehrswirtschaft = Freihandel, Gewerbefreiheit = Kapi-

talismus; zuletzt = Zukunfts-Anarchismus der marxistischen Zukunftsgesellschaft;

das Heer ist eine Fiktion — wirklich sind nur die einzelnen Individuen (als solche, die kämpfen wollen, oder Krieger). Ferner gilt:

die Kirche ist eine Fiktion — wirklich sind nur die einzelnen Individuen (Gläubige und Priester); und von den geistigen Inhalten der Gesellschaft gilt ebenso:

die Sprache ist eine Fiktion — wirklich sind nur die einzelnen Wörter (Lexikon) und ihre Verbindungsweisen (Grammatik und Syntax);

die Religion ist eine Fiktion — wirklich sind nur die einzelnen Andachtsgefühle der Individuen (Subjektivismus und Psychologismus der Religion). Ebenso gilt, um noch anderer Beispiele zu gedenken:

das Haus ist eine Fiktion — wirklich sind nur die Ziegelsteine (auch in diesen zuletzt nur die Atome der betreffenden Moleküle);

das Nibelungenlied ist eine Fiktion — wirklich sind nur die einzelnen Wörter oder Laute;

der Vertrag ist eine Fiktion — wirklich sind nur die vertragschließenden Individuen und ihre Willensakte[1]); ebenso das, was so oft als Gebilde des Vertrages aufgefaßt wird:

der Verein (und somit jede Organisation, jede Genossenschaft, welcher Art immer) ist eine Fiktion, sie besteht nur

---

[1]) Zum Vertrag sei bemerkt, daß er in Wahrheit nicht aus den Handlungen der Vertragsparteien besteht, sondern darin, daß sich diese, wie schon Hegels Rechtsphilosophie zu entnehmen ist, einem Gemeinsamen, einem Überindividuellen unterwerfen, das heißt Glied einer Ganzheit werden; ähnlich der Verein und jede Organisation, die ja ein überindividuelles Ganzes darstellt. (Vgl. meine Gesellschaftslehre, 2. Aufl., 1923, S. 411 ff.)

aus den einzelnen Mitgliedern und ihren subjektiven Handlungen;

der Markt ist eine Fiktion — wirklich sind nur die einzelnen Kauf- und Verkaufhandlungen der Wirtschaftssubjekte (die tun, was sie wollen, z. B. in der Gewerbefreiheit);

die Fabrik ist eine Fiktion — wirklich sind nur einerseits die Maschinen, Rohstoffe usw., anderseits die Menschen.

Zuletzt folgt:

alles Wesenhafte und Bestandhafte, insbesondere die Wahrheit, Schönheit und das Gute, wie auch, was die Gesellschaft betrifft, Volkstum, Religion und Staat, sind Fiktionen, denn das alles hängt von Kombinationen der geistigen Akte der Menschen, die selber wieder nur Kombinationen der Atome sind, ab, welche Kombinationen im letzten Grunde rein zufällige Wirbel sind, auf „verhältnismäßig stabilen Bewegungsgleichungen" beruhend.

Nach all diesem Angeführten ist es klar, daß der Standpunkt „der Teil ist vor dem Ganzen" auf die Behauptung hinausläuft, durch Ausschütten von Millionen von Buchstaben könnte einmal zufällig das Nibelungenlied entstehen, durch Ausschütten von Millionen Ziegelsteinen das Haus, durch Auswirbeln von Milliarden von Atomen Milliarden von Lichtjahren hindurch könnte die Welt entstehen — ein Standpunkt, der, da er seit der Renaissance der Ernst der Geschichte ist, nicht mehr toll, sondern nur dämonisch genannt werden kann. Alles was an Natur, Geist, Menschen und Dingen je entstand, ist nichts Eigenes, sind relative Wirbel — nur eine einzige Grundtatsache gibt es, nur das Atom; und ein einziges Geheimnisvolles: die Fortpflanzung der Bewegung durch Stoß. Wenn nämlich diese letzte Grund- und Urtatsache nicht wäre, hätten die Atombewegungen ganz andere Wirbelzauber und labil-stabile Figurationen zur Folge — und die Welt sähe ganz anders aus.

Allgemeiner betrachtet, zeigen alle diese angeführten Sätze aufs klarste, wohin die Ansicht „der Teil ist vor dem Ganzen" überall mit unentrinnbarer Notwendigkeit führt: in Physik und Chemie zum **Atomismus**; in der Biologie zum **Mechanismus** und zur Maschinentheorie; in der Gesellschaftslehre und Sittenlehre führt sie zum **Individualismus** (der Einzelne als der Einzige, Wirkliche und Letzte); in der Volkswirtschaftslehre zum **Kapitalismus** und atomistischen **Zukunftssozialismus** (die Einzelwirtschaft und in ihr der einzelne Wirtschaftsakt des privaten Wirtschafters als das Wirkliche und Letzte[1])); in der Erkenntnistheorie zum **Sensualismus** (wechselnde Erkenntnis der Umwelt = wechselnder Sinneseindruck = wechselnde Vorstellung als das Letzte); in der Logik zum Relativismus (Merkmal = Vorstellung als das Letzte) und in der Metaphysik zum Atheismus (Atomwirbel sind das Letzte — Gott erlaubt, aber nicht nötig — die Atombewegungen besorgen alles).

Eines besonderen Nachweises bedarf es aber noch dafür, daß der Grundsatz „der Teil ist vor dem Ganzen" allein es ist, der zuletzt zum Begriffe der Ursächlichkeit führt. Nur wenn die Erscheinungen und Dinge der Welt aus den Teilen folgen, können sie grundsätzlich als bloße Aufeinanderfolge in der Zeit, als sinnlos aufeinanderfolgende und d. i. als mechanisch-ursächlich bedingte Erscheinungen gefaßt werden. Denn nun entsteht das, was entsteht, ausschließlich auf Grund der Eigenschaften der Teile. Diese Eigenschaften mögen die Bewegungsenergie der Atome (entweder gleich oder verschieden großer Atome, entweder einfacher oder selbst — z. B. nach Art eines Planetensystems — komplexer Atome) oder etwas durch diese Bewegungsenergie nur Vermitteltes sein, oder etwas noch weiterhin durch hochkomplexe physikalisch-chemische Kombina-

---

[1]) Den Beweis für die atomistische Natur des kommunistischen Wirtschaftsbegriffes s. in meinem Buche „Der Wahre Staat", Leipzig 1923².

tionen vermitteltes Organisches sein; oder diese Teile mögen auf seelischem Gebiete die durch Bewegungsenergien usf. vermittelten sinnlichen Reize, Vorstellungen und Gefühle mit allen ihren weiteren Ableitungen sein — stets ist die Mechanik der körperlichen Erscheinungen wie der Mechanik die psychologischen Erscheinungen nur dadurch möglich, daß letzte Selbständige, letzte Teile wirken und damit sowohl eindeutige wie sinnlose (weil zufällige) Ursachen abgeben. So zeigt sich, daß die ursächliche Auffassung eines Gegenstandes überall notwendig aus dem Satze hervorgeht: „Der Teil ist vor dem Ganzen", ja daß diese Auffassung ernsthaft gar nicht anders möglich ist, als auf der Grundlage dieses Satzes. Damit ist aber endlich auch klar, daß Ursächlichkeit, Individualismus, Sensualismus, Relativismus und Atomismus die notwendigen Glieder eines einzigen Gedankenbaues bilden. Wenn eines dieser Glieder wegfällt, müssen auch alle anderen wegfallen. Und umgekehrt, schließen alle echt ganzheitlichen Begriffe Ursächlichkeit aus. Es gilt daher:

gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Universalismus schließt Ursächlichkeit aus; Apriorismus schließt Ursächlichkeit aus; der Begriff der Seele schließt Ursächlichkeit aus; der Begriff des Lebens schließt Ursächlichkeit aus. Der Begriff des Kosmos schließt Ursächlichkeit aus; jede Art von Theismus im weitesten Sinne schließt Ursächlichkeit aus. Mit einem Worte:

jede Auffassung, die in welchem Sinne und auf welchem Gebiete immer sagt, daß die Teile vom Ganzen bestimmt werden und damit das Ganze früher sei als der Teil, schließt Ursächlichkeit aus.

Wenn man bedenkt, wie sehr heutzutage selbst die Theologen, seien sie katholisch oder protestantisch, auf so vielen Gebieten, gerade auch auf wirtschaftlichem und politischem, dem

Satze „Der Teil ist früher als das Ganze" folgen[1]); wenn man bedenkt, wie viele völkische Politiker und vaterländisch gesinnte Staatsmänner dem individualistischen Liberalismus (der Demokratie) und dem atomistischen Zukunftskommunismus, mithin dem Satze: „Der Teil ist früher als das Ganze", folgen; wenn man bedenkt, wie viele Rechtslehrer und Prediger der Gerechtigkeit heute dem Rechtspsychologismus und Rechtsatomismus, mithin dem Satze: „Der Teil ist früher als das Ganze" folgen; wenn man bedenkt, wie viele Biologen heute noch der mechanistischen Auffassung, mithin dem Satze: „Der Teil ist früher als das Ganze" folgen; wenn man bedenkt, wie fast alle Physiker und Chemiker der atomistischen Ansicht, mithin sie alle dem Satze folgen: „Der Teil ist früher als das Ganze[2]") — dann, und nur dann allein kann man ermessen, welches unsagbare Unglück über eine Zeit kommen mußte, die Lebensleugnung, Wahrheitsleugnung, Geistesleugnung, Gottesleugnung und Barbarei auf die Fahne ihres Wissens schreibt! Dann allein aber auch kann man erkennen, welche Umkehr des Geistes unserem Zeitalter nötig ist, um wieder in die Bahn geistiger Kultur und innerer Gesinnung zu gelangen.

III. Gegen die Versuche eines Mittleren zwischen den beiden Sätzen: „Das Ganze ist früher als der Teil" und „Der Teil ist früher als das Ganze".

Am liebsten möchte man diese Versuche kurzweg als schwächlich, als faulen Zauber, Bequemlichkeit oder Mattherzigkeit ab-

---

[1]) Vollends bestehen die sog. christlichen Parteien meistens aus Liberalen, die in die Kirche gehen, also aus unkonsequenten Liberalen.

[2]) Die einzige Ausnahme dürften gegenwärtig die Mach-Schüler Jaumann und Lohr in Brünn machen, welche in ihrer „Kontinuitätstheorie" eine ungleich lebendigere Auffassung, als der Atomismus sie darstellt, vertreten.

tun und nichts mit ihnen zu schaffen haben. In einer Zeit der Verzweiflung und Gärung aber, wie der heutigen, entspringen sie auch bei tüchtigen Köpfen oft dem noch nicht überwundenen Übergangszustand aus der Finsternis ins Licht. Darum ist es nötig, hier einige Worte darüber zu sagen.

Die eindringende Überlegung zeigt überall, daß ein Mittleres zwischen beiden Sätzen begrifflich und theoretisch nicht möglich ist. Entscheidend ist folgender einfache Gedankengang: Entweder ist die Ganzheit das Primäre, das sich ausgliedert und also seine Teile darstellt, ausgebiert; wodurch diese Teile das Abgeleitete, Gesetzte — und das heißt ja eben, vor dem Bestehen der Ganzheit nicht vorhandene Teile sind; oder es verhält sich umgekehrt. Ein Mittleres ist in diesem Gegensatze: primär — abgeleitet nicht möglich. Es können nicht beide Glieder des Gegensatzes primär sein. Denn dann müßten die Teile vor dem Ganzen, oder das Ganze neben den Teilen, „als solches", sein, was unmöglich ist. Noch können beide Glieder des Gegensatzes, das Ganze und der Teil, abgeleitet sein, denn woher wären sie dann abgeleitet? — Hierfür bietet die Wirtschaft ein Beispiel:

Entweder besteht die Wirtschaft aus den zusammentreffenden Wirtschaftshandlungen der Einzelnen; oder es ist umgekehrt. Im letzteren Falle muß sie eine Ganzheit bestimmter Art sein, ein mittlerer Begriff zwischen diesen beiden Möglichkeiten ist unerfindlich und in der gesamten Geschichte der Volkswirtschaftslehre nicht zu finden! Wie ich an anderer Stelle nachwies, ist der Begriff des Zusammentreffens wirtschaftlicher Handlungen — „Verkehrswirtschaft" im individualistischen Sinne — ein Unbegriff[1]. Denn Handlungen individuellen Ursprungs (willkürlich gesetzte Handlungen) ergeben keine Volkswirtschaft, die notwendig eine organisch bestimmte Geordnetheit enthält, sondern ein Durcheinander. Erst dadurch, daß sich eine Handlung als Glied in die Ganzheit der Volkswirtschaft einfügt, wird sie zur Wirtschaftshandlung, erhält sie selber Wirtschaftsart. Ein Mittleres zwischen diesem Entweder — Oder

---

[1]) Tote und lebendige Wissenschaft, Jena 1921, S. 11 ff.

ist nicht möglich. An dem Wesen des Marktes sei dies noch näher erläutert. Der „Markt“ folgt niemals aus dem Zusammentreffen einzelner subjektiver Wirtschaftshandlungen, sondern er ist nur denkbar als das Organ und die Plattform der Volkswirtschaft, in welcher die Käufer und Verkäufer als Exponenten ihrer Betriebe auftreten, z. B. der Pferdekäufer als Exponent der Betriebsgruppe Landwirtschaft, der Pferdeverkäufer als der Exponent der Betriebsgruppe „Viehzucht“. Sind viele Pferde da, so zeigt dieses nicht, daß einigen Subjekten zufällig eingefallen ist, viele zu züchten (dieses mag als subjektiv-psychologische Erscheinung zutreffen, ist aber keine Wirtschaftserscheinung), sondern es zeigt, daß die Gliederung der in der Viehzucht gegebenen wirtschaftlichen Mittel gegenüber den in der Landwirtschaft gegebenen sich geändert hat; daß dann als Folge dieser Gliederungsänderungen Angebot und Nachfrageänderungen eintreten und dadurch ein niederer Preis der Güter als Ausdruck und Folge jener gliedlichen Änderungen der wirtschaftlichen Ganzheit eintritt.

In der Wirtschaftsbetrachtung also, das zeigt sich deutlich, ist ein Mittelding zwischen individualistischer (atomistischer) und universalistischer (ganzheitlicher, organischer) Analysis (wohl gemerkt: Analysis, nicht etwa parteipolitischer Betrachtung!) logischerweise nicht möglich. Genau dasselbe trifft aber für die Zergliederung aller anderen gesellschaftlichen Ganzheiten zu. Der Staat z. B. kann nur entweder als eine ursprüngliche Ganzheit, etwa als Organisation der „Totalität des Lebens“ nach Adam Müller, gefaßt werden, dann sind von der Forschung seine Ausgliederung und Organe zu betrachten und als seine letzten Glieder (das heißt von ihm gebildete Geistigkeiten) ergeben sich dann die Bürger; der Staat ist dann vor den Bürgern, die Bürger können einen Staat nicht „zusammensetzen“, daher auch Volkssouveränität, allgemeines gleiches Wahlrecht usw. konstruktiv keine gültigen Begriffe sind (konstruktiv und analytisch — nicht im parteipolitischen Sinne!). Oder aber der Staat besteht aus den Bürgern, die dann vor dem Staate schon da sind, die ihn erst bilden und erst zum Staate „zusammentreten“, wobei die Einzelnen das Wirkliche sind, der Staat nur ein Sum-

mationsergebnis bestimmter Art. — Auch hier ist die Möglichkeit eines mittleren Standpunktes begrifflich nicht gegeben. Es bleibt daher nichts anderes übrig; entweder man muß behaupten, daß durch Ausschütten von Millionen Buchstaben das Nibelungenlied, durch Ausschütten von Millionen Ziegelsteinen das Haus, durch Zusammentreffen der Handlungen die Volkswirtschaft, durch Zusammentreten der Bürger der Staat und schließlich durch Auswirbeln von Milliarden von Atomen Milliarden von Lichtjahren hindurch die Welt entstehen könne, also der Teil vor dem Ganzen sei; oder anerkennen, daß nur das Ganze vor dem Teile, die Gestalt vor ihren Glieder sein könne.

Der Satz: „Das Ganze ist vor den Gliedern" war nur die Folge der ihm vorhergehenden beiden Sätze „Das Ganze als solches hat kein Dasein; das Ganze stellt sich in Gliedern dar". Seine ausführliche Erläuterung ist daher weniger um seinetwillen notwendig gewesen, als sie vielmehr zugleich die zusammenfassende Erläuterung aller drei Sätze in ihrem logischen Zusammenhange bedeutet. Alle drei Sätze als Ganzes machen nichts weniger als den Umriß der Ganzheitslehre aus.

§ 5. Erläuterung zu den Sätzen 4 und 5: „Das Ganze geht in den Gliedern nicht unter"; „darum ist es am Grunde der Glieder".

Diese Sätze folgen aus den früheren und sind in diesem Sinne nichts anderes als weitere Ausführungen des Satzes: „Das Ganze wird in den Gliedern geboren, stellt sich in den Gliedern dar".

Die Glieder nämlich, indem sie einmal da sind (ausgeboren sind) und damit als etwas verhältnismäßig Selbständiges in Erscheinung treten, dürfen dennoch nicht als wahrhaft „selbständig" betrachtet werden. Wäre das der Fall, so würden ja die Glieder als solche Dasein haben, was wir oben (S. 58 f.)

als unmöglich erfanden; aber es hieße das auch, daß gleichsam das Ganze sich in den Gliedern versteinern lasse, daß das Ganze sich in den Gliedern ausgießen würde, denn nur dann wären diese Glieder, einmal ausgegliedert, schlechthin da, „selbständig". Das ist nicht der Fall: Das Ganze geht in den Gliedern nicht unter! Das Ganze erschöpft sich nicht in seinen Gliedern!

Wir erläutern diesen Satz zuerst an einigen Beispielen:

a) Betrachten wir den Vorgang zuerst von der Seite persönlicher Ganzheiten, z. B. der lebendigen Sprache, her. Da leuchtet ein, daß der Sprechende im gesprochenen Worte nicht untergeht. Der Sprechende oder Mitteilende (Denkende) enthält vielmehr das Gesprochene oder Mitgeteilte in sich, oder anders gesagt: das Mitteilende (die Kraft, die Worte zu denken und auszusprechen) bleibt bestehen!, denn der Gedanke *setzt* wohl die gesprochenen Worte (er ist also zuerst der Sprechende, Mitteilende), aber der Gedanke fließt im gesprochenen Worte nicht aus, *sondern er bleibt als Gedanke bestehen*, und darum bleibt er auch weiterhin als sprechende Potenz, als die Fähigkeit, immer wieder zu sprechen, eben als Gedanke, zurück! Umgekehrt: die gesprochenen Worte, die Mitteilungen oder objektiven Glieder des Mitteilungsganzen haben ihrerseits das Mitteilende (den Gedanken, den Sprecher) nicht gleichsam geschluckt, nicht absorbiert, sie sind nicht der versteinerte Gedanke oder Sprecher — dieser bleibt zurück, bleibt als das sinngebende und umfangende Zentrum bestehen, oder, wie wir es ausdrücken wollen: *Er bleibt am Grunde des Ausgegliederten.*

Den gleichen Tatbestand zeigen alle beliebigen Beispiele von Ganzheiten persönlich-geistiger Art. So der Handelnde gegenüber der Tat. Das Getane ist nicht versteinertes Tun, sondern Ergebnis desjenigen Tuns, das als Wille und Vernunft (und in diesem Sinne als die Potenz, das Vermögen des Tuns) ungebrochen bestehen bleibt, gleichsam bei sich selbst zurückbleibt, genau wie der aussprechende Gedanke gegenüber dem Worte. Demnach ergibt sich: das Wirkende geht im Gewirkten nicht unter; der Gedanke geht im gesprochenen Worte nicht unter; das Mitteilende geht im Mitgeteilten nicht unter.

b) Andere Beispiele. Denselben Sachverhalt zeigt der lebendige Organismus. „Lebendig" ist er eben deswegen, weil das Leben im organischen Lebensakt sich nicht erschöpft. Das Herz hört nicht dadurch auf, Herz zu sein, daß es Pulsschläge ausgeführt hat; der Muskel hört nicht

dadurch auf, Muskel zu sein, daß er Kontraktionen durchgeführt hat; der motorische Nerv nicht dadurch auf, Nerv zu sein, daß er innerviert hat usw. Freilich steht die Sache hier nicht so einfach und klar wie bei dem Gedanken und seinem Worte, da „Übung", „Ermüdung", „Ernährung" und noch andere hauptsächlich auf dem arteigenen Zusammenspiel der Organe beruhende Verwicklungen und Vermittlungen hinzukommen. Aber der grundsätzliche Tatbestand, daß das Glied sich in seiner Leistung nicht erschöpft, in ihr nicht untergeht, ist auch hier unzweifelhaft und klar, denn ohne diese Urtatsache gäbe es kein „Leben"; er ist es also schon dadurch, daß man das Untergehen der Glieder in ihrer Leistung (oder anders ausgedrückt: das Aufhören des Beschlossenbleibens der Glieder im Ganzen) als das Aufhören des Lebens betrachtet und es den „Tod" nennt. *Wo das Ganze im Teile untergeht, tritt Tod ein* — ein Aufhören der Ganzheit! (Auch dieser Tod ist kein absoluter, weil andere, früher geruht habende Gliedlichkeiten nun aktuiert werden, wie ja auch beim Tode des Staates Österreich das Staatsleben der Bewohner dieses ehemaligen Staates sich zwar änderte, aber nicht aufhörte.)

Was dann die Entwicklung des organischen Keimes betrifft, so ist es nicht eigentlich der Fall, daß der Same im Baume „untergeht", wie man oft zu sagen pflegt, wenigstens nicht in unserem Sinne. Zwar verliert sich der Same im Baume, *aber nicht jene Ganzheit, die im Samen war* — dieselbe Ganzheit ist nun in weiter gebildeter, entfalteter Form im Baume. Dieselbe Ganzheit, die im Samen war, liegt auch dem Baum zugrunde, weder in der ersten Form der Darstellung des Ganzen, noch in der letzteren ging die Ganzheit unter, *sie bleibt am Grunde beider bestehen.*

Könnte dagegen die von den Mechanisten so viel beredete „Fortpflanzung der Bewegung durch Stoß" das Untergehen des Schöpfers im Geschöpf verdeutlichen? Denn hier scheint ja die Bewegung der ersten Billardkugel auf die zweite, auf welche sie stößt, übertragen, abgegeben zu sein. Man muß aber, um die wahre Bedeutung dieses Falles zu verstehen, bedenken: daß der ganze Vorgang des Stoßes *im Gravitationssystem* (im „Feld") vor sich geht. Ohne dieses System, außerhalb desselben, könnten die Kugeln einander gar nicht stoßen! Das Gravitationssystem geht aber im Stoße seiner Kugeln nicht unter, die Gravitation erschöpft sich weder in Stoß noch Fall, noch in anderen mechanischen Bewegungen!

Weiterhin könnten wir alle Beispiele durchgehen, die oben bei Satz 1 (S. 54 f.) vorgeführt wurden. Es mögen aber folgende genügen:

Der Staat. Wird der Staat als die umfassende Organisation geistig-sittlicher Inhalte des Lebens gefaßt, insbesondere von Sittlichkeit, Recht und allen im „Volkstum" befaßten geistigen Inhalten, so sind diese von ihm organisierten Lebensinhalte gerade das ihn logisch setzende Prius. *Sittlichkeit, Recht, Volkstum gehen aber im Staate nicht unter*, sie müssen im Gegenteil immer lebendig bleiben und ihn immer wieder aufs neue setzen. (Legt man einen anderen Staatsbegriff zugrunde, so wird sich auf andere Weise dasselbe zeigen.)

So geht es in der ganzen Gesellschaftslehre. Es ist eine Aufgabe der Gesellschaftslehre, die Inhalte (Teilganzen) der Gesellschaft auf ihre logische Priorität, d. h. auf ihre Ausgliederungshierarchie hin zu erkennen. Da ergeben sich Sätze wie: „Religiosität (das Metaphysische des Geistes) geht vor Volkstum"; „aber Religiosität will sich in Volkstum verwandeln"; „Volkstum geht vor Staat"; „aber Volkstum will sich in Staat verwandeln", d. h. Religiosität will in solcher Einheit mit den andern geistigen Inhalten des Lebens ein Ganzes werden, sich darstellen, ausgliedern. Damit ist es das setzende Prius, *das aber in seinen Ausgliederungen nicht untergeht*.

Ähnlich die Wirtschaft. Wirtschaft ist ein System von Mitteln für Ziele. Das setzende Prius sind die gültigen Ziele, wie sie in Sinnlichkeit oder Vitalität, geistigen Gemeinschaften, Sittlichkeit, Organisation (Staat) gegeben sind. Alle diese Ziele gehen vor den Mitteln, sie sind das setzende Prius, das im gesetzten System der Mittel, der Wirtschaft, nicht untergeht. Die Ziele bleiben bestehen und setzen die Wirtschaft immer wieder aufs neue — sie bleiben bei sich selbst, sie fließen nicht aus, sie versteinern nicht in den Mitteln, ihren Teilen, trotzdem, oder eben *weil* sie sich darinnen selbst setzen.

Ein anderes Beispiel bildet der Vordersatz (die Prämisse) gegenüber den nachfolgenden Gliedern einer Schlußkette. Die Glieder der ganzen Kette sind selbständig, aber sie ruhen am Grunde der Prämisse, ohne die sie sofort „sinnlos" werden oder falsch, d. h. aufhören zu sein. *Der Vordersatz ist in allen Gliedern der Schlußkette enthalten, sie bilden ein Ganzes — und doch bleibt der Vordersatz am Grunde jedes Folgesatzes*. Der Vordersatz verhält sich in diesem Sinne als fortwirkender Schöpfergrund.

Überall zeigt sich der grundsätzliche Tatbestand: das Ganze geht in den Gliedern nicht unter.

Der Satz: „*Das Ganze ist am Grunde der*

Glieder" ist nur eine Weiterführung des vorherigen Satzes, wonach es in den Gliedern nicht untergeht. In ihm wird nur dieses „Nicht-Untergehen", das „Sich-nicht-Erschöpfen" der Ganzheit im Gliede näher bestimmt. In ihm wird klar gemacht, daß die Ganzheit die Herrschaft über die Teile behält. „Herrschergewalt", „Schöpfergewalt der Ganzheit", „Oberhoheit", „Führerschaft", alle diese Bezeichnungen passen in mehr oder weniger wörtlichem Sinne auf dieses Verhältnis. Das „Nicht-Erschöpftwerden", „Nichtuntergehen" ist im Sinne des Fortdauerns der Selbstsetzung, d. h. aber zugleich des Fortdauerns der die Glieder setzenden Kraft zu verstehen. Wenn z. B. der Gedanke, der das Wort ausspricht oder hinschreibt, entschwindet — was wäre dann noch das gesprochene oder geschriebene Wort? Nicht mehr denn eine unverstandene Lauthäufung! Es wäre dann aber auch nicht mehr „Glied" (eines Satzes, einer Mitteilung, einer Aufschreibung), sondern in dieser seiner Gliedhaftigkeit vernichtet. Das Wort bleibt also Glied nur nach Maßgabe des Fortdauerns der unverbrauchten Schöpferkraft der Ganzheit. Das heißt es: Das Ganze bleibt am Grunde des Gliedes.

Unsere obigen Beispiele dürften den Sachverhalt hinlänglich aufgeklärt haben. Dennoch möge ihnen noch ein negativer Hinweis hinzugefügt werden. Wenn etwa ein Kämpfer im Kampfe plötzlich bemerkte, daß er die eigenen Truppen beschossen hatte, so hielte er sofort inne. Was er getan, war „sinnlos", war nicht Glied einer gültigen Ganzheit — das ausgliedernde Ganze hat hier aufgehört, am Grunde der Glieder zu bleiben. Äußerlich gesehen ist es noch „Kampf", was hier vorgeht, aber dieses Tun hat seine Ganzheit verloren, hat nichts mehr am Grunde und hört daher auf, fällt gleichsam in das Nichts, in die Sinnlosigkeit hinab. In der Bhagavadgita läßt der zum Kampfe sich anschickende Held plötzlich die Arme sinken, weil ihm dünkt, solches Beginnen sei sinnlos — der ausgliedernde

Gedanke entschwindet. Und so überall: es wird das Gewirkte seine Gliedeigenschaft verlieren, wenn das Ausgliedernde, Wirkende nicht am Grunde bleibt.

Näheres über die, hier nur kurz abgehandelten Sätze 4 und 5 wird noch später zu entwickeln sein, s. das III. Hauptstück, über die Rückverbundenheit, §§ 21 ff.

§ 6. Erläuterung zu Satz 6: Das Ganze ist Alles in Allem. Alles ist in ihm und es ist in Allem.

Wenn die Glieder die Selbstdarstellung des Ganzen sind, so entsteht die Frage, in welchem Sinne das Ganze in den Gliedern ist und die Glieder im Ganzen sind.

Die Antwort auf diese Frage ist nach den Sätzen 4 und 5: „Das Ganze geht in den Gliedern nicht unter" und „das Ganze ist am Grunde der Glieder" eindeutig bestimmt.

Die Frage, die hier auftaucht, gleicht denen, welcher der sog. Deismus (die Welt als Geschöpf sich selbst überlassen, gleich einer aufgezogenen Uhr), die Allgottlehre oder der Pantheismus (Gott ist im Geschöpf so sehr, daß er außerhalb des Geschöpfes nicht ist) und die All-in-Gott-Lehre (Panentheismus, Gott ist nicht im Geschöpf ausgeflossen, aber alles ist in ihm enthalten) in der Metaphysik und Theologie aller Zeiten gegenüberstehen. Mit den Mitteln der Ganzheitslehre ist diese Frage eindeutig lösbar.

Nach dem Satz 4 kann das In-Erscheinung-Treten der Ganzheit in den Gliedern nicht als ein Ausfluß (Emanation) betrachtet werden — denn dann bliebe ja vom Ganzen nichts übrig, die gleichsam versteinerten Glieder fielen in das Nichts eines zentrumlos gewordenen Gewirkten und Gesprochenen hinab und die Ausgliederung müßte aufhören, gleich einem sinnlos werdenden Wirken. Umgekehrt ist das entstandene Glied kein versteinertes Ganzes, nicht etwas, was die ausgliedernde Ganzheit (oder ihre Schöpferkraft) gleichsam geschluckt hat.

Mit diesen beiden Überlegungen ist zunächst jene Lösung des Verhältnisses der Glieder zum Ganzen ausgeschlossen, welche in der Metaphysik und Theologie als „Pantheismus" i. e. S. bezeichnet wird. (Wir werden später sehen, daß auch von einer andern Seite, dem Eigenleben und der Selbständigkeit des Gliedes her, der Pantheismus ausgeschlossen ist, s. u. § 13³, S. 130 ff., 141 f., 99 u. ö.) Ferner ist auch jene Auffassung des Schöpfungsbegriffes ausgeschlossen, welche in ihr eine wahrhafte „Emanation", einen Ausfluß, sieht, werde dieser nun stofflich oder auf andere Weise vorgestellt.

Wie steht es aber mit dem oft gehörten Satze, daß das Ganze in allen seinen Teilen ganz enthalten sei? Wäre dann nicht doch wieder das Ganze ausgeflossen und dann auch der Begriff des Pantheismus methodisch für jede Ganzheit gültig? Nein! Jener Satz ist richtig, aber er darf nicht im Sinne des Ausflusses und der Erschöpfung des Ganzen im Teil verstanden werden! Es ist richtig, daß der lebendige Organismus überall lebendig ist, daß darum nicht nur etwa das Herz schlägt und die Lunge atmet, sondern jedes Organ, jede Zelle und jeder Teil der Zelle genau so lebendig ist. Und also ist das ganze Leben überall.

Der Gedanke, daß das Ganze in allen Gliedern ganz ist, birgt aber die Gefahr, es als ein eigenes Etwas, einen eigenen Teil zu fassen. Dies haben wir aber in unserm ersten Satze „Das Ganze als solches hat kein Dasein" schon zurückgewiesen. Das Ganze stellt sich in den Gliedern dar, wird in den Gliedern geboren — dies und nichts anderes ist der reine Tatbestand. Damit ist das Ganze aber niemals das einzelne Glied selbst, es geht eben im Gliede nicht unter! Ist es also weder ein Ganzes an sich noch ein versteinertes Glied, sondern ein im Gliede sich Darstellendes, ohne in ihm unterzugehen (wie im Verhältnis: Gedanke — Wort, Prämisse — Schlußfolgerung), dann bleibt es trotz der Selbstdarstellung im

Gliede bei sich, es bleibt nur „am Grunde" des Gliedes! Damit ist das gegenseitige Enthaltensein geklärt: Jedes Glied ist in der Ganzheit ganz verwurzelt, und in diesem Sinne ist auch das Ganze in ihm ganz enthalten; aber, so ist zu wiederholen, das Ganze hat sich weder in die Glieder verwandelt (Pantheismus), welche Glieder nun folgerichtig selbständig für sich bestehen könnten (Deismus, zuletzt Individualismus und Atomismus); noch auch sind die Glieder in das Ganze hineingegangen (räumlich oder im übertragenen Sinne) und in ihm aufgegangen (was zuletzt eine homogene, eine ungegliederte Ganzheit, ein hölzernes Eisen, ergäbe), sondern das Ganze bleibt auf ihrem Grunde, bleibt ihre Mitte, ihr Sinn und Leben, ihr Halt und ihr Sein.

Und in diesem Sinne ist das Ganze Alles in Allem, sind Alle in ihm, wie es in Allen ist — dadurch, daß es am Grunde ist und als Grund verharrt.

Eine weitere Behandlung wird dieses Verhältnis später finden, siehe die §§ 26 (Befassung) und 13[3] (Eigenleben des Gliedes).

Eine weitere Frage, die sich hier ergibt, ist jene nach dem Wesen des Seins und, da alles Sein in der Ganzheit ein gesetztes, ausgeborenes ist, nach dem Wesen der Schöpfung. Vgl. dazu unten S. 97 und 3. Buch. II. Kategorienlehre und Ontologie.

§ 7. Streitbare Bemerkungen zum Begriffe der Ganzheit.

Die Sätze 1—5, die im vorstehenden erläutert wurden, wollen eine grundlegende Erklärung des Wesens der Ganzheit, gleichsam die „Handfeste" oder Verfassung derselben geben und namentlich der Satz 2 „Das Ganze stellt sich in den Gliedern dar" „wird in den Gliedern geboren", muß immer wieder als das Herz des Begriffes der Ganzheit, als das Herz der ganzen vorstehend entwickelten Lehre bezeichnet werden — da der erste Satz nur einen Irrtum hinwegräumt, alle anderen Sätze (3—6) schließlich nur Folgerungen aus ihm sind.

Den gegebenen aufbauenden Begriffsbestimmungen, in denen allerdings aus naheliegenden Gründen eine rein formale Definition der Ganzheit nicht enthalten ist, seien nun noch verneinende Bestimmungen hinzugefügt, um den Irrtümern, denen unser heutiges, gänzlich unganzheitliches, gänzlich individualistisch-atomistisch erzogenes Denken ausgesetzt ist, zu begegnen.

Ganzes oder Ganzheit ist nicht Vollzähligkeit der Teile, sondern Gegliedertheit der Teile. Denn wenn die Ganzheit nicht vollzählig ist, so wird sie zwar schadhaft und gestört sein, aber sie kann immer noch eine Ganzheit und keine Summe, keinen Haufen bilden, wie die Hand mit vier Fingern, das Regiment ohne den Trompeter, die Fabrik, deren Buchhalter erkrankte.

Das Gegenteil der Ganzheit ist ferner nicht Geteiltheit, wie: Halbheit, Viertelheit, Tausendstelheit usf., denn ein Halbes oder Tausendstel kann noch immer etwas Gliedhaftes, Ganzheitliches an sich haben, es kann das unvollzählige Ganze, das geschädigte, zerstückelte, das schwache Ganze sein. Z. B. kann ein halber Baum noch ganz gut blühen, ein Tausendstel Baum, wenn als Zweig in die Erde gesteckt, vielleicht Wurzel fassen und leben; aber auch als Zweig selbst betrachtet ist er immerhin noch von der Art, noch ein Teil echter Ganzheit, ob er nun später weitergrünen oder verdorren wird. Das Gegenteil von Ganzheit ist vielmehr: das bloße Nebeneinander, das Unverbundene, alles das, was bloß Haufen, Summe, Aggregat, mit einem Worte Ungegliedertes ist. Ganzheit ist das gegliederte, Unganzheit ist das Ungegliederte, Ganzheit ist das Mit- und Ineinander, Unganzheit das bloße Nebeneinander oder mechanische Nacheinander, das Stückwerk. — Halbheit oder Geschädigtheit ist also noch nicht das Gegenteil von Ganzheit und ebenso ist Vollzähligkeit kein Merkmal der Ganzheit. (Dagegen wäre Unversehrtheit das Merkmal voll-

kommener Ganzheit.) Dies zusammengefaßt, ergibt sich endlich:

Ganzes oder Ganzheit ist nicht die Summe der Teile, sondern mehr als diese Summe, ja etwas grundsätzlich Anderes, was sie jeweils zum Ganzen macht gegenüber einer bloßen Anzahl, Zusammenstellung, Gehäuftheit. Daher ist der Organismus mehr als eine Summe von Zellen. Daher ist der Staat mehr als eine Summe von Menschen, die Familie mehr als eine Summe von Menschen, das Heer mehr als eine Summe von Menschen, der Haushalt mehr als eine Summe von Menschen, die Fabrik mehr als eine Summe von Menschen, der Markt mehr als eine Summe von Menschen, das Haus mehr als eine Summe von Ziegelsteinen. Die Ganzheiten „Staat", „Familie", „Haushalt", „Armee", „Fabrik", „Markt", „Haus" sind eben gerade das, was die Summe der Bestandteile überhaupt gar nicht ist. „Zimmer" sind etwas ganz anderes als Ziegelsteine; und Mensch als „Staatsbürger", als „Familienglied", als „Haushälter", als „Krieger", als „Fabriksleiter" ist etwas ganz anderes, wie der einzelne Mensch an sich, nämlich wie der physiologische Körper „Mensch".

Eine letzte Bemerkung ist zum Begriffe des „Bandes" und der „Kopula" notwendig.

Man spricht wohl oft von einem Bande, einem „einigenden Bande", welches um die Glieder gezogen wird und sie zu einem Ganzen „verbindet", „zusammenhält", zur „Einheit des Ganzen" bringt. Und ähnlich spricht man von der Kopula, die zum Beispiel in dem Satze S ist P die verschiedenen Teile „S" und „P" wie in einem gemeinsamen Punkte oder in eine „höhere Einheit" vereinigt.

Aber der Begriff des Bandes ist ein Fehlbegriff. In ihm wird wieder die falsche Vorstellung erweckt, als wären die Teile schon vorher da, bevor sie Glieder des Ganzen sind, und

als könnten sie daher durch Zusammenbindung, Zusammenfassung mittels des Bandes *hinterher* zu einem Ganzen verknüpft werden. Solches Zusammenbinden aber ergibt nur ein Bündel, nur eine Anzahl von Stücken, nur ein Aggregat, jedoch niemals ein Ganzes, *denn die Teile sind außerhalb des Ganzen gar nicht!*, und am wenigsten sind sie, bevor das Ganze da ist (bevor sie überhaupt Glieder sind). Wahr ist vielmehr nur dieses: die Ganzheit gliedert sich in eigenen Besonderungen oder Gliedern aus. Diese Glieder existieren daher weder vor der Ganzheit, noch nachher, noch auch braucht die Ganzheit ein „Band", um ihre Teile zusammenzubringen; denn ihre Teile sind nur ihr eigenes Besondertes. Darum können zum Beispiel nicht Menschen aus einem Urzustande absoluter Vereinzeltheit heraus (ein Zustand, der begrifflich nicht zu Ende denkbar ist) „zusammentreten", um einen Staat zu bilden, um sich gleichsam mit dem Bande „Staat" zu umschlingen. Sie können nur aus der Staatlichkeit A (z. B. Alt-Österreich) in die Staatlichkeit A′ (z. B. Neu-Italien, Südtirol) in ihrer Ganzheit und Gliedlichkeit modifiziert, umgegliedert werden. Wo einmal ein Band gebraucht würde, wäre es mit der Ganzheit vollständig vorbei. Statt „Band" muß man vielmehr sagen „Befaßtsein" im Ganzen oder „Ausgegliedertsein" aus dem Ganzen.

Die Kopula wieder drückt diese Ganzheit im obigen Beispiel (S *ist* P) wohl richtig aus, dann ist sie aber keine (bandartige) Kopula mehr, sondern nur ein hervorstechendes Einheitszeichen, nur ein besonders zentrales *Glied*, nur ein Ausdruck für die Einheit des Ganzen, in welchem die besonderten Glieder (Subjekt und Prädikat) erscheinen. Würden die verbundenen Glieder als vorher dagewesen und hinterdrein verbunden vorgestellt (statt als Besonderungen und Teildarstellungen des Ganzen), so würde die Kopula nur ein „Band" im obigen Sinne sein und keine Ganzheit und Einheit zu begründen vermögen.

Die „Einheit" der Teile, das ist bei Begriffen wie „Band" und „Kopula" stets zu beachten, ist ja dasselbe wie ihre Ganzheit, sie besteht darin, daß sie als Teile und Glieder Besonderungen und Ausgliederungen desselben, des einen Ganzen sind.

Das Wesen der Ganzheit steht in seinen Grundzügen vor uns. Die weitere Aufgabe ist nun, die letzten, die grundsätzlichen Weisen oder Kategorien ganzheitlichen Seins und damit, sofern alles Sein als von ganzheitlicher Art gesetzt wird, die letzten Weisen, Urweisen oder Kategorien des Seins selbst zu suchen.

§ 8. Einteilung der Urweisen oder Kategorien.

Die Weisen der Ganzheit sind zuerst dadurch gekennzeichnet, daß sie unmöglich einzeln, je für sich, sein können. Dieses Erfordernis muß daher unsere folgende Ableitung erfüllen: daß keine letzte Weise einzeln, für sich setzbar sein kann, sondern ihr Erstes (ihr Prius) stets in den andern, ihr vorgehenden, zuletzt im Gesamtzusammenhang, im Ganzen aller Weisen haben muß. Indem eine Stammweise gesetzt ist, müssen daher auch alle andern mitgesetzt sein. So verlangt es das Wesen der Ganzheit.

Überblicken wir von diesem Standpunkte aus die obigen Lehrsätze, so finden wir zwei Grundsäulen unter ihnen, nämlich diese:

I. Das Ganze wird in den Gliedern geboren.

II. Das Ganze geht in den Gliedern nicht unter.

Der erste Satz gibt die Urweise an, wie Ganzheit zur Erscheinung gelangt — die **Ausgliederung.**

Der zweite Satz geht von dem fertig ausgegliederten Ganzen aus, faßt aber die neue Tatsache ins Auge, daß das Aus-

gegliederte nicht selbständig ist, sondern in der Ganzheit verwurzelt bleibt, so daß die Ganzheit auf dem Grunde jedes Gliedes bei sich selbst, als ein Unausgegliedertes verharrt. Wir nennen dieses Enthaltenbleiben der Glieder im Grunde oder ihre Einwurzelung und Geborgenheit bei aller ihrer Ausgesetztheit kurz die **Rückverbindung.**

Zur Ausgliederung und Rückverbindung kommt noch, wenn auch allerdings nur in bestimmtem Sinne, eine andere Urweise, die aus unseren Vordersätzen erst mittelbar folgt, nämlich die **Vollkommenheit.** Wir werden sie erst später begründen. — Hiermit sind die Urweisen des ganzheitlichen Seins erschöpft. Alles, was sich nun an weiteren Seinsweisen ergibt, kann nur als Besonderung dieser Urweisen oder Urkategorien bestehen.

II. Hauptstück.

Die Urweisen der Ausgliederung und Vollkommenheit mit ihren Besonderungen.

„Das Ganze wird in den Gliedern geboren."

§ 9. Zusammenstellung der Lehrsätze über die Urweisen der Ausgliederung und Vollkommenheit mit ihren Besonderungen.

Lehrsatz 1. Ganzheit hat die Weise der Ausgliederung.

Lehrsatz 2. Ganzheit ist in allen Weisen arteigen vollkommen. (Vollkommenheit als Grundlage aller Seinsweisen.)

Lehrsatz 3. Ausgliederung hat die Weise der Ebenbildlichkeit.

Lehrsatz 4. Ebenbildlichkeit hat die Weise der Wesens-Auseinanderlegung des Ganzen in Teilganze, des herabsteigenden Stufenbaues der Glieder und der Ausgliederung im Gliede. (Auslegende oder Wesen verleihende, abstufende oder besondernde und Ausgliederungsfähigkeit verleihende oder lebendigmachende Ebenbildlichkeit.)

A. Die auslegende Ebenbildlichkeit hat die Weise der Auseinanderlegung des Sachgehaltes der Ganzheit in Teilganze. (Begründung der Glieder nach ihrem Ganzheitsgehalt.)

B. Die stufenbauende oder tiefengliedernde Ebenbildlichkeit hat die Weise der Abstufung der Glieder innerhalb des Teilganzen (Stufenbau).

C. Die lebendigmachende oder Ausgliederungsmacht verleihende Ebenbildlichkeit hat die Weise, das Ganze als ein sich Ausgliederndes auch in allen Teilganzen und Gliedern zu wiederholen. (Eigenleben der Teilganzen und Glieder.)

Lehrsatz 5. Der Ganzheitsgehalt des Gliedes hat die Weise verschiedener Ganzheitsnähe oder des Ranges. (Rang als die Weise der Vollkommenheit der auslegenden Ebenbildlichkeit.)

Lehrsatz 6. Der Ganzheitsgehalt des Gliedes hat die Weise der Anteilnahme am Ganzen oder der Leistung.

Lehrsatz 7. Der Stufenbau hat die Weise der Vermittlung und des Wirkungskreises.

Lehrsatz 8. Auslegende, abstufende und lebendigmachende Ebenbildlichkeit hat die Weise der Entsprechung oder Korrelation.

Lehrsatz 9. Die Ausgliederung des Ganzen in der Zeit hat die Weise der Entfaltung oder Umgliederung. (Entsprechung und Unstetigkeit.)

Lehrsatz 10. Die Umgliederung hat die Weise der Ebenbildlichkeit in der Zeit und zwar als auslegende Ebenbildlichkeit die Weise der Abstammung und Artbeständigkeit; als abstufende Ebenbildlichkeit die Weise der Zeitstufe, des Kreislaufes (Periodizität) und der Junggeborenheit; als lebendig machende Ebenbildlichkeit die Weise des Schicksals.

Die weiteren Lehrsätze sind solche über die Urweisen der Rückverbindung; sie sind zu Beginn des III. Hauptstückes in § 21 zusammengestellt.

§ 10. Ausgliederung.
Erläuterung zu Satz 1: Ganzheit hat die Weise der Ausgliederung.

1. Wesen der Ausgliederung.

Da das Ganze als solches kein Dasein hat, wird es in den Gliedern geboren. Dieses in den Gliedern „Werden", „Erscheinen", „zur Geburt-Kommen", „Sich-Darstellen", „Sich-Vermitteln" und „Wirklich- und Wirksam-Werden" des Ganzen ist der Inbegriff der Ausgliederung.

Das Wesen der Ausgliederung folgt somit unmittelbar aus dem Begriffe und Wesen der Ganzheit selber; darum mußte sich uns schon oben bei der Erklärung des Wesens der Ganzheit die „Ausgliederung" als Elementarbegriff wiederholt von selbst aufdrängen. Wer von dem Begriffe der „Ganzheit" ausgeht, muß notwendig mit der „Ausgliederung" als der ersten Urweise des Ganzen beginnen.

Für die genaue Begriffsbestimmung der Ausgliederung ist es aber notwendig, das „Wie" der Ausgeburt des Ganzen in den Teilen zu erkennen. Wodurch ist jenes „Erscheinen", „Sich-Vermitteln" oder „Geborenwerden" des Ganzen in den Teilen bestimmt? Das ist die Frage, die sich hier erhebt. Da ist nun zuvörderst

a) verneinend festzustellen, daß das Ganze niemals in Vereinzeltem, niemals und in keiner Art stückweise in Erscheinung tritt. Denn überall, wo wir einzelne Stücke sehen — d. h. lauter Einzelne, die wirklich selbständig, begrifflich voneinander unabhängig sind — finden wir gerade, daß keine Ganzheit vorhanden ist. Im Steinhaufen, im Gerölle, in zufällig nebeneinander her gehenden Menschen, kurz überall, wo „Haufen", „Aggregat", „Nebeneinander", „Vielheit", „Anzahl" ist, dort ist in den „Teilen" keine Ganzheit geboren worden. Als erste, den Begriff der Ausgliederung verneinend bestimmende Ein-

sicht ergibt sich daher: Ausgliederung ist keine „Nebeneinander-Stellung" oder „Zusammen-Stellung", welcher Art immer. Ausgliederung ist der Gegenbegriff gegen Zusammen-Stellung oder „Häufung", „Summierung", „Vielfachsetzung"; damit gilt ferner: Ausgegliedertheit ist der Gegenbegriff gegen Quantität oder Menge.

b) Aufbauend gesehen, ist „Ausgliederung" zuerst durch das aufeinander Hingeordnet-Sein der Glieder bestimmt, durch das, was man ihre „Wechselseitigkeit", „Gegenseitigkeit", „Abgestimmtheit" nennt; kurz durch Unvereinzeltheit der Glieder, durch das Gegenteil von Vereinzeltheit und Stückhaftigkeit. Diese Hingeordnetheit aufeinander kann man sich zunächst rein zeichnerisch-gestaltlich klarmachen: Die Flächen des Kristalls, die in ihrer Form und Lage aufeinander hinweisen, die Seiten eines Dreieckes bilden solche Beispiele.

Für das vollkommene Verständnis der „Ausgliederung" ist es nun wichtig, festzustellen, daß diese bloß formale Hingeordnetheit der Dinge aufeinander noch nicht genügt, um die Ausgliederung zu begründen. Hier ist nämlich noch immer der Standpunkt möglich, daß durch die Änderung eines Gegenstückes nur eine Beeinflussung (Modifikation) der erstgegebenen Gestalt stattfindet, z. B. durch Kleinerwerden einer Kristallfläche können die andern Flächen zwar größer werden („modifiziert" werden), aber sie bleiben im Wesen immer was sie sind. Dadurch können die einzelnen Dinge z. B. jene Fläche, immer wieder als „Selbständiges" gefaßt werden, die wie Steine in einem Haufen herumliegen, nur eigentümlich (spezifisch) „verbunden" mit andern! Bei dieser Betrachtung geht also der Begriff der Ausgliederung vollkommen verloren. Der Teil wäre vor dem Ganzen und hinterdrein erst „verbunden". Es ergäbe sich die „Verbindung", die ja nur Zusammen-Stellung ist, statt der

Ausgliederung. Oder im besten Falle: das Ganze würde in den Teilen stückweise geboren gedacht, was wieder zur Selbständigkeit der Teile und zum Begriffe der (nachträglichen) Verbindung führt. Die Anschauungsweisen erfassen nicht die Wesenheit, sie sind bloßes Beschauen in Raum und Zeit, ein wichtiges Hilfsmittel, aber nicht mehr!

c) Um zu dem wahren Begriff der Ausgliederung vorzudringen, ist es nötig, die formale Hingeordnetheit des Gegenstandes als eine nebenher gehende Äußerlichkeit, als einen bloßen Nebenerfolg der Ausgliederung zu betrachten und die gegenseitige Angelegtheit oder Hingeordnetheit der Teile als ihren Seinsgrund zu fassen, d. h. als einen Grund, der nicht nur ihre äußere Gestalt beeinflußt, sondern ihr Wesen bedingt. Herz und Lunge sind nicht nur formell verbunden, sondern in ihrem Lebensinhalt, in ihren Verrichtungsweisen, Diensten, Leistungen, aufeinander hingeordnet und darum Seinsgrund füreinander; König und Bürger sind in ihren Leistungen oder Verrichtungsweisen aufeinander hingeordnet, darum Seinsgrund für einander; Mutter und Kind, Feldherr und Krieger, Priester und Gläubige, Künstler und Gemeinde sind in ihren Verrichtungsweisen und Lebensinhalten aufeinander und damit auf ein Ganzes hingeordnet und darum Seinsgrund füreinander.

Erst diese wechselseitige Gründung der Dinge ineinander, die selber nur Ausdruck ihrer Gründung im Ganzen ist, erst diese ontologische Hingeordnetheit, statt einer bloß formal-gestaltlichen oder auch einer willkürlich äußerlich-teleologischen, bezeichnet das Wesen der Ausgliederung.

Wiederholen wir zusammenfassend das bisherige, so ergibt sich: Das Ganze wird nicht auf solche Weise in seinen Teilen dargestellt und geschieden, daß das Unterschiedene beziehungslos und wesenlos auseinanderfiele; es wird in den Teilen nicht stückweise und in Vereinzelten geboren, sondern es ist der höhere

Seinsgrund der Glieder, indem es in gegenseitig wesenhaft aufeinander angelegten, ineinander jeweils ihren unmittelbaren Seinsgrund findenden Teilen oder *Gliedern* in Erscheinung tritt.

Dieses in Erscheinung Getretene, Ausgegliederte oder „Glied" ist nach den eben erlangten Bestimmungen etwas, *was nicht für sich gedacht werden kann* und darum auch für sich kein Sein hat. Auch hier gilt es wieder, der Gefahr eines Irrtums auszuweichen. Das Ausgegliederte kann: a) insofern nicht für sich gedacht werden, als es Glied des Gesamtganzen, des abstrakten Ganzen überhaupt, ist und im Gesamtganzen seinen Seinsgrund findet; es kann auch b) nicht ohne die konkret mitausgegliederten Glieder gedacht werden! Das Herz ist nicht nur undenkbar außerhalb des Körpers, des Gesamtganzen, es ist auch undenkbar ohne Lunge, Gefäßsystem und Blutsystem usf., kurz ohne jene mitausgegliederten Glieder, die mit ihm zusammen einen handgreiflichen Gliederstaat bilden. Nicht ein abstraktes Setzen des Ausgegliederten innerhalb der Ganzheit, sondern die Tatsache, der *Mitausgliederung* mehrerer aufeinander wesenhaft hingeordneter Glieder ist es, welche der Ausgliederung ihren eigensten Stempel aufdrückt! Was wir die „ontologische Hinordnung" der Glieder aufeinander nannten, besteht also darin, daß sie als Mitausgegliederte gesetzt sind.

Noch ein weiterer Irrtum ist zu verhüten. Nicht eigentlich die schon ausgegliederten (schon als selbständig-gesetzt gedachten) Glieder oder Dinge „begründen" einander, d. h. nicht sie *unmittelbar*; sondern nur als Mitausgegliederte finden sie ineinander ihre Begründung. Ihre wechselseitige Begründung ist gleichsam durch die Mitausgegliedertheit, durch den Plan der Ganzheit, *vermittelt*; darum ist es kein *unmittelbares* Verhältnis der Glieder, noch weniger ein Aufeinander-„Wirken" der Glieder, das die Gegenseitigkeit in sich

schließt, sondern es nimmt stets den Umweg über das G a n z e. Wie ja auch in Wahrheit das Herz nicht auf die Lunge „wirkt", der König nicht auf die Bürger und der Feldherr nicht auf seine Krieger. Was man im Leben so zu nennen pflegt, geht immer den Umweg über den Gesamtzusammenhang, ist vielmehr ein „Wirken" auf das Ganze des Körpers, des Staates, der Armee. (Auf diesen schwierigen Begriff wird noch später einzugehen sein.) Daß sie alle im Ganzen ruhen, das erst macht sie zu „Mitausgegliederten", und durch diese Mitausgegliedertheit erst begründen sie einander als Glieder. (Vgl. § 27, Gemeinschaft.)

d) Ist alles Sein ein ausgegliedertes und mitausgegliedertes, so ist auch die in ihm gesetzte Bestimmtheit eine s i n n v o l l e, nämlich dadurch, daß sie nur aus dem Gesamtzusammenhang der Ganzheit heraus zu verstehen ist! S i n n v o l l e G e g e b e n h e i t t r i t t d a m i t a n d i e S t e l l e d e r s i n n l o s e n „Q u a l i t ä t". Nicht „Qualität", „Mannigfaltigkeit" schlechthin ist in der Welt, sondern nur a u s g e g l i e d e r t e Mannigfaltigkeit, d. h. Sinnvolles. (Weiteres unter „Ebenbildlichkeit" S. 115 ff.)

e) Z u s a m m e n f a s s u n g. Die aufbauenden Bestimmungen des formellen wie wesenhaften aufeinander Hingeordnet- und Mitausgegliedertseins aller Glieder und ihre sinnvolle Bestimmtheit aus dem Gesamtganzen heraus ergeben den Begriff der Ausgliederung; damit ist aber auch zugleich der Begriff des G l i e d e s bestimmt. Das, was ausgegliedert wird, ist Glied. Glied ist daher nach den obigen Bestimmungsstücken nicht nur das äußerlich, formal (gestaltlich) auf anderes Hingeordnete, sondern: 1. das ontologisch Hingeordnete, d. h. dasjenige, was in seinem Sein durch das Sein des andern im Ganzen = durch Mitausgliederung bedingt ist. Jedes Glied ist nur als Mit-Glied (Mitausgliederung = Seinswurzel); 2. jedes Glied ist als Träger der Ganzheit, z. B. als Verrichtendes in der Ganzheit, das sinnvoll Bestimmte, dagegen nicht ein „bestimmtes

Mannigfaltiges schlechthin", also nicht sinnlose, nicht ungeleitete „Qualität schlechthin".

Das Ausgegliederte heißt Glied; die Bestimmtheit des Gliedes heißt Gliedhaftigkeit oder Gliedlichkeit.

Zusatz 1. Über den durch die Urweisen der Ausgliederung sich ergebenden Begriff des Seins. Aus dem Gesagten ergibt sich, daß alles, was in der Ganzheit ist, ein gesetztes und zwar in Mitausgliederung gesetztes Sein ist. Es gibt damit kein leeres Sein, kein „Sein schlechthin", sondern nur erfülltes, nur ein vom Inhalt der Ganzheit bestimmtes und geborenes Sein.

Es gibt aber auch kein fixiertes Sein. Denn es gibt nicht Dinge, die selbst (für sich gesehen) sind, sondern nur solche, die als Ausgegliederte einer Ganzheit und darum als Mitausgegliederte sind. Der Begriff jedes konkreten Seins ist damit a) auf die Mitbegründung durch anderes Sein; und b) auf die Gesetztheit aus einem Höheren (einer Ganzheit) gewiesen. „Sein" gibt es nur, wo etwas aus derselben Wurzel entspringt, aus der auch anderes entspringt, d. h. ausgegliedert, gesetzt wird. Diese Gesetztheit ist aber, wie sich später noch zeigen wird, Geschaffenheit. Schöpfung und Geschaffenwerden tritt an die Stelle von „Sein". Es gibt nicht „Sein" schlechthin (fertiges, in sich ruhendes Seiendes — außer der Urganzheit, von der aber hier nicht zu sprechen ist), sondern nur Schöpfung und Geschaffenheit.

Dies ist hier nur zu bemerken, kann aber erst an anderer Stelle weiter verfolgt werden. Siehe darüber unten 3. Buch „Ausblicke. II. Kategorienlehre und Ontologie". Vgl. auch unten S. 106 f.

Zusatz 2. Die Fundamentaltatsache der Mitausgegliedertheit aller Glieder, die nicht nur formell ihr Aufeinander-Angelegtsein, sondern auch inhaltlich (ontologisch) ihr Aufeinander-Angewiesensein im Sein in sich schließt — diese Tatsache wird sich uns später als Gemeinschaft oder Gezweiung erst in ihrer Vollständigkeit zeigen (siehe unter den Weisen der Rückverbundenheit, unten § 27).

Zusatz 3. „Ausgliederung" ist nur ein systematischer, kein genetischer Begriff. Der genetische und darum im Praktischen allein anwendbare Begriff ist die „Umgliederung", die erst später zu behandeln sein wird (siehe darüber unten § 19, S. 186 ff.).

2. Folgerung aus dem Begriffe der Ausgliederung auf den Begriff des Gliedes.

Aus dem Begriffe der Ausgliederung ergeben sich folgende Sätze von selbst, mit deren bloßer Aufstellung wir uns um so mehr begnügen können, als sie nur Wiederholungen des oben in anderer Form Gesagten sind:

1. Das Glied als solches, als Ding für sich gefaßt, hat kein Dasein —, es hat Dasein nur als Teil, nur innerhalb seiner Gliedeigenschaft, denn es ist nur als Mitausgegliedertes im Ganzen. Nach der ontologischen Hinordnung (Hinordnung als Seinsgrund) ist das einzelne Glied rein begrifflich für sich unmöglich, d. h. ist es als etwas Selbständiges undenkbar. Dem Satze: „Das Ganze als solches hat kein Dasein" entspricht darum der Satz „Das Glied als Einzelnes hat kein Dasein". Wie das Ganze nur in den Gliedern ist, so ist das Glied nur im (ausgeborenen) Ganzen.

Ebenso folgt aus dem Begriffe der Ausgliederung der Satz:

2. Das Glied ist nach dem Ganzen — denn ein Ausgegliedertes kann nicht vor dem sein, welches sich in ihm ausgliedert; woraus die Umkehrung: „Das Ganze ist vor dem Gliede" wieder von selbst folgt.

Nach der obigen ausführlichen Darstellung (s. S. 54 ff.) ist eine weitere Behandlung dieser weittragenden, die gesamte Verfahrenlehre der Geisteswissenschaften bestimmenden Sätze nicht mehr nötig. Lediglich auf das Gegenseitige von „Ganzes als solches" und „seine Glieder" sei hier noch besonders hingewiesen, weil es ein Grundverhältnis alles Seins betrifft. Es liegt im Wesen der Ausgliederung, so erkannten wir, daß die unterschiedenen (differenzierten) Glieder ihren Einheitsbezug, gleichsam ihre Zentralisierung, behalten. Darum sind die Glieder nichts ohne das Ganze, aber auch die Ganzheit

ist nichts ohne die Glieder, sie kann nur in Gliedern sich vermitteln, erscheinen, gleichwie der Dramatiker nur im Schauspiel, der Sänger nur in Liedern sich vermittelt. Die Glieder sind die Selbstoffenbarung der Ganzheit; eine der alten Mystik urbekannte Wahrheit, die Angelus Silesius in den berühmten Worten ausspricht:

„Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nu kann leben.
Werd ich zunicht, er muß von Not den Geist aufgeben."

Hierbei ist „Gott" freilich nicht in der Fülle seiner Gottheit, sondern als Schöpfer und Vater angesehen. Daß der tiefste Sinn dieser Lehre gerade die Gleichsetzung von Ganzheit und Glied ausschließt und in ihrer Folge auch den Pantheismus, zeigten wir oben (s. S. 83).

Im übrigen wurde schon gesagt, daß der Begriff der Ausgliederung auf den der Rückverbindung hinweist, daß beide Urweisen zusammengehören. Darum wird erst das dritte Hauptstück die volle Ergänzung bringen (s. unten §§ 21 ff.).

§ 11. Vollkommenheit[1]).
Erläuterung zu Lehrsatz 2: Ganzheit ist in allen Weisen arteigen vollkommen.

(Vollkommenheit als Grundlage aller Seinsweisen.)

> ἅμα γὰρ αὐτὰ ἀνάγκη μανθάνειν, καὶ τὸ ψεῦδος καὶ ἀληθὲς τῆς ὅλης οὐσίας . . . .
>
> Denn man muß beides zugleich, das Falsche und das Wahre des ganzen Seins, verstehen lernen . . . . Platon[2]).

Den vorstehenden Lehrsatz können wir verständlicher auch so formulieren: Das Ganze wird in den Teilen verschieden vollkommen geboren.

---

[1]) und [2]) siehe nächste Seite.

„Vollkommenheit" wird als „Kategorie" auf Widerspruch stoßen. Vom reinen Ursächlichkeitsstandpunkte aus erscheint es in der Tat sinnlos, von Vollkommenheit oder Unvollkommenheit zu sprechen. Die Drehung der Erde um sich selbst; die geradlinige Fortpflanzung des Lichtes; die Bestimmung der Gravitation nach dem Gesetze $\frac{m \cdot m'}{r^2}$; die Bestimmung des freien Falles nach demselben Gesetze — das sind Dinge, so sagt die Physik mit Recht, die weder vollkommen noch unvollkommen sind, sondern sie *sind* einfach. Vom Standpunkte der reinen Ursächlichkeit aus gesehen, ist dies gewiß folgerichtig. Die Frage ist nur, ob dieser Standpunkt selbst richtig oder auch nur ausreichend ist.

Falsch wäre dagegen der Einwand, daß der Vollkommenheitsbegriff nur auf subjektive, nur auf menschliche Zwecksetzung gegründet werden könne, wie es etwa der Begriff vollkommener und unvollkommener menschlicher Genußmittel, vollkommener und unvollkommener Werkzeuge ist, wo offensichtlich nur die menschliche Zwecksetzung und noch dazu in subjektiv wechselnder Weise bestimmend wird.

Soll der Begriff der Vollkommenheit als „Kategorie" betrachtet werden können, d. h. als Sollensweise zur Seinsweise treten, so muß er von subjektiven Zwecksetzungen grundsätzlich befreit werden, darf er nicht nach dem Maßstabe des Subjektes und des bloß menschlichen Wunschbildes gefaßt werden.

---

[1]) Die Vollkommenheit als Grundlage oder Prius der Kategorien wäre systematisch vor die Ausgliederung zu stellen. Da aber ihr Verständnis auf den Begriffen des erfüllten Seins und des sinnvollen Seins beruht, diese Begriffe aber ohne den der Ausgliederung nicht erklärt werden können, wurde die Vollkommenheit nach der Ausgliederung behandelt.

[2]) Platon. 7. Brief, S. 344 B, griech. u. deutsch v. Andreae, Jena 1923 (Bd. 5 der Sammlung „Herdflamme").

Es zeigt sich, daß es einen objektiven Maßstab für die Vollkommenheit gibt: Die Ganzheit selbst in ihrem Sachgehalte, sowie in ihrem, diesem Sachgehalt entsprechenden Bau oder Gefüge! Und der Tatbestand aller Wissenschaften zeigt: daß auch rein theoretische Fächer trotz ihres Kausal-Standpunktes, ohne es zu wissen, mit Vollkommenheitsbegriffen immer und notwendig arbeiten. Diese wichtige Tatsache, die alle Vertreter des ursächlichen Verfahrens heute leugnen, sei zunächst durch eine Reihe von Beispielen belegt:

1. Physik und Chemie. Versteckte Vollkommenheitsbegriffe der Physik und Chemie liegen in folgenden Lehrbegriffen vor: Der Kreislauf der Kohlensäure (die von den Pflanzen unter Einwirkung der Sonne gespalten wird, während der dadurch erhaltene Kohlenstoff vom animalischen Leben wieder zu Kohlensäure verbrannt wird) und der Kreislauf des Wassers (durch Verdunsten und Niederschläge). Im Begriffe des „Kreislaufes" liegt hier keineswegs eine bloße Bewegungsfigur, sondern ein Begriff der zweckmäßigen Erhaltung, der Zweckmäßigkeit überhaupt vor. Würde der Kohlenstoff ohne den „Kreislauf" vom Leben aufgebraucht werden, so wäre die ganzheitliche Ordnung der Welt gestört. — Dasselbe gilt vom Kreislauf des Wassers wie von vielen andern Erscheinungen physikalisch-chemischer Art, besonders von den Eigenschaften mancher Elemente, so von der vorzüglichen Lösungskraft des Wassers und von der Eigenschaft des Eises, auf dem Wasser zu schwimmen (bzw. der Eigenschaft des Wassers, bei 4° C die größte Dichte zu haben), wodurch allein Leben auf der Erde möglich ist. Theorie und Begriff des „Wärmetodes" der Welt bezeichnen offenbar eine Unvollkommenheit, der man bezeichnenderweise durch neuere Aufstellungen zu entgehen sucht.

Von solchen Erscheinungen aus ergibt sich der allgemeine Begriff der „Eignung der Elemente für das Leben[1]" — der sich allerdings von dem beurteilenden Standpunkt des Lebens aus ergibt, und *insofern* befangen oder gar „subjektiv" bestimmt genannt werden darf. Aber diese „Eignung", wenn sie angenommen und nicht als Zufall der Atomwirbel betrachtet wird, bedeutet auch dann mehr als die Verbindung der Zwecke lebendiger Subjekte mit der Natur, sie bedeutet: *daß ein gegenständlicher Gesamtzusammenhang zwischen orga-*

---

[1]) *Henderson*, Die Umwelt des Lebens, dtsch. von Bernstein, 1914.

nischer und unorganischer Natur da ist; daß die beiden großen Reiche des Lebens und der sog. leblosen Materie (des Anorganischen) nicht „zusammengeraten" sind, sondern gegenständlich zusammengehören, aufeinander hingeordnet sind! Die Hinordnung aufeinander zeigt aber je nach ihren geringeren oder größeren Zutreffen in der Natur Vollkommenheit an. Und sie täte dies selbst dann, wenn nicht jene „Eignung" sich nach dem Leben bestimmte, sondern das Leben sich nach den „Bedingungen" richtete, so etwa, daß bei hohen Temperaturen Silikatmenschen entstünden. Auch dann wäre gegenseitige Hinordnung — Vollkommenheit in der Welt! Absolut vollkommenheitslos könnte der Kosmos überhaupt nur dann gedacht werden, wenn seine Wirklichkeit ausschließlich in einem grauen Atomwirbel gesehen wird. Der Mensch, der daran wahrhaft glaubte, müßte aber erst noch geboren werden!

2. Mineralogie. In der Kristallographie liegen Vollkommenheitsbegriffe vor in Begriffen wie: Unvollständige Ausbildung der Kristalle („Unvollständigkeit" nach dem Maßstabe des Gegenstandes selbst gedacht, nicht etwa des ästhetischen Beschauers oder eines subjektiven Zweckes, z. B. dem des Goldschmiedes!); „abnorme Gestaltungen" der Kristalle, „Unvollzähligkeit der Flächen"; „Wiederersatz" verstümmelter Kanten, Flächen und Kristalle, ähnlich dem „Regenerationsvermögen" der Organismen, ein besonders deutlicher, durch den inneren Maßstab der Sache bestimmter Vollkommenheitsbegriff!; „Zinnpest" als Krankheitserscheinung oder Unvollkommenheit.

3. Biologie. Die Begriffe „Gesundheit und Krankheit" — sind echte Vollkommenheitsbegriffe. Denn sie stammen nicht nur aus subjektiver Wertschätzung, könnte doch die Gesundheit auch unerwünscht sein (Askese, Selbstmordversuche, Mord!); sondern aus dem gegenständlichen Maßstabe, den der Sachgehalt der Ganzheit „lebendiger Organismus" selbst in sich trägt. Daher ist auch „Tod" ein Unvollkommenheitsbegriff gegenüber dem Sachgehalt des lebendigen Organismus; ähnlich die Begriffe „Lebensunfähigkeit", „Lebensfähigkeit". Ferner: Vervollkommnung der Organe durch „Übung"; ähnlich die „Anpassung", die „Gewöhnung", die „Widerstandsfähigkeit" und „Behauptung", die „Mimikry". — Ferner ist ein offensichtlicher Unvollkommenheitsbegriff jener der „Mißgeburt". Dieser Begriff ergibt sich nicht vom Standpunkte der Schönheit aus, sondern von der objektiven Ordnung der Ganzheit aus, vom objektiven Bauplane und Sachgehalte des Organismus aus. Das Fehlen eines Fingers könnte vielleicht schön wirken, es bedeutet aber eine unvollkom-

mene Ausgliederung der Organe, auf welche die Ganzheit angelegt ist. Ebenso steht es mit den Begriffen „normal — abnormal", die ihre Maßstäbe im eindeutig und sinnvoll angelegten Ganzen selbst, nicht im Subjekt des Beurteilers haben, und insbesondere durchaus keine schwankenden, äußerlichen „Durchschnittswerte" sind, wie der oberflächliche Sensualismus und Materialismus von gestern und heute annehmen möchte.

Ähnlich zu beurteilen sind weiter die wichtigen Begriffe: Gift, Arznei, denn nicht, ob deren Wirkung subjektiv wünschenswert ist, kommt bei ihnen in Frage, sondern wie „Gift" oder „Arznei" am Maßstabe des Gegenstandes selbst gemessen fördernd oder schädigend eingreift, bestimmt das Fördernde oder Vervollkommnende, bestimmt, ob es sich um Arznei oder Gift handelt.

Weitere gleichartige Begriffe sind: „Regenerationsvermögen", d. i. die Wiederherstellung des Fehlenden, und „Regulation", wie sie z. B. im Sinne des bauplanmäßigen Einflusses der Nerven auf die Organe vorliegt. Vergeblich versuchen die Mechanisten die Regulation in „Selbststeuerung" oder ähnliche „exakt" anmutende Begriffe aufzulösen. Denn selbst an einer „mechanischen Selbststeuerung" wäre das Zweckhafte, Ganzheitliche, Geordnete, sinnvoll Leistende erst noch zu erklären. Die Begriffe, welche vitalistische Richtungen einzuführen versuchten, sind z. T. zugleich Vollkommenheitsbegriffe. So der Begriff der „Zielstrebigkeit" (K. E. v. Baer), der Begriff von „Bauplan", „Wirkwelt" und „Merkwelt" als zusammengehörig (Üxküll), der Begriff der „harmonischen Äquipotentialität" (Driesch)[1]. Sogar der Begriff des „inneren Milieus", trotzdem er mechanisch gemeint ist, schließt einen unumgänglich normativen Sinn in sich.

4. Psychologie. Die Versuche, das Seelenleben als Assoziationsmechanik zu erfassen, dürfen heute als gescheitert gelten. Alle seelischen Erscheinungen haben ausnahmslos ganzheitliche Art und zeigen dadurch die Vollkommenheits- und Unvollkommenheitserscheinungen, die bei jeder Ganzheit — nach dem Maßstabe ihres eigenen Sachgehaltes, nicht nach subjektiven Zufälligkeiten des Beschauers gemessen — auftreten. Z. B. gibt es grundsätzlich nur einen auf Ordnung angelegten Denkverlauf und innerhalb desselben Krüppelformen des Denkens (sprunghaftes, verworrenes, unlogisch folgerndes Denken). „Wahrnehmungstäuschung", „Erinnerungstäuschung", „Sicherheit und Richtigkeit der Erinnerung", „Wortblindheit", Farbenblindheit", „Versprechen", „Übung" — diese und hundert andere ähnliche Begriffe weisen auf Vollkommenheit und Unvoll-

[1]) Vgl. dazu die Darstellung von Driesch, Geschichte des Vitalismus, 2. Aufl., Leipzig 1923, S. 167 ff.

kommenheit des Gegenstandes hin. Schon daß der seelische Organismus ebenso den Begriff „psychischer Störung", also der Krankheit und Gesundheit kennt, wie der körperliche und demgemäß auch eine eigene Seelenheilkunde besteht, bezeichnet den Sachverhalt genügend (vgl. u. a. die Schriften von Selz und Bühler, Fr. Brentano und Stumpf).

5. Logik und Erkenntnistheorie. Normwissenschaften. Soweit die Logik als Lehre vom richtigen Denken gefaßt wird, ist sie von lauter Vollkommenheitsbegriffen und Nachweisen der Unvollkommenheit („Zirkelschluß" usw.) erfüllt. Ebenso hat die Erkenntnistheorie im Begriffe der Wahrheit schon von Anbeginn einen Vollkommenheitsbegriff zum Gegenstande.

Für alle anderen sog. Normwissenschaften wie Schönheitslehre, Sittenlehre gilt von vornherein das gleiche. Alles Sittliche geht von Natur auf Vollkommenheit. Jeder Sittenbegriff stellt ein Vorbild auf. Und ebenso sehen wir, wie in der Kunst alles auf Vollkommenheit angelegt. Denn im Kunstwerk kann alles nur nach dem Maße der Idee und der Gestalt bestehen. In der Kunst steigt der menschliche Genius in die Tiefe des Wesens der Dinge hinab, in ihren ersten Quell und Ursprung, um sie von dort aus, nach ihrem reinen Wesensgesetze verklärt und vollkommen, erstehen zu lassen. Es ist das Absehen aller Kunst, das prophetische Wort der Vollkommenheit auszusprechen.

6. Die Gesellschaftswissenschaft. a) In der Volkswirtschaftslehre stand selbst für den Begründer der kausalen (individualistischen) Schule, Quesnay, ein „ordre naturel" einem „ordre positif" wie eine vollkommene der unvollkommenen Ordnung gegenüber. Erstere war die sog. freie Verkehrswirtschaft, die nicht aus subjektiven Gründen, sondern wesensgemäß als die vollkommene erschien; letztere war die damals geschichtlich gegebene merkantilistisch-feudalistische Ordnung, die als wesenswidrig und daher unvollkommen erschien. Dagegen haben z. B. meine rein analytischen Untersuchungen ergeben, daß die wesensgemäße Wirtschaft die ständisch gebundene, die wesenswidrige die verkehrsfreie und kommunistisch gebundene ist[1]). Wie dem auch sei: solche Begriffsstreitigkeiten beweisen methodisch die Vollkommenheitskategorie, denn in beiden Fällen wurde versucht, den Maßstab für das, was sein soll, aus dem Wesen der Sache zu entnehmen. Es muß daher hier anders liegen als z. B. in der kausalen Auffassung des freien Falles, es muß im Wesen der Sache selbst ein Maßstab der Vollkommenheit oder Unvollkommenheit liegen.

[1]) Vgl. des Verfassers Schrift „Tote und lebendige Wissenschaft". Jena 1921.

Einige andere Vollkommenheitsbegriffe, die den verschiedensten Schulen und Richtungen der Volkswirtschaftslehre eigen sind, wären noch folgende: Produktivität und Unproduktivität der Wirtschaft; Krise „Inflation“ (als Unvollkommenheitsform gedacht); zinslose Wirtschaft, profitlose Wirtschaft (als Vollkommenheitsform gedacht); „richtige“ und „unrichtige“ Wirtschaft oder „Wirtschaft und Unwirtschaft“ — durch welche Begriffe alle eingeräumt wird, daß im Wesen der Wirtschaft selbst die Möglichkeit zu vollkommener oder unvollkommener Ausgliederung liegt, ähnlich wie beim Organismus als „Mißgeburt“ oder „lebensfähig“; endlich sind Armut und Reichtum, passive und aktive Bilanz einfache Folgerungen aus den eben genannten allgemeineren Vollkommenheitsbegriffen der „richtigen“ Wirtschaft.

b) In der Rechts- und Staatslehre sind die alten Naturrechtstheorien trotz ihrer atomistischen Art zugleich Vollkommenheitstheorien; „Lehre vom richtigen Recht“ nennt Stammler eines seiner Bücher und will damit nicht subjektiv, sondern aus dem objektiven Maßstabe des Rechtes heraus analytisch bestimmen. Recht gegen Unrecht; Verbrechen, Vergehen; Strafe sind lauter Vollkommenheitsbegriffe.

c) Geschichtswissenschaft: Die Begriffe von Verfallszeiten, Aufschwungszeiten; von großen Herrschern, großen Feldherren, großen Fortschritten der Kultur und Zivilisation geben sich von Anbeginn als Vollkommenheitsbegriffe objektiver Art (d. h. nicht am Subjekte Geschichtsschreiber, sondern an dem Maßstabe der jeweils beteiligten Ganzheiten gemessen). Ferner: Begriff von echten und gefälschten Urkunden, die sog. „äußere Kritik der Quellen“; besonders aber weist die sog. „innere Kritik“ auf Vollkommenheitsbegriffe hin, die wieder grundsätzlich nicht im Betrachter, sondern im Sachverhalte selber, für jeden Betrachter, ihren Maßstab finden. Wilhelm Bauer formuliert z. B. für die innere Kritik folgende Fragen: „War der Verfasser der Quellen in der Lage, die Wahrheit zu berichten?“, „hat der Verfasser die Wahrheit berichten wollen?“, und nennt dieses „objektive“ und „subjektive“ Wahrhaftigkeit einer Quelle[1]). Es ist hier der oben erwähnte Begriff der „Eignung“, der uns an Quellen, Zeugnissen wieder begegnet. Die Geschichte sammelt eben nicht „Material“, wie man wohl eine Fuhre Schotter auflädt und beurteilt nicht den Taifun des geschichtlichen Flugsandes — denn sie hat keine „induktive Methode“, die es im letzten Grunde überhaupt nirgends gibt noch je gab — sondern sie hat die Ganzheiten des ge-

[1]) Wilhelm Bauer, Einführung in das Studium der Geschichte. Tübingen 1921. S. 184 ff., 313 ff. u. ö.

sellschaftlichen Lebens zu rekonstruieren und zu bestimmen; und diese Ganzheiten haben ihre inneren Sacherfordernisse und selbst ihre objektiven Wertmaßstäbe!

Die Tafel dieser Beispiele ließe sich um Vieles vermehren, auch in der vorgelegten Lückenhaftigkeit zeigt sich aber deutlich: daß keine Wissenschaft, auch nicht die nach streng ursächlichen Verfahren betriebenen exakten Naturwissenschaften, ohne Vollkommenheitsbegriffe auskommen können.

Das Wesen der Vollkommenheit — die auch im weiteren Sinne des Wortes als Zweckhaftigkeit, Sinn, Sinngehalt, Wert, Gültigkeit, Sollen, Normativität des Gegenständlichen in der Welt (niemals der Subjekte!) gefaßt werden kann — wurde bisher darum so häufig selbst in den großen Lehrgebäuden der Philosophie nicht richtig bestimmt, weil man von dem Begriffe eines leeren Seins ausging und dadurch die Vollkommenheit oder das Gute neben das Sein stellte. Haben wir ein leeres, bestimmungsloses „Sein" vor uns und die Aufgabe, dessen Daseinsweise zu bestimmen, dann allerdings kann die Vollkommenheit niemals eine Kategorie sein. Darum sehen wir selbst bei Aristoteles und Thomas das Wesen der Vollkommenheit insofern nicht durchaus ausreichend bestimmt, als es neben den Kategorien einherläuft, so daß jede Kategorie auf vollkommene oder unvollkommene Art verwirklicht wird[1]). Sie muß in diesem Falle auch folge-

[1]) Siehe Schütz, Thomas-Lexikon, 1895², unter Stichwort „perfectus", wo es heißt: „In omnibus generibus contingit aliquid esse dupliciter, vel sicut perfectum, vel sicut imperfectum (3 phys. 1e) = in allen Kategorien des Seins kann etwas auf zweifache Weise vorkommen, entweder als Vollkommenes oder als Unvollkommenes." (S. 590.) — Dieser Satz ist im tieferen Sinne gewiß richtig, wenn aber das Vollkommene dabei als das Sein (und die Seinsweisen) begleitend gedacht und ihm insoferne äußerlich wird, so entsteht eine Lage, die zuletzt das Sein zur Priorität des Sollens macht.

richtig zuletzt der Ursächlichkeit weichen. Denn wenn „Sein" begriffsgemäß ohne sinnvolle (gesollte) Bestimmtheit denkbar wäre — dann gälte der Satz: Sein ist früher als Sollen, statt des umgekehrten Satzes: Sollen ist früher als Sein, Vollkommenheit ist früher als Unvollkommenheit[1]). Das Sollen oder im weiteren Sinne die Vollkommenheit überhaupt wird dann entweder als Inbegriff subjektiver Setzungen oder als solcher metaphysischer Bestimmungen gefaßt, die von außen her an das Sein herantreten; sei es als der (gleichsam nachträgliche) Wille Gottes, sei es auf andere Weise. Auch Hegel beginnt sein Begriffsgebäude mit einem bestimmungsleeren „Sein". Platon, Aristoteles und Plotin haben in ihrer „Materie" gleichfalls ein leeres Sein (das „Leere" geht so weit, daß es zur reinen Potentialität wird).

Da es aber kein leeres Sein gibt, sondern Sein seinem Begriffe nach ein sinnvoll Erfülltes ist, nämlich mit dem Sachgehalt einer Ganzheit ausgestattet ist, einer Ganzheit, die sich ausgliedert und diese Ausgliederung in besonderen Weisen durchführt (und zwar nach der Ebenbildlichkeit, d. h. nach dem Grundsatze des Festhaltens ihres eigenen Sachgehaltes): darum kann es auch nur auf der Grundlage von Vollkommenheit ein Sein und dessen Weisen (Kategorien) geben. Das will heißen: alle Seinsweisen sind ohnehin nur sinnvolle Weisen, gesollte Weisen. Jedes Sein ist, wie wir später sehen werden, nicht nur Ausgliederung im allgemeinen, sondern z. B.: Ebenbildlichkeit, Leistung, Vermittlung und ist mithin nichts anderes als die Besonderung eines Sinnes, eines sinnvollen Gehaltes oder Sollens. Sind also die Seinsweisen nur als gesollte Weisen denkbar, so folgt: „Vollkommenheit" ist der formale, allgemeine Begriff, die

[1]) Diese Sätze sind hier nicht weiter zu begründen. Näheres siehe unten 3. Buch „Ausblicke". II. Kategorienlehre und Ontologie.

Seinsweisen sind seine Erfüllungen oder Besonderungen. Darum ist Vollkommenheit nicht eigentlich eine Kategorie, aber das Prinzip der Kategorien; sie ist Urweise vor dem Sein, sie ist die Grundlage der Seinsweisen, eher eine Vor-Kategorie zu nennen denn selber eine Kategorie. Sinn, Wert, Sollen ist es, was sich im Sein nach bestimmten Urweisen darstellt.

Daher „begleitet" bei uns nicht wie bei Thomas die Vollkommenheit alle Urweisen des Seins, in dem Sinne, daß beide nebeneinander hergingen; sondern sie bestimmt die Seinsweisen, und zwar in dem genauen Sinne: daß das Allgemein-Formale, das Gesollte oder Vollkommene selbst, in der Seinsweise jeweils in deren eigener Art erfüllt (erreicht) wird oder nicht. Jede Seinsweise ist also schon ihrem Wesen nach eine arteigene Erfüllung von Vollkommenheit, aber auch diese arteigene Erfüllung wird wieder in größerem oder geringerem Maße erreicht oder nicht, so daß darum der rein formale Gesichtspunkt der Vollkommenheit noch neben der arteigenen Erfüllungsweise (Kategorie) immer wieder Gültigkeit erhält.

Wir unterscheiden folgende Vollkommenheitsformen:

1. Die Vollkommenheit des Sachgehaltes der Ganzheit oder die sachliche Vollkommenheit. Sie ist der dem jeweiligen Glied oder Ganzen im Plane des höheren oder Gesamtganzen zukommende Gehalt, d. h. der sachliche Wert der in jeder Realität kraft ihres ausgegliederten Inhaltes und ihrer Anlage ruht.

2. Die Vollkommenheit des Gliederbaues oder der Ausgliederung: Formale oder gliedernde Vollkommenheit oder entgliedernde Verderbnis.

Für beide Fälle einige Beispiele: „Krankheit" beruht darauf, daß ein Glied in seinem Eigenleben (der vita propria) aus dem Rahmen der Ganzheit heraustritt und besteht daher in Hypertrophie oder Atrophie. Hiermit ist das formale, gliedbauliche Element der „Krankheit" bezeichnet.

Sofern es sich aber um ein „edles Glied" oder um ein „unwichtiges Glied" handelt, kommt der Sachgehalt des Gliedes in Frage — aber der Form nach handelt es sich nur um „Krankheit". Hierzu ist also nicht der Sachgehalt des Gliedes, sondern die Störung in der Ausgliederung des Ganzen (nach der Seite des Gefüges hin) wesentlich! — Oder: „Mißgeburt" besteht darin, daß der im Anlageplan gelegene Gliederbau nicht vollkommen ausgegliedert wurde. Dies beruht aber nicht auf sachlicher Fehlausgliederung, sondern auf gliedernder Unvollkommenheit (siehe darüber Näheres unter „Eigenleben des Gliedes" unten § 12, 3, S. 134 ff.).

Die Aufgabe einer philosophischen Vollkommenheitslehre ist es, den Zusammenhang von formaler und sachlicher Vollkommenheit — der Krankheit, des Irrtums, des Bösen, der Tugend und Untugend — aufzuzeigen.

Die Vollkommenheit des Sachgehaltes der ausgegliederten Ganzheiten zu bestimmen, die wir in der Erfahrung antreffen, ist die Aufgabe der normativen Wissenschaften, z. B. der Ästhetik, Logik, Metaphysik, Sittenlehre. Die Vollkommenheit des Gliederbaues oder der Ausgliederung bestimmen dagegen notwendig alle Wissenschaften, weil ihre Aufgabe ist, die Wesensbestimmtheit ihres Gegenstandes zu erforschen und das heißt notwendig: den Anlageplan und Sinngehalt der Ganzheit, die Mitausgegliedertheit der Glieder zu bestimmen. Das geschieht aber dadurch, daß sie ihre Gegenstände jeweils als sinnvolle Ganzheiten in ihren eigenen Sacherfordernissen erfassen. Wesensforschung ist zugleich Vollkommenheitsforschung. Die Geschichte der Wissenschaft beweist, daß diese Auffassung recht hat.

Unsere Aufgabe wird es sein, die Vollkommenheitsformen in den einzelnen Seinsweisen (Kategorien) aufzuzeigen.

Im Folgenden geben wir ohne weitere Erläuterung eine Übersicht über die Vollkommenheitsformen, welche die spätere Untersuchung finden und rechtfertigen wird. Es werden sich ergeben:

A. Thematische Vollkommenheit.	1. Die Vollkommenheit des Sachgehaltes — der absolute Wert, der den Dingen im Rahmen der gesamten Weltordnung zukommt (z. B. ist der Sachgehalt des Schakals ein anderer als der des Lammes. Doch gehören diese Fragen in die Metaphysik und Sittenlehre und sind in einer Kategorienlehre nicht abzuhandeln). 2. Die Ganzheitsnähe des Ausgegliederten innerhalb einer Ganzheit — der Rang oder sachliche Stufenwert.
B. Ausgliederungs-Vollkommenheit.	3. Die Ausgliederungsstufe, gleichsam die Wüchsigkeit der Ganzheit oder ihre Konkretisierungsstufe: Potenz und Aktus oder Wüchsigkeitsstufe nach dem Satze: Das Wirkliche ist vollkommener als das Mögliche. 4. Die Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung des Eigenlebens des Gliedes mit Bau und Leben seines Ganzen: Gesundheit und Krankheit. Dies ist der Hauptfall der formalen oder Ausgliederungsvollkommenheit, der nicht nur physiologisch gemeint ist. Er umfaßt die beiden Grundfälle des ungebührlichen Heraustretens (Hypertrophie, Überwucherung, Üppigkeit) oder des Zurückbleibens des Gliedes hinter Maß und Ziel (Mangel, Schwächlichkeit, Atrophie).

In unserer Tafel ist wohl der Begriff verschiedener Vollkommenheit des Sachgehaltes aber nicht der Begriff einer sachlichen Fehlausgliederung vorhanden. Wenn man die Frage gründlich überlegt, so kommt man zu dem Ergebnisse: Es gibt keine sachliche Fehlausgliederung. Alle Vollkommenheit oder Unvollkommenheit stammt entweder von dem Sachgehalte, den das Glied von seinem Ganzen, das Ganze von seinem höheren Ganzen übernimmt, oder davon, wie der Sachgehalt, der in seiner gliedlichen Wesenheit liegt, in der Ausgliederung wirklich erreicht, im Eigenleben des Gliedes wirklich bewahrt wurde. Wo eine sachliche Fehlausgliederung in der Erfahrung vorhanden zu sein scheint, wie etwa in der Mißgeburt, im Irrtum, der Sinnestäuschung, beim Versprechen, Verschreiben — dort wird sich bei genauerer

Untersuchung immer zeigen, daß der Mangel im Zusammenspiel der setzenden Glieder („Faktoren") begründet ist. Stets ist es ein Zurücktreten, Versagen, Ausbleiben der einen, ein übermäßiges Hervortreten der anderen, die den Fehler begründen. Es fehlt am Zusammenwirken, nicht daran, daß der eine oder andere Faktor nicht wesensgemäß (sachlich richtig) „gewirkt" hätte, gleichsam aus seiner Art gefallen wäre. Das finden wir auch sonst in der Natur nicht. Das Feuer muß brennen, der Muskel kontrahieren, jedes Organ im Organismus das Seine tun, anderes kann es gar nicht tun, es kann nicht aus seiner Art fallen! Gleich wie eine Gleichung beim Ausrechnen das richtige Ergebnis ergeben muß und ein Fehler nur am falschen Zusammenspiel der Rechenglieder (z. B. wenn ein Faktor vergessen oder mit einem andern zweimal multipliziert wurde) liegt, stets auf einem Gliederungsfehler der hervorbringenden Glieder nicht aber an einem Sachfehler in dem Sinne, daß ein — plötzlich nach Art eines + gewirkt hätte, so in allen Ganzheiten.

Über das Verhältnis von Sein und Sollen siehe unten 3. Buch II.

Zusatz über die sog. Wertfreiheit der theoretischen Gesellschaftswissenschaften. Seit Max Webers und Sombarts Vorstößen auf dem Verein für Sozialpolitik in Wien 1909, in welchem die „Wertfreiheit" der theoretischen Gesellschaftswissenschaften behandelt wurde und die Werturteile den politischen Wissenschaften (z. B. der Volkswirtschaftspolitik, der Sozialpolitik) zugewiesen wurden, hat dieser Streit nicht geruht. Die Ausgangspunkte Max Webers liegen ganz folgerichtig in der herkömmlichen Logik (besonders auch der Rickertischen), welche den allgemeinen Begriff als theoretischen Gesetzesbegriff (nomothetischen Begriff) faßt und die Werturteile den geschichtlichen Wissenschaften und „Kulturwissenschaften" zuweist. Daran ist nur soviel richtig: daß die politischen Werturteile und die rein analytischen Urteile über die Vollkommenheit des Gegenstandes der Wissenschaft getrennt werden müßten. Die politischen Werturteile müssen mit Metaphysik (also auch Religion, Theologie, Weltanschauung überhaupt), Sittenlehre, Ästhetik usw.

notwendig zusammenhängen, d. h. sie fallen unter die sog. normativen (richtiger normierenden imperativischen) Wissensgebiete; die analytischen Befunde über jene Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten, die sich aus dem Gefüge und Sachgehalt des Gegenstandes selbst ergeben, sind dagegen von jenen politischen unabhängig. Der Begriff der „Krise" ist für alle Standpunkte — wenigstens soweit die Vollkommenheitsseite in Betracht kommt — ein gleicher; er zeigt nämlich einen unvollkommenen, einen wesenswidrigen Zustand der Sache an, der, wenn er dauernd wäre, ebenso zur Vernichtung des Gegenstandes (der Volkswirtschaft) führen würde, wie z. B. die Vergiftung den Tod herbeiführt. Ebenso müßten bei gleichen analytischen Voraussetzungen alle Vollkommenheitsurteile der Wissenschaften übereinstimmen, bzw. rein analytische Probleme vorstellen. Ich habe in meinen verschiedenen Arbeiten gezeigt, daß der Mangel an Übereinstimmung in den Vollkommenheitsbefunden (sog. Werturteilen) auf die Verschiedenheit des Wesensbefundes des Objektes zurückgeht, nämlich auf die Verschiedenheit der individualistischen gegen die universalistische (organische) Auffassung vom Wesen der Gesellschaft und Wirtschaft. Das letzte Wort diesen unheilvollen Bewegungen der letzten Jahre gegenüber ist daher dieses: *Die Verschiedenheiten in den Vollkommenheitsbegriffen der volkswirtschaftlichen Theorien und Schulen haben ihren Grund nicht in der Verschiedenheit der politischen, sondern in der Verschiedenheit der analytischen Voraussetzungen ihrer Theorien*[1]).

---

[1]) Vgl. dazu mein Fundament der Volkswirtschaftslehre, 3. A., Jena 1923, S. 324 ff.; „Tote und lebendige Wissenschaft", Jena 1921, S. 49 ff.; „Vom Geist der Volkswirtschaftslehre", Jena 1919. — Von Schriften der Gegenseite führe ich an: Max Weber, im „Bericht ü. d. Hauptversammlung des Vereins für Sozialpolitik" zu Wien, Leipzig 1909. — Schr. d. Ver. f. Soz., Bd. 132, Leipzig 1910, dazu seine logischen Abhandlungen im „Archiv f. Sozialw." — Ich erwähne diesen Streit trotz seiner fachwissenschaftlichen Artung, weil er allgemein verfahrenkundliche Bedeutung hat und auch für andere Wissenschaften, z. B. für das Verhältnis: Psychologie — Ethik, Pädagogik — Ethik, lehrreich ist.

§ 12. Ebenbildlichkeit.

Erläuterungen zu Lehrsatz 3: Ausgliederung hat die Weise der Ebenbildlichkeit.

Den Lehrsatz 3 „Ausgliederung hat die Weise der Ebenbildlichkeit", können wir auch in folgende, leichter verständliche Gestalt bringen: „Das Ganze wird in den Teilen nach der Weise seiner selbst geboren." Wir erklären diesen Satz zunächst ganz allgemein und belegen ihn durch Beispiele.

1. Erklärung und Beispiele.

Nirgends wird der forschende Blick den Fall vorfinden, daß das Organische und Ganzheitliche, von welcher Art es immer sei, Fremdteiliges in sich befaßt. Ein hölzernes Bein, ein künstlicher Kehlkopf sind fremdteilig; sie gehören aber eben darum nicht zum Organismus. Dieser kann von Natur nichts Fremdes enthalten. Dagegen kann ein Haufen, ein Geschiebe oder ein Mosaik alles Mögliche enthalten, z. B. ein Geröll Gold mit sich führen, denn die Dinge existieren ja in ihm selbständig, nur für sich, der Haufen selber hat dagegen keine ihm eigene Realität.

Daß Ganzheit ihrem Wesen nach nichts Fremdes in sich enthalten kann, kommt daher, daß alles in ihr „ausgegliedert" ist; also muß es ihres Stammes, ihrer Art sein. Hiermit nun ist „Ebenbildlichkeit" bereits gegeben, denn „Ebenbildlichkeit" ist nichts anderes als die Weise, wie sich „Ausgliederung" vollzieht.

Schon die allgemeinsten Beispiele machen das Wesen der Ebenbildlichkeit klar. Der Kristall besteht nur aus Kristallenem; der Organismus nur aus Organisiertem (nicht aus Fremdem, das „Gift" ist); das Haus besteht nur aus Hausartigem, nämlich aus Zimmern, die alle selbst kleine Häuser sind; das Kriegsheer nur aus Kriegern; der Begriff besteht nur aus

Denkelementen (aus „Merkmalen", nicht vielleicht aus Gemütsbewegungen, auch nicht etwa aus Sinnesempfindungen, denn „rot" z. B. ist nicht in seiner Eigenschaft als das lebhaft Empfundene Merkmal, sondern nur in seiner Eigenschaft als das in der Begriffsordnung Enthaltene, dem Begriff Zugehörige, Denkgliedliche); das Kunstwerk besteht nur aus gestaltlichen, sinnlich-bedeutungsvollen Schönheitselementen seiner arteigenen Norm, z. B. das Gemälde nicht aus Farbenflecken, sondern aus farbigen Gestalten — es kann aber auch nicht aus Farbenpreisen oder aus Farbenchemie bestehen.

Das alles klingt so selbstverständlich, ja hausbacken, und dennoch liegt die Grund- und Urweise des Daseins, liegt ein Geheimnis des Weltenbaues darin beschlossen. Heißt es doch nichts Geringeres als dieses:

Jede Ganzheit muß durch und durch ihr Wesen bewahren und auf jeder Stufe in jedem Teile, sich selbst darstellen, wenn sie als Ganzheit bestehen und nicht der Vernichtung anheimfallen will. Dies mögen noch folgende näher ausgeführte Beispiele erhärten, die meist wieder gar selbstverständlich klingen, aber doch die volle Aufmerksamkeit des geneigten Lesers verdienen.

Das Organische ist durch und durch organisch. Der menschliche Körper baut sich nur in „Organsystemen" auf, Nervensystem, Muskelsystem usf.; die Organsysteme bauen sich aus Untersystemen und Organen auf, z. B. motorisches und sensorisches, zentrales und peripherisches Nervensystem; diese wieder aus „Zentren" oder Organen; die Organe wieder bestehen aus Zellen, welche abermals die Natur ihres Organs, ihres höheren Ganzen bewahren. Die Nervenzentren bestehen aus Zellen, *welche vollkommen in der Art ihres Organs bleiben*, also Nervenzellen nicht etwa Muskelzellen sind; die muskulären Organe dagegen aus Zellen, die wieder vollkommen in der Art ihres Organs bleiben, also aus Muskelzellen bestimmter Art nicht etwa aus Nervensubstanz. — Hier zeigt sich überall die Ebenbildlichkeit, *denn in jeder dieser organischen Erscheinungen drückt sich die ganze Welt des Organischen*

aus. Das größere Ganze weist auf kleinere Ganze hin, das kleinere und kleinste Ganze auf die größeren und größten Gruppen und auf das Gesamtganze zurück — wie im Märchen der kunstreiche Schmied aus einer Nähnadel 10 andere, ineinandergesteckte, herauszieht. — Andere Beispiele bietet die Gesellschaft:

Das Recht ist durch und durch rechtlich. Es besteht nur aus rechtlichen Unterganzen — z. B. Verfassung, bürgerliches Recht, Prozeßrecht, Strafrecht — die wieder je aus arteigenen Rechtssätzen mit nur arteigenen Merkmalen bestehen, z. B. werden im Strafrecht nicht die Rechte des Parlamentes normiert werden. Jedes rechtliche Unterganze (Verfassung, Strafrecht usw.) hat die Natur des ganzen Rechtes an sich, jeder Rechtssatz spiegelt das ganze Recht ab und weist auf alle andern Glieder hin. Dagegen gibt es keine „Wirtschaft im Recht" und kein „Recht in der Wirtschaft". Alles muß bei seiner eigenen Art bleiben. (Über die Sonderfrage Recht und Wirtschaft siehe unten § 29, Die Unberührbarkeit der Teilganzen.)

Der Staat ist durch und durch staatlich. Wohin wir auch im Staat blicken, überall sehen wir schon einen kleinen Staat, den „Staat im Staate", wie das trefflich geprägte Wort sagt. Der Staat besteht aus „König" (Präsident), „Gesetzgeber", „Beamter", „Bürger". Jeder hat als Organ des Staates einen Umkreis selbständigen staatlichen Wirkens. Darum ist jeder ein eigener kleiner „Staat". „Jeder Zoll ein Staat", kann man sagen, wo man sich auch im Reiche der staatlichen Erscheinungen umsehe.

Die Wirtschaft ist durch und durch wirtschaftlich. Ob man auf Erzeugungen — Märkte — Haushaltungen; oder auf Käufer — Verkäufer hinblickt; ob man den Arbeiter, die Hausfrau, den Unternehmer, den Landwirt, den Händler ins Auge faßt: Alles trägt den Stempel der „Wirtschaft" an der Stirn, überall stellt sich die Natur der Wirtschaft auf arteigene Weise dar, überall findet sich Einteilung und Kalkulation, Wertung, Leistung, kurz die ganze Wirtschaft in den Grundzügen abgespiegelt. Niemals findet sich auch etwas, was einer anderen Ganzheit angehörte, etwas, was nicht „Wirtschaft" wäre — z. B. nicht das der Staatlichkeit oder dem Rechte Zugehörige oder etwas von den Wolken des gestrigen Tages; diese Dinge gehören in ihre eigenen Ganzheiten, nicht in die der Wirtschaft.

Geistige Gemeinschaft ist durch und durch Gemeinschaft, darum ist Bestandteil der Freundschaft nicht etwa „rote Farbe", sondern nur das Freundschaftartige; Bestandteil der Gemein-

schaft von Lehrer und Schüler das auf Lernen Bezügliche, nicht etwa das Markensammeln, welches Bestandteil der Markensammlergemeinschaften ist usf.

Auch die Kunst, die Wissenschaft, die Religion, ob als Gesellschaftsinhalte oder als geistige Ganzheiten für sich betrachtet, zeigen sich immer nach dem Gesetze der Ebenbildlichkeit gebaut. Jede Erscheinung der Kunst ist nur durch das bestimmt, was auch das Ganze der Kunst ausmacht, darum bestimmt: durch Schönheit, Ebenmaß, Ausdruck usw. Nicht aber ist z. B. ein Gemälde als Kunstwerk dadurch bestimmt, daß es Eigentum von Hinz oder Kunz ist und den Preis von tausend Talern hat. Auch jeder Teil eines Gemäldes ist wieder durch das bestimmt, wodurch das ganze Bild konstitutiv (als Kunstwerk) bestimmt ist, z. B. das Landschaftsbild durch den Geist der Landschaft, das Schlachtenbild durch das Toben des Kampfes. Auf solche Weise ist notwendig jeder Teil ein Ebenbild des Ganzen. — Die „Wissenschaft" ist in keinem ihrer Teile durch etwas bestimmt, was ihrem Wesen fremd wäre (wodurch ihr Wesen als Ganzes nicht bestimmt wäre), sondern stets durch dasselbe Konstitutive, das auch im Ganzen herrscht. Nicht die „Chemie der Tinte" noch der „Phosphor in der Großhirnrinde" noch das „schöne Wetter beim Denken" sind Bestandteile eines Begriffsgebäudes und bestimmen, ob der gefaßte Gedanke wahr oder falsch ist; sondern die arteigenen Normen des Begriffes selbst sind es. Was das Ganze des Begriffswerkes einer Wissenschaft bestimmt, bestimmt darum auch jeden kleinsten Teil in ihr. „Begriff" trägt die Züge der Ganzheit im Kleinsten in sich. Der Begriff ist selbst ein kleines System von Erkenntnissen (jedes Merkmal, das den Begriff bildet, birgt eine Erkenntnis, birgt schon ein Urteil). Das Urteil ist selbst wieder ein System von Begriffen. Alles Einzelne, was im System der Wissenschaft vorkommt, trägt vollkommen die Züge des Ganzen. — Ebenso ist die Religion in allen ihren Formen wie Kult, Gebet, nur durch Religiöses bestimmt, durch Glauben, Andacht, Frömmigkeit, niemals aber durch Wesensfremdes, z. B. „Kalkulation" (Wirtschaft) oder „Konstruktion eines neuen Turbinenmodells" (technische Erfindung) usf.

Ebenso gilt auch: Der Wirkende ist in allen seinen Bestandteilen wirkend und daher: Das Gewirkte ist ein Ebenbild des Wirkenden. Man muß aber gerade diesen Satz richtig verstehen. Ist die Uhr ein Ebenbild des Uhrmachers? Sie ist es! aber allerdings nicht des Uhrmachers als eines musikalischen, sondern als eines zeitmessenden Menschen. Und ebenso ist der Kampf als Gewirktes das Ebenbild des Wirkenden, nämlich dieser als Kämpfer gefaßt;

die Flucht ein Ebenbild des Wirkenden, nämlich als eines Furchtsamen; das Haus ein Ebenbild des Wirkenden als eines Baumeisters oder, was zuletzt auf dasselbe hinausläuft, als eines Wohnenden.

Da nach allen den vorstehenden Beispielen und Darlegungen Sätze gelten wie: Das Organische ist in allen seinen Bestandteilen organisch; das Gesellschaftliche ist in allen seinen Bestandteilen gesellschaftlich; das Logische ist in allen seinen Bestandteilen logisch; das Religiöse ist in allen seinen Bestandteilen religiös; das Künstlerische ist in allen seinen Bestandteilen künstlerisch; das Seelische ist in allen seinen Bestandteilen seelisch; so leuchtet ein, daß ganz allgemein von allem Ganzheitlichen gilt, daß es ausschließlich von seiner eigenen Art sei und nur sich selbst in allen seinen Gliedern darstelle.

Darum vermögen auch die wenigen, nicht alle Gebiete des ganzheitlichen Seins umfassenden, Beispiele, welche, planmäßig weiter verfolgt, ein Bild der ganzen Welt entrollen würden, wohl deutlich genug das Wesen der „Ebenbildlichkeit" zu zeigen. Notwendig und überall, wo Ganzheit ist, müssen die Glieder Fleisch vom Fleische des Ganzen sein, müssen sie von reiner Art des Ganzen, müssen sie durch und durch nach der Weise des Ganzen sein und anders können sie nicht sein.

Der Ebenbildlichkeit zufolge müssen sich darum alle Glieder auf solche Grundeigenschaften zurückführen lassen, die selbst das Wesen des Ganzen in sich enthalten; die Glieder müssen selbst das Ganze im Kleinen sein — Abbild, Spiegel, Auszug, Ausbund, Essenz, das Feine, eine kleine Welt, *μικρὸς κόσμος* des Ganzen zu sein, das Ganze in ihrer Weise zu sein, das ist das Wesen der Ebenbildlichkeit der Glieder! Und was derart von der Seite der Glieder aus gilt, gilt entsprechend auch von der Seite des Ganzen aus gesehen: Selbsthingabe des Ganzen in den Gliedern, Selbstdarstellung in ihnen,

Selbstbeständigkeit in der Ausgliederung, Selbstnachahmung, Selbstvervielfältigung, Selbstwiederholung, Selbsttreue, Beisichselbstbleiben, Sich-selbst-nicht-Verlieren in aller Darstellung nach außen, Insichbleiben, dabei Nicht-Fremdheit des Ganzen den Gliedern gegenüber — das sind ebenso viele Namen für „Ebenbildlichkeit", die alle auf ihre Weise dasselbe besagen. Ganzheit gliedert sich aus nur nach der Weise ihrer selbst, nur nach der Weise der Ganzheit. Darum bleibt sie in jeder Art der Verwirklichung, in jeder Lebenslage, jeder „Anpassung", jeder „Umwandlung", im Flusse jedes Werdens, jeder Veränderung und jeder sonstigen Daseinsform sich selbst treu, bleibt sie bei sich selbst und kann nicht anders als sich selbst gleich sein.

So einleuchtend, ja selbstverständlich der Satz der Ebenbildlichkeit ist, so uralt ist er auch, und die altindische, die altgriechische, die altgermanische, die neuplatonische und die scholastische Mythologie und Philosophie, sie haben ihn alle gekannt und nach ihrer Art ausgesprochen. Erst der atomistisch-sensualistischen und empiristischen Weltauffassung der neuern Zeit war es vorbehalten, diese uralteste Weisheit zu verlieren und ein gefügeloses, wüstes, mechanisches Sein der absoluten Leere und Sinnlosigkeit, der grauen Nacht der Atome an ihre Stelle zu setzen.

Wir fassen die obigen Ausführungen über das Wesen der Ebenbildlichkeit — denen die besondere Erklärung, inwiefern ein Glied Ebenbild ist, noch folgen wird — in folgende zwei Sätze zusammen:

Ganzheit gliedert sich nur nach der Weise ihrer selbst aus, erzeugt nur sich selbst und nichts andres. — Sie bleibt notwendig in ihrem eigenen Bereiche und kann diesen, *soll sie überhaupt sein*, nicht verlassen.

Diese beiden Sätze sind uns innerlich deshalb so selbstverständlich und vertraut, weil sie von allem Schaffenden gelten,

d. h. von allem Ausgliedernden. Der Baumeister, wie der Maurer, der Unternehmer wie der Arbeiter, der Erfinder wie der Ausführende, der Dichter wie der Schauspieler, der Gärtner wie der Rosenstrauch — sie alle müssen, als Schaffende, Tätige gesehen, Ebenbildlichkeit bewahren. Der Baumeister schafft nur, sofern er baut und Pläne entwirft, nicht etwa, soweit er sein Pferd sattelt; bauend und Pläne entwerfend kann er aber nur „Bauelemente", nur Zimmer, Dächer, Fassaden bilden, nichts Unebenbildliches, nichts Fremdteiliges denken und schaffen. Und eben darum kann der Rosenstrauch auch keine Veilchenblüten hervorbringen, sondern muß selber blühen. Gerade dieses Beisichselbstbleiben ist wie das Selbstverständlichste, so auch das Grundlegendste und Festeste, das eigentlich Gediegene alles Seins, und gerade das ist der Inbegriff aller Ebenbildlichkeit.

Von welcher Seite immer man es auch betrachte, „Ebenbildlichkeit" heißt immer wieder nichts andres als die unabänderliche, in ihrer Notwendigkeit uns so vertraute und einleuchtende Tatsache, daß die Ganzheit auch als Glied, als Zwischenglied und Unterglied und Element in ihrer eigenen Artung, ihrer unzerstörbaren eigenen Ebene, in der ihr allein zugänglichen eigenen Lebensart, in ihrem unwandelbaren eigenen Stoffe und ihrer eigenen Form verharrt. Darum liegt in der Ebenbildlichkeit nichts als das Wesensnotwendige der Dinge, ohne das überall nichts bestehen kann und das wir stets beobachten, wo Dasein überhaupt ist! In der Logik heißt diese Erscheinung des Beisichselbstbleibens das Gesetz der „Identität" und begründet in anderer Form das Gesetz des „Widerspruches" und des „ausgeschlossenen Dritten".

Ebenbildlichkeit ist ein Gesetz alles Seins überhaupt. Sie allein ist es, die zuletzt die Beständigkeit der Welt, die Beständigkeit des „Gegenstandes", das Beständige jeder Wissenschaft, das Beständige des „Wesens" jedes Dinges verbürgt.

Wenn die ursächliche, die „exakte" Auffassung, die angeblich eine Auffassung reiner Erfahrung ist, nicht weiß, warum eigentlich die „Kausalgesetze" gelten und die Welt beständig sei, und wenn sie eingesteht, die ständige Gültigkeit dieser Gesetze nur erwarten, nicht behaupten zu können — so lehrt uns die Urweise der Ebenbildlichkeit, warum, und daß es nicht anders sein kann! Eine unbeständige Welt ist in der Erfahrung deswegen nicht anzutreffen, weil sie unebenbildliches Sein, und darum kein wirkliches, kein bestandfähiges Sein wäre, sondern das Nichts, weil eine unbeständige, nicht bei sich selbst seiende Welt ein ebensolcher Widerspruch in sich wäre wie ein flüssiges Festes, ein machtloser König, ein finsteres Licht und eine irrige Wahrheit.

In der Ebenbildlichkeit bleibt die Ganzheit sich selber treu und sonst tut sie dabei nichts. Aber diese Treue gegen sich selbst ist ihr ureigenstes, ihr unverlierbares, und zum Aufbau einer Welt absolut unentbehrliches Lebensgut. „Treu wie Gold" steht auf dem Banner der Ganzheit geschrieben. Alles was ist, wird im Feuer der eigenen Ganzheit geläutert, nichts Fremdes kann in ihr bestehen. Erst in dieser Lauterkeit vermag es Dasein und Dauer zu gewinnen.

Dem Kenner wird nicht verborgen bleiben, daß dem in der Ontologie bekannten Begriffe des „analogen Seins" durch die Kategorie der Ebenbildlichkeit erst seine feste Unterlage gegeben wird.

Nachdem wir das allgemeine Wesen der Ebenbildlichkeit betrachtet haben, gehen wir zu ihren besonderen Formen über. Es sind dies die auslegende oder thematische, die durchführende oder abstufende und die Ausgliederungskraft verleihende oder lebendigmachende Ebenbildlichkeit.

§ 13. Auslegende, abstufende und lebendigmachende Ebenbildlichkeit.

Erläuterung zu Lehrsatz 4: Ebenbildlichkeit hat die Weise der Wesensauseinanderlegung des Ganzen in Teilganze, des herabsteigenden Stufenbaues der Glieder und der Ausgliederung im Gliede. (Auslegende oder wesenverleihende, abstufende oder besondernde und ausgliedernde oder lebendigmachende Ebenbildlichkeit.)

1. Die auslegende oder wesenverleihende Ebenbildlichkeit.

Die auslegende oder wesenverleihende Ebenbildlichkeit hat die Weise der Auseinanderlegung des Sachgehaltes der Ganzheit in Grundgebiete bestimmten Ganzheitsgehaltes oder Teilganze.

Ebenbildlichkeit als Selbstdarstellung der Ganzheit läßt die Frage entstehen, warum sich diese Selbstdarstellung nicht in einem genauen Nachbilde, gleichsam in einem Abklatsch oder Doppelgänger vollzieht? Der Grund dafür läßt sich einsichtig verstehen. Es ergeben sich hier nämlich zwei Bestimmungsstücke an der Ebenbildlichkeit:

1. daß es zwar die Ganzheit selbst ist, die sich in jedem Teile darstellt (wodurch das Artgemäße der Teile gesichert, die Fremdheit der Teile ausgeschlossen ist); aber

2. daß sie dies auf mannigfaltige Weise tun muß. Sollen „Dinge", soll „Vieles", überhaupt sein, dann kann Ganzheit nicht einfach einen Abklatsch ihrer selbst geben. Das würde sowohl dem Satze widersprechen „das Ganze als solches hat kein Dasein" — es gibt ja kein einfaches, es gibt nur ein reich gegliedertes Ganzes!; wie auch dem Satze „es wird in den Gliedern geboren". Denn wenn ein Doppelgänger der schaffenden Ganzheit entstehen würde, dann gäbe es auch

kein gegliedertes Ganzes, kein Sich-Darstellen in mannigfachen Teilen — keine Welt! Darum kann „Ebenbildlichkeit" niemals „Nachbild" oder „Kleinbild" bedeuten, sondern stets eine „Kleinwelt", stets das, was die Alten *μικρὸς κόσμος* nannten. „Ebenbildlichkeit" heißt nicht einfaches Doppelgängertum, sondern gleichsam bunter Freundeskreis, nicht Duplizität, sondern Mikrokosmizität.

Nach der Kategorie der Ebenbildlichkeit enthält jeder Teil das Ganze in sich — aber nur in begrenzter, nur in seiner Weise. Allein dadurch kann ein ausgegliedertes Ganzes voll innerer Mannigfaltigkeit wirklich werden; anderenfalls bestände, wie wir schon sagten, die Welt aus einem einzigen Doppelgänger des Urganzen, des Schöpfers. Für diese notwendige Mannigfaltigkeit in der Ausgliederung einige Beispiele:

Nicht eine einzige Zelle bildet den Organismus, sondern viele „differenzierte" Zellen, nicht ein einziges Organ, sondern viele Arten davon, z. B.: Wurzel, Stamm, Blatt, Blüte, oder: Nervensystem, Muskelsystem, Knochensystem — d. h. Organsysteme, die selbst wieder aus Zellen bestehen[1]; aber jede Art von Zellen und jede einzelne Zelle weist gerade deswegen auf alle anderen notwendig hin, weil jede nur in ihrer beschränkten Weise Ebenbild, Darstellung desselben Ganzen ist. — Nicht ein einziger Rechtssatz bildet das Recht, sondern viele Arten von Gesetzen mit vielen einzelnen Sätzen bilden es. Die Verfassung stellt Recht in ihrer Weise dar, sie weist aber (gerade darum!) auf alle anderen Rechtssätze hin; das Strafrecht stellt Recht in seiner Weise dar, weist aber auf alle anderen Rechtssätze hin. — Ebenso in der Volkswirtschaft: Werkstätte, Markt, Haushalt stellen Wirtschaft und Volkswirtschaft nur jeweils in ihrer Weise dar, weisen aber auf andere Wirtschaftsarten hin. — Im Staate: Der König, der Staatsbürger stellen den Staat nur in ihrer Weise dar, weisen aber auf die anderen Staatsseiten hin. — Und wenn sich der Mensch selbst als Schöpfer von Ganzheiten betrachtet, findet er dasselbe: Das Werk

---

[1]) Auch einzellige Lebenwesen bilden keine Ausnahme, sie haben ihre Gliederung im Mannigfaltigen der Zelle selbst, in ihrer reichen und wechselnden „inneren Differenzierung".

des Wirkenden stellt den Wirkenden nur in bestimmter Wirkensweise dar, sie erschöpft ihn nicht, weist aber auf andere Wirkensarten hin.

Man erkennt, daß es die Weise der Ebenbildlichkeit ist, den Sachgehalt des Ganzen in seine grundsätzlichen Arten auseinanderzulegen. Wir nennen dies die auseinanderlegende, auslegende oder wesenverleihende Ebenbildlichkeit; und die inhaltlichen Arten, in welche die auslegende Ebenbildlichkeit ein Ganzes auseinanderlegt, nennen wir: die Teilganzen. Andre Bezeichnungen für die „Teilganzen" wären: Teilinhalte, Organsysteme, Zweigganze, Gliedstämme, Teilgebiet des Ganzen, Seiten, Kreise, Bereiche des Ganzen oder auch Gebilde höchster Ordnung oder endlich auch Objektivationssysteme. Auf Grund aller früheren Beispiele mögen folgende kurze Hinweise auf Teilganze genügen:

Der menschliche Organismus legt sich aus oder gliedert sich aus in die Teilganzen: Knochensystem, Muskelsystem, Nervensystem, Verdauungssystem usw.

Die Gesellschaft gliedert sich aus in die Teilganzen: Geistige Gemeinschaften und handelnde Gemeinschaften (Staat, Kirche, Familie, Wirtschaft usw.).

Der Staat gliedert sich aus nach einer alten Lehre in: Gesetzgebung, Rechtspflege, Vollzug.

Die Wirtschaft legt sich nach herkömmlicher Lehre aus in: Erzeugung, Umlauf, Verbrauch; oder nach anderer Fassung in die Teilganzen der: Hervorbringungsreife (bestehend aus Werkreife, Marktreife, Genußreife), der Gemeinsamkeitsreife (z. B. „Kapital höherer Ordnung") und der Vorreife[1]).

Über die Versuche der Psychologie, die seelischen Inhalte als Teilganze zu begreifen, sei eine ausführlichere Bemerkung hier gestattet. Nachdem die Versuche jeder Art von „Assoziationsmechanik" gescheitert waren und sich sowohl dadurch wie aus anderen Gründen, der ganze psychologische Sensualismus als einfältig erwies, ist das Problem der Psychologie immer energischer dahin in Erscheinung getreten: Das System der Teilganzen festzustellen. Darum hat Stumpfs hochberühmte Ab-

[1]) Vgl. mein „Fundament", 1923³, § 23.

handlung[1]) so großen Eindruck gemacht, weil sie, unbewußt, das Problem am klarsten in diesem Sinne behandelt. St. schied in jener Abhandlung bekanntlich das Psychologische in „Erscheinungen" (Sinnesempfindungen und ihre Gedächtnisbilder), „psychische Funktionen" (Akte und Zustände wie: Zusammenfassen, Begriffsbildung, Urteilen, Gemütsbewegungen, Begehren) mit ihren „Gebilden" (wie: „Begriffe", „Formen oder Gestaltqualitäten" usf.) und endlich „Verhältnisse" von Erscheinungen, sowie Funktionen der genannten Art. Hiermit wären drei Teilganze des Gesamtganzen der Psychologie unterschieden: Erscheinungen, Funktionen, Verhältnisse. Hätte St. seine Unterscheidungen nicht als „Klassifikation" von Bewußtseinsinhalten betrachtet, sondern als Versuch, die Organsysteme (Teilganzen) der Seele zu erfassen, so wäre auch seine Untersuchung darüber anders ausgefallen. Er hätte nicht, wie er es tat, die (isolierte!) „Variabilität" der verschiedenen Gruppen nach naturwissenschaftlicher Art untersucht — denn eine isoliert bleibende Veränderung eines Gliedes in einem Ganzen gibt es grundsätzlich nicht (siehe darüber unten § 18 über „Entsprechung", S. 176 ff.) — sondern er hätte vielmehr die organische Verbundenheit, das Aufeinander-Hingeordnetsein, formell wie als Seinsgrund, und die gegenseitigen Entsprechungen der unterschiedenen Teile betrachtet. Dann wäre er auch auf den Weg der Berichtigung seiner Systematik der Teilganzen gekommen.

Aus dem Begriff des Teilganzen folgt: daß der erste logische Schritt der ebenbildlichen Selbstdarstellung des Ganzen in seiner Auseinanderlegung in allgemeine Teilganze oder grundlegende Teilinhalte besteht. „Knochensystem", „Muskelsystem", als Teilganze des menschlichen Organismus; Recht, Staat, Wirtschaft, als Teilganze der menschlichen Gesellschaft sind die Ausgliederungsebenen, die grundlegenden Sachgebiete, die inhaltlichen Gebiete, durch welche die betreffende Ganzheit grundsätzlich bestimmt wird. Wir sehen darum — und dies ist die verfahrenkundliche Folgerung aus dem Begriffe des Teilganzen — daß es die oberste Aufgabe der ganzheitlichen Wissenschaften ist, zuerst die Grundinhalte oder Zweigganzen des Gesamtganzen zu finden, was zugleich erst das wesentlich ver-

[1]) Stumpf, Erscheinungen und psychologische Funktionen, Abhandlungen der preuß. Akad. d. Wissenschaften, Jahrg. 1906, Berlin 1906.

stehende Begreifen der Gesamtganzheit in sich schließt. Die allgemeine Gesellschaftslehre (Soziologie) hat die Teilganzen der Gesellschaft zu bestimmen; die Wirtschaftswissenschaft die Teilganzen der Wirtschaft; die Rechtslehre die Teilganzen des Rechtes; die Seelenlehre die Teilganzen des Seelischen; die Sprachwissenschaft die Teilganzen der Sprache, die Logik die Teilganzen des Gedachten; die Physiologie die Teilganzen des menschlichen Organismus.

Nennen wir die in jedem Teilganzen ausgegliederte bestimmte Wesensart den Ganzheitsgehalt desselben, so ergibt sich der Satz: Die Weise der auslegenden Ebenbildlichkeit ist die Ausgliederung des Ganzheitsgehaltes nach Sachgebieten oder Teilganzen.

2. Die stufenbauende oder tiefengliedernde Ebenbildlichkeit hat die Weise der Abstufung der Glieder innerhalb des Teilganzen. (Stufenbau.)

Nach der auslegenden Ebenbildlichkeit könnten sich die ebenbildlich abgewandelten Teilganzen wie in einem Kranze um Einen Mittelpunkt versammeln. Das wäre gleichsam eine reine Breitengliederung der Glieder um den Mittelpunkt der Ganzheit herum.

So kann aber ein Ganzes niemals aussehen. Es ist nicht die Weise der Ausgliederung, sich unmittelbar in einer Anzahl mannigfaltiger Glieder ebenbildlich darzustellen, z. B. der Organismus unmittelbar in Zellen, die Gesellschaft in Akten, die Sprache in Wörtern, sondern die Ausgliederung geschieht so, daß eine Reihe verschiedener Gattungen oder Teilganze ausgegliedert werden, von denen aus erst die weitere Ausgliederung zu erfolgen hat.

Darum muß zu jener Breitengliederung, die in den Teilganzen vorliegt, noch eine Tiefengliederung hinzukommen.

Die zunächst gleichsam nur abstrakt ausgegliederten Teilganzen müssen sich stufenweise, stockwerkartig herabsteigend, zu immer konkreteren Gliedern besondern. Eine herabsteigende, stufenbauende Ebenbildlichkeit tritt als Tiefengliederung oder senkrechte oder besondernde Gliederung neben die auslegende Ebenbildlichkeit, welche nur die wagrechte Gliederung in sich schließt. Einige Beispiele mögen dieses erhärten.

Der Organismus zeigt uns, daß die Ausgliederung in Nerven-, Muskel-, Verdauungssystem usf. nicht genügt. Es müssen in herabsteigender Besonderung Zwischenganze, z. B. Nervenzentren, eingeschaltet werden, und von diesen aus erst stufenweise die letzten Organe (Zellen) ausgegliedert werden. Im Nervensystem scheiden sich Zentralnervensystem und der Sympathicus; im ersteren wieder Großhirn, Kleinhirn, Rückenmark; im Großhirn wieder die graue Hirnrinde und das Innere, die Windungen, die sog. Zentren und endlich erst: die Zellen; im Knochensystem: Schädel, Wirbelsäule, Becken, die wieder Gruppen unter sich haben (Schädeldecke, Wirbel usf.) und dann erst kommen die Knochenzellen; im Verdauungssystem: Mundhöhle, Magen, Darm, alles wieder mit Unter- und Zwischenganzen, wie: Dünndarm, Dickdarm usw., in diesen endlich erst die Zellen. — Jede Zelle selbst hat wieder ihre Organe, von denen typisch Protoplasma, Kern und Membrane zu unterscheiden sind.

Ähnlich zerfällt die Gesellschaft in Teilganze, wie wir sie oben S. 123 betrachteten, die aber alle ihren inneren Stufenbau haben.

In der Volkswirtschaft kann man z. B. unterscheiden: die Zweigganzen oder Bereiche von: Erzeugung (Werkreife), Marktreife, Genußreife; die Genußreife wieder etwa in Herbergswesen und Haushaltswesen; dieses erst in die einzelnen Haushalte mit ihren Organen; oder die Marktreife in: Handel, Bankwesen, Börsenwesen; diese erst je in die einzelnen „Betriebe"; die Betriebe wieder in Abteilungen, die Abteilungen haben endlich erst ihre Glieder in Leitern, Gehilfen, Lehrlingen, mit zugehörigen Hilfsmitteln, Rohstoffen und Maschinen. (Die vorstehende Gliederung zeigt nebenher, daß der Begriff einer atomistischen Verkehrswirtschaft, die durch das Zusammentreffen einzelner Wirtschafter und Wirtschaftsakte gebildet würde, ein Unbegriff ist. Jede Wirtschaft besteht als Ganzes mit Teilganzen und Gliedern[1]).)

---

[1]) Vgl. den Nachweis hierfür in meiner Schrift: Tote und lebendige Wissenschaft, Jena 1920, S. 10 ff.

Andere Beispiele: Ein Kriegsheer gliedert sich in See- und Landheer; das Landheer wieder in Waffengattungen und Stäbe; die Waffengattungen wieder in ihre Verbände, Regimenter, Hundertschaften, deren endliche Glieder erst die einzelnen Kriegsmänner sind.

Leicht erkenntlich wird die stufenbauliche Ebenbildlichkeit auch dem Laien am Staate. Der Staat besteht nicht aus einer Masse seiner gleichwertigen und gleichberechtigten Glieder, der Bürger, die um einen Mittelpunkt, den König oder Präsidenten, geschart wären, wie die atomistische Staatsauffassung jeder Zeit und in allen Formen gelehrt hat. Einen solchen Staat wird man in Geschichte und Gegenwart vergebens suchen. Sondern er hat zunächst seine Teilganzen, wie sie einmal durch die verschiedenen Ministerien geschieden sind, z. B. Inneres, Finanz und Steuern; welche Teilganzen in der Behördengliederung, die wieder durch Landschafts- und Gemeinderegierungen Einschübe und Bereicherungen erfährt, heruntergestuft erscheinen; sodann zeigen sich aber in Gesetzgebung (Parlament und Parteien), Rechtsprechung und Verwaltung wieder eigene Teilganze mit mannigfachsten Abstufungen.

Der Staatsbürger ist demgemäß nicht ein Glied, das dem abstrakten Mittelpunkte des „Staates" schlechthin gegenüberstünde, sondern er ist tätiges und leidendes Organ sehr vieler Zweigganzen und Organe, die sich zwischen ihn und jenen höchsten Mittelpunkt stockwerkartig sowohl, wie nach inneren Teilganzen geschieden, einschieben.

Über die Abstufung im Recht vergl. die vorhandenen Stufentheorien[1]).

Diese Beispiele zeigen alle die herabsteigende Ebenbildlichkeit am Werke, welche, in der Art desselben Zweigganzen bleibend — z. B. der Wirtschaft, des Staates, des Nervensystems — dessen Ausbau durch Tiefengliederung vollzieht. Die Zweigganzen an sich sind noch etwas Abstraktes, das in seiner Allgemeinheit noch keine zu Ende gegliederte, keine bestandfähige, leistende Wirklichkeit gewinnen kann. Es gibt nicht ein in sich gleichermaßen bestimmtes „Muskelsystem", das aus lauter Muskelzellen schlechthin (von gleicher Art) bestünde; ein in sich gleicherweise bestimmtes Rechtssystem, das aus lauter Rechtssätzen schlechthin (von gleicher Art) bestünde; eine in sich

---

[1]) Meine Gesellschaftslehre 446 ff. u. ö. Merkel, Die Lehre von der Rechtskraft, 1923, S. 194 ff. u. ö.

gleichermaßen bestimmte „Volkswirtschaft", die aus lauter Wirtschaftsakten schlechthin (von gleicher Art) bestünde; ein Heer, das aus lauter Bewaffneten schlechthin (von gleicher Art) bestünde — denn es gibt kein homogenes Muskelsystem, kein homogenes Rechtssystem, keine homogene Wirtschaft, kein homogenes Heer. Sowohl der menschliche Organismus, wie die menschliche Gesellschaft wäre daher mit jener Ebenbildlichkeit, welche die grundlegenden Sachgebiete auslegt — Muskel, Nerv; Staat, Wirtschaft, Recht, Heer — noch immer kein Ganzes! Auch die ausgelegten Teilganzen müssen wieder ebenbildlich durchgegliedert werden — und diese fortsetzende, ausbauende, konkretisierende Ebenbildlichkeit geschieht in jener inneren Durchgliederung, welche, wie wir sahen, notwendig eine Abstufung, eine Tiefengliederung auf der gegebenen Grundlage der Breite (des Sachgehaltes) ist. „Stufenbau" oder Hierarchie ist das zweite Grundergebnis der ebenbildlichen Selbstdarstellung des Ganzen in seinen Teilen.

Der Stufenbau, der sich infolge der herabsteigenden Ebenbildlichkeit bildet, kann nach folgendem Rahmen vorgestellt werden:

1. Das Gesamtganze (Beispiel: die Gesellschaft; der menschliche Organismus).
2. Die Teilganzen oder Gebilde höchster Ordnung (Beispiel: Staat, Volkswirtschaft, Muskelsystem, Nervensystem).
3. Die Zwischenganzen oder Gebilde niederer Ordnung (Beispiel: Ministerium, Werkstätte; Herz; graue Hirnrinde). Die Zahl der Unterstufungen kann beliebig groß sein. Der Reichtum und die Vielfältigung aller Abstufungen liegt hier beschlossen.
4. Die Glieder oder Grundgebilde oder Grundglieder (Beispiel: die Staatsbürger; die Wirtschafter; die Muskelzellen, die Nervenzellen).

Weiteres über den Stufenbau siehe unten die §§ 24 ff.

Die Vollendung des Begriffes des Stufenbaues geschieht durch die Weise der Rückverbundenheit oder Selbstaufhebung des Gliedes in seinem Zentrum, darüber siehe unten § 27, S. 247 u. ö.

3. Die lebendigmachende oder Ausgliederungsmacht verleihende Ebenbildlichkeit hat die Weise der Ausgliederung im Gliede (Eigenleben der Teilganzen und Glieder).

a) Das Wesen des Eigenlebens. Willensfreiheit.

Es ist die Weise der Ganzheit, sich nicht nur im Sachgehalte des Teilganzen und in den Abstufungen innerhalb desselben darzustellen, sondern auch jedem Teilganzen, jedem Zwischenganzen und jedem Gliede die ausgliedernde Macht selber wieder zu verleihen. Mit der bloß ausgliedernden und tiefengliedernden Ebenbildlichkeit wäre das Ziel, ein Ganzes aus Gliedern hervorzubringen, welches durch und durch die Art des Ganzen hat und darum selbst aktiv, setzend, lebendig ist, noch immer nicht erreicht. Erst ein durch und durch lebendiges Ganzes erreicht dieses Ziel.

Darum liegt darin, daß Teilganze, Zwischenganze und Grundglieder alle wieder selber ausgliedernde Macht haben, die Vollendung und Krönung der Ebenbildlichkeit beschlossen. Daß Ganzheit sich selbst hingibt, sich selbst treu bleibt, sich selbst nicht verliert, heißt notwendig dieses: daß sie keine toten Glieder ausgliedert, sondern auch ihre eigene Lebendigkeit, ihre eigene Ausgliederungskraft in allen Gliedern wiederholt und beibehält. Jedes Teilganze hat Leben, hat Ausgliederungskraft nach der besonderen Weise seines Ganzheitsgehaltes; jedes Zwischenganze und jedes Glied hat die Ausgliederungskraft nach der Weise des Teilganzen. Das Ganze ist daher in der Sache, im Wege (der Form der Abstufung) und in der Ausgliederungskraft selbst gegliedert. Dadurch ist in den Gliedern jeder Stufe

(Teilganzes, Zwischenganzes, Grundglied) eigene Ausgliederungsfähigkeit vorhanden, welche wir Eigenleben, Eigenmacht oder vita propria des Gliedes nennen. Eine Ausgliederung, die den Gliedern nicht selber wieder Ausgliederungskraft verleihen würde, brächte kein Ganzes zustande, sondern zum Schluß nur einen Leichnam oder Leichenteile.

Daraus ergibt sich der Satz: die lebendigmachende Ebenbildlichkeit hat die Weise, dem Gliede jeder Stufe Ausgliederungskraft oder Eigenleben zu verleihen. Sie setzt die Ausgliederungsmacht des Ganzen auch im Gliede als Herrscher ein. In diesem Satze öffnet sich ein tiefer Blick in jenes lebendige Treiben der Welt, welches die ursächliche Auffassung nach der Weise der Laplaceschen Weltformel vergebens aus der Welt hinausrechnen will. — Hierfür einige Beispiele:

Im Organismus hat jedes Teilganze seine nur ihm wesentliche, spezifische Eigenlebendigkeit, z. B. das Nervensystem als „Regulation" verschiedenster andrer organischer Vorgänge, das Muskelsystem als „Kontraktion"; ferner jedes Organ (Zwischenganze) sein eigenes Leben, z. B. im gleichen Teilganzen „Verdauung", der Magen ein andres als der Darm; schließlich jede Zelle wieder innerhalb des Organs — so sehr, daß sogar die Verirrung der „Zellular-Physiologie" und „Zellular-Therapie" möglich war, die aus der Zusammenstellung der selbständig gedachten Zellen den Körper entstehen lassen wollte. — Nicht minder deutlich ist es bei den geistigen Ganzheiten, die Vorstellungen, die Gefühle, die Triebe führen in der menschlichen Seele ihr „Eigenleben"; — der General hat gegenüber dem Feldherrn, der Oberst gegenüber den Generalen, schließlich der Plänkler gegenüber dem Zugsführer seine Selbständigkeit; — der Geringste gegenüber dem König, der Parlamentarier gegenüber der Regierung; der Bürger gegenüber diesen allen seine (ihm zukommende) Selbständigkeit; der untere Richter gegenüber dem oberen; der Priester gegenüber dem Bischof, die Gläubigen gegenüber der Kirche; der Lehrer gegenüber den Schulbehörden, der Schüler gegenüber dem Lehrer. —

Die Kategorie des Eigenlebens läßt einsichtig verstehen, warum überall, wo Despotismus und Vielregiererei eingerissen, sei es in Monarchie oder Demokratie, in Schule oder

Haus, in Kirche oder Armee, das eigene Leben der Glieder getötet und daher auch das Ganze bald zum Leichnam wird.

Die Kategorie des Eigenlebens schließt in sich, daß die Ausgliederungskraft des Ganzen in keinem seiner Organe dieselbe, sondern stets eine gegliederte ist, d. h. jeweils eine *arteigene* (spezifische) ist. Man darf sagen, daß sich von hier aus auf die uralte Frage der Willensfreiheit und der Freiheit überhaupt (gegenüber Kausalität und jeder Art von eindeutiger Festgelegtheit) ein besonderer Blick eröffnet.

Es ist nicht unsre Absicht, an dieser Stelle die Frage der Willensfreiheit aufzuwerfen, doch muß mit wenigen Worten auf die besondere Fassung eingegangen werden, die sich für sie im Rahmen der Weise der Ebenbildlichkeit ergibt.

Im Begriffe des Gliedes und seines Eigenlebens liegt von Anbeginn eine gewisse Selbständigkeit, welche wir *zugewiesene oder delegierte Selbständigkeit* nennen können. Diese Selbständigkeit kann aber gerade als zugewiesene nur eine verhältnismäßige sein. Insofern das Glied *nur in seiner Weise* (arteigen) die Ganzheit darstellt, hat es auch *nur in seiner Weise* die Natur und damit die Ausgliederungsfähigkeit oder „Freiheit" des Ganzen. *Abhängigkeit und Freiheit sind in diesem Verhältnis keine Widersprüche mehr, sondern notwendige Ergänzungen, unentbehrliche Gegenseitigkeiten!* Es ist merkwürdig, daß das moderne naturwissenschaftlich-ursächliche Denken diese Gegenseitigkeit nicht versteht und darum Abhängigkeit und Freiheit als Widersprüche auffaßt! In Wahrheit kann jedes Glied nur *im Rahmen* seines Teilganzen und seiner Stufe und, d. h. eben: nur im Rahmen der Abhängigkeit, Freiheit, Selbständigkeit haben. Weil Freiheit eine zugewiesene ist, ist sie *nach Maßgabe der Gliedlichkeit* gesetzt. „Nach Maßgabe der Gliedlichkeit" heißt nun: sie ist 1. eine

arteigene (als zugewiesen im Teilganzen x in der Stufe y) und 2. ebendamit eine abhängige, weil nur im zugewiesenen Rahmen, nur aus der darin liegenden Abhängigkeit, Gesetztheit, Bestimmtheit heraus möglich. Hiermit erscheint der obige Satz vollständig begründet und verständlich: Freiheit und Abhängigkeit schließen sich nicht aus, sondern setzen sich gegenseitig. Wenn Freiheit nur zugewiesen, wenn sie gesetzt ist in der bestimmten Weise des gliedlichen Seins (oder in Abhängigkeit von diesem Gliedsein); und wenn Abhängigkeit d. h. Zuweisung, Gesetztheit, Delegierung nur im Rahmen der Ausgliederung möglich ist, dann müssen Freiheit und Abhängigkeit aufeinander hinweisen. „Freiheit" kann nicht in der Luft schweben und (gleichsam isoliert) „wollen, was sie will", wie unsere Individualisten meinen; sie kann nur eine Freiheit des Gliedes sein — eine gliedliche oder abhängige Freiheit. Und umgekehrt! Im lebendigen Ganzen gilt: Das Abhängigmachen setzt Freiheit — denn es setzt nichts Totes, sondern kann nur Lebendiges, in seinem Kreise Selbständiges und Eigenkräftiges setzen! Gerade das, was in einem andern enthalten ist, hat daher auch ein Eigenleben, sobald es nur als gliedlich in einem Ganzen enthalten ist, nicht als Stück in einem Unganzen, als Stück in einem Haufen.

„Eigenleben", „Freiheit" kann daher stets nur heißen: in der Art der Ganzheit; „Abhängigkeit" (Determination) kann nur heißen: in der Art der Ganzheit. Abhängigkeit heißt: Es liegt in der Natur des Gliedes, nur ein mitgegebenes Wesen zu haben; „Freiheit" heißt: es liegt in der Natur des Gliedes, Selbständigkeit zugewiesen zu haben, die Ausgliederungskraft des Ganzen in seiner Weise zu wiederholen! Abhängigkeit und Freiheit, das ist nicht genug zu betonen, sind ohne einander undenkbar, sie gehören logisch und ontologisch unbedingt zusammen. Es gibt keine Freiheit „von sich aus", es gibt kein ganzheitliches, gliedhaftes Abhängigmachen (Determinieren),

das keine Selbständigkeit setzte! Jede Freiheit ist nur eine gliedliche und jedes Bestimmen dafür ein ganzheitliches (Ausgliederungskraft zuweisendes).

Weil nun die Freiheit eine zugewiesene und arteigene ist, so versteht es sich von selbst, daß der Löwe wohl brüllen kann oder nicht; aber daß er keinesfalls althochdeutsch sprechen oder die Edda lesen kann. Darum kann auch ein gesunder Mensch auf den Markt gehen oder zu Hause bleiben, ein Lahmer aber nicht. Darum (weil die bestimmte Natur nur *arteigenes* Eigenleben kennt) kann ein Dummkopf auch nicht durch einen einfachen Akt der Willensfreiheit klug, der Gewohnheitsverbrecher nicht durch einen einfachen Akt heilig werden — wozu selbst beim Guten erst der lange Weg der Reinigung, die via purgativa, nötig ist, wie jede Heiligengeschichte genau zeigt; der Löwe kann brüllen oder nicht, der Mörder morden oder nicht, aber jener nicht althochdeutsch sprechen, dieser nicht durch einen einfachen, *seine Art verlassenden* Akt heilig werden. *Die bestimmte Gliedlichkeit, in der Wesen, Abhängigkeit, Determination liegt, ist es, welche erst eine ganz bestimmte, arteigene, im Rahmen des eigenen Gliedseins verharrende Eigenmacht oder Freiheit (vita propria) verleiht.* Darum muß auch der Blitz zünden und der Stein in die Tiefe stürzen, denn seine Wesensbestimmtheit verlangt dies, und diese Wesensbestimmtheit sehen wir, während wir seine Gliedlichkeit und darum auch seine Freiheit nicht erkennen.

Endlich muß man aus dem Begriffe der gliedlichen Freiheit verstehen, wie die Richtung dieser Freiheit und ihres Willens durch die gliedliche Natur bestimmt ist. Man muß, um bei unserm ersten Beispiele zu bleiben, verstehen, daß der Löwe ja nichts andres will als brüllen, der Stein nichts andres, als seinem Zentrum zustürzen. *Das vom Gliede selbst Produzierte*

(Ausgegliederte) ist es auch allein, was das Glied bestimmt. Das Ergebnis meiner Setzung (Produktivität) ist weiterhin mitbestimmend für mein Setzen (Produzieren).

b) Die Vollkommenheitsformen des Eigenlebens.

Hier eröffnet sich der Blick auf die arteigene Vollkommenheit der Kategorie des Eigenlebens. Gleichwie in Wegen und Stegen die Möglichkeit liegt, auf ihnen zu gehen, aber auch die Möglichkeit des Mißbrauchs, nämlich sich darauf zu verirren oder abzustürzen, so liegt in der Selbständigkeit des Gliedes sowohl, daß es seine Selbständigkeit nach reinem Wesen und der Wahrheit seiner Gliedlichkeit anwendet, wie auch, daß es sie mißbraucht, darüber hinausschreitet und dadurch die Erscheinung des Unvollkommenen als Krankheit und Böses in die Welt setzt. Mit anderen Worten: die kategoriale Unvollkommenheit des Eigenlebens liegt in ihrer Mißbräuchlichkeit oder Corruptibilität. Gerade weil das Glied nicht Gezwungenheit, nicht mechanischtote Eindeutigkeit zum Wesen hat, sondern freie, lebendige Eindeutigkeit, gerade darum ist die Möglichkeit des Mißbrauchens in der Welt. Die Welt ohne die Möglichkeit des Mißbrauches in jedem ihrer Glieder wäre ein Leichnam.

Da die Weisen der Vollkommenheit des Eigenlebens später nicht mehr besprochen werden, möge dies hier geschehen und eine Abschweifung von der geradlinigen Darstellung der Kategorienreihe entschuldigt werden.

Das Vollendete des Eigenlebens besteht darin, daß es seine Selbständigkeit nur zur Darstellung des Ganzen verwertet und absolut nichts andres als solche reine Gliedlichkeit betätigt. Es kann und darf das Eigene nur im Ganzen suchen. Wenn es von diesem Wege auch nur um eine haarscharfe Linie abweicht, schlägt es bereits die Richtung in das Unvollkommene ein, und dieses ist — das Nichts. Denn das ist in der Kategorienlehre von der Unvollkommenheit das Erste, dessen man mit

voller Gewißheit und Sicherheit inne werden soll: daß Unvollkommenheit der Weg zum Tode, der Prozeß des Sterbens ist. Ein vermeintliches „individuelles Eigenes" für das Glied, für die Person zu suchen, das kann nur dem einfallen, der in das Wesen der Ganzheit und des Seins keine lebendige Einsicht hat. — Im Besondern ist auch festzustellen, daß das Unvollkommene und Böse keine „Beraubung" (στέρεσις) ist, wie die Antike es bestimmte, sondern ein im Vergehen Begriffenes, weil ungliedhaft Gewordenes.

Unvollkommen ist sowohl ein Mehr wie ein Weniger von Gliedsein im Rahmen des Ganzen. Unvollkommen ist das Mehr im Leben des Gliedes, es bedeutet gegenüber dem Ganzen Wucherung, Scheinblüte, Hypertrophie, sich zu Größerem Aufwerfen, als dem Gliedhaften seines Wesens entspricht; Empörung und Aufstand, wie das Genie der deutschen Sprache so treffend für „Rebellion" sagt. Im Organismus z. B. kann das Herz sich nicht übermäßig ausgliedern. Unter solchem Wuchern leiden sofort die andern Organe, der ganze Körper wird „krank"; und so ist das Mehr des einen Gliedes nur ein augenblickliches Scheinwuchern, weil es die Grundlage seines eigenen Lebens, die Ganzheit, angreift und bald mit dem übrigen Organismus auch sich selbst auf den Weg des Sterbens begibt. Die Bürger, die ihre Stellung überschreiten, sind ebensolche Wucherer und Empörer; desgleichen der König oder der Beamte, der seine Gewalt überschreitet und mißbraucht. Sie alle greifen ihre eigene Lebensgrundlage, das Ganze des Staates an, auf dem sie beruhen. — Genau so ist es in jeder Ganzheit, sei es, daß der Handel oder die Börse oder der „Monopolist" in der Volkswirtschaft sich mehr breit macht und ausgliedert, als ihm wesensgemäß zukommt; sei es, daß im Recht oder in der Rechtspflege der Formalismus im allgemeinen oder bestimmte Rechtsgedanken im besonderen, z. B. die Rechtsidee des freien

Vertrages oder die Rechtsidee der Obrigkeit, überwuchern; sei es, daß in der Armee die Willkür der Vorgesetzten, sei es, daß in der Kirche die Stellung des Unteren oder des Oberen, die Stellung des Subjektiven oder des Dogmas überwuchern. Das Überwuchernde ist immer nur Schein-Wirkliches, Schein-Autarkes, denn es erschüttert die Grundfesten, auf denen es selber ruht. Jede solche Rebellion ist darum Sterbengehen, sowohl im Einzelnen wie im Ganzen. Wenn die Menschen ihre eigenen Taten betrachten, wie können sie sich dann wundern, daß die Geschichte von Leiden und Gräueln erfüllt ist? In der Geschichte erfüllt sich nur das Urgesetz des Seins, daß alles, was aus seinen Schranken tritt, aufhört zu sein. Sowie aber die Ungliedhaftigkeit zumeist keine absolute, sondern fast immer nur eine gradhafte und langsam werdende ist, ist auch die Vernichtung keine absolute und plötzliche, sondern eine stufenweise, ein Vorgang, der Zeit braucht. *Dies ist der Schlüssel dafür, daß Böses als Macht wirkt und doch nicht ist.* Es ist im Sterben, aber sterbend ist es noch. Darum ist zum einen Teil wohl das Böse in der Weltgeschichte wirksam, aber die Welt reinigt sich immer wieder von selbst.

Unvollkommen ist nach dem Überwuchern das Zurückbleiben der Ausgliederungskraft, die Schwäche, Lebensunfähigkeit, Atrophie. Die Erörterungen der Unvollkommenheitsform des Zurückbleibens erübrigt sich nach den bisherigen Ausführungen.

Dagegen ist noch die folgende Feststellung wichtig. Sowohl im Falle des Weniger wie des Mehr gilt das Gesetz: daß das übergeordnete Organ für das wuchernde oder zurückbleibende einzutreten hat — ein Grundgesetz alles physischen Organlebens, aber auch jedes geistigen und ganzheitlichen Lebens überhaupt, darum insbesondere auch des Organisationswesens. Wir werden uns aber damit erst später eingehend zu beschäftigen haben (vgl. unter § 16, 3, Stellvertretung, S. 165).

Zuletzt ist noch die Frage der Heilung des Überwuchernden in Betracht zu ziehen.

Kann man das Überwuchernde in seine Schranken zwingen?, kann auch das Glied selber sein Zuviel an Ausgliederung dadurch gutmachen, daß es dieses Zuviel zurücknimmt? Wir sind heute nach unserer ganzen Bildungsrichtung geneigt, diese Frage zu bejahen; doch die genaue Prüfung kommt zu einem andern Ergebnisse. Grundsätzlich ist eine solche Zurückzwingung und Zurücknahme unmöglich; nur in der Neuausgliederung kann der frühere Fehler vermieden werden, aber was geschah, wird nimmer ungeschehen. Dieses Ergebnis klingt infolge der uns eingeimpften individualistischen Lebens- und Weltanschauung ungewöhnlich, denn man meint wohl, was autark, was selbstisch entstanden ist, läßt sich auch autark, im eigenen Umkreis, zurückbilden! So kommt eine Vorstellung von Milde zustande, die sich aber nicht als echt erweist. Denn man übersieht dabei, daß das Wesen jedem Ding mitgegeben ist, und ihm daher nur die im Rahmen dieses Wesens gegebene Selbständigkeit zugewiesen wurde. Ist diese Selbständigkeit mißbraucht und überschritten, dann ist am Wesen gerüttelt worden — und darum läßt sich auch von dem obigen Satze nichts abhandeln und das einmal Zerstörte nicht unzerstört machen. Soll dies an einem scharfen Beispiel erläutert werden, so wäre zu sagen: Was einmal überwuchert ist, gleicht der Eiterbeule, die nur aufgeschnitten, ausgeschieden (auch resorbiert), vernichtet werden, aber nicht „zurückgenommen" werden kann, wie wohl schlechte Schachspieler ihre Züge zurücknehmen. Was einmal schlecht geworden ist, ist endgültig verloren, es hat sich auf den Weg des Nichtseins begeben. Was aus dem Ganzen herausgetreten und verbildet ist, woher sollte dieses die Kraft zur Rückkehr, zur inneren Umbildung nehmen? Es ist ja eben darum aus dem Ganzen getreten, weil seine Eigenkraft stärker

war als das ihm übergeordnete Ganze, weil das Ganze, indem es ihm, dem Gliede, nach der Weise der lebendigmachenden Ebenbildlichkeit Kraft und Freiheit schenkte, ihm gegenüber seine Oberhoheit und Führung einbüßte und gewissermaßen unterlag.

Daher sind Reue und Verzeihung recht gefährliche Begriffe. „Reue" ist eine subjektive Vorbedingung für einen neuen Anfang, aber der neue Anfang ist etwas ganz Eigenes. „Reue" an sich leistet nichts, macht nichts gut; was nötig ist, ist ein neuer Anfang — weshalb das Sprichwort: „Nichts bereuen ist aller Weisheit Anfang", indem es den Anfang, die Neuausgliederung über das, was unabänderlich geschehen ist, stellt, ins Herz der Frage trifft. — „Verzeihung" sodann kann es im objektiven Sinne gleichfalls nicht geben. Ebensowenig wie man machen kann, daß die Sonne zu Mittag untergehe, ebensowenig kann man „verzeihen", was geschah; denn kann das Geschehen je ungeschehen werden, darf die sittliche Rechnung weniger richtig sein als die Zahlenrechnung? „Verzeihen" kann man darum nur im Hinblick auf die vorhandene Erneuerung, auf die objektive Rückumwandlung, die vorhandene (oder erwartete) Neuausgliederung. Eben dies ist aber keine Verzeihung dessen, was geschah, sondern eine Anrechnung und Würdigung dessen, was geschieht. „Subjektiv" ist Verzeihung berechtigt lediglich als Anerkennung der wirklich vollzogenen Umwandlung, des Neubeginns; objektiv gibt es kein Verzeihen, weil es kein Rückgängigmachen dessen gibt, was war. Nur im Neubeginnen liegt das Heil! Klar liegt es ja am Tage, daß das Ganze seine regenerative Kraft nicht auf schon verlorene Teile wenden kann! Wie der Arzt Eiterbeulen ausschneidet als das Nicht-Organische (das organisch Nicht-Seiende!), so muß es auch die Sittenlehre fordern. Das Herausgetretene hat seinen Zusammenhang mit dem Ganzen verloren, sich selbst vereinzelt und ist darum nicht mehr. Dieses Unabänderliche und Gerechte muß die Sitten-

lehre erkennen und ihm Rechnung tragen. Das tut denn auch jeder Einzelne, der sich im Neuen bessert. Und so erweist es auch die Geschichte aller Zeiten. Sie lehrt uns überall, daß neue Zeitalter, die Schlechtes zu überwinden hatten, dieses Schlechte selbst niemals bessern konnten, sondern sich mit ihren neuen Ideen an bisher unverdorbene, unberührt gebliebene Teile des Volkes wenden mußten, aus denen erst das neue Leben erwuchs. — Auch des Aristoteles Begriff der Reinigung, *κάθαρσις*, in welcher er eine der Grundwirkungen oder Zwecke der Tragödie und ernsthaften Poesie erblickt, darf hier angezogen werden. Die Tragödie bewirkt, so sagt er, „durch Mitleid und Furcht die Reinigung von diesen Affekten"[1]). Das Wesen der aristotelischen „Reinigung" wird von Zeller dahin bestimmt „... daß die Reinigung in der Befreiung des Gemüts von einer dasselbe beherrschenden leidenschaftlichen Erregung oder einem auf ihm lastenden Druck besteht; und dementsprechend werden wir unter derselben ... nicht eine Läuterung in der Seele verbleibender, sondern eine Entfernung ungesunder Affekte zu verstehen haben[2])."

Dem entspricht es auch, daß der Begriff des Richters überall notwendig nicht als nachsichtig und milde, sondern als gerecht gefaßt werden muß. Gerechtigkeit hat aber wesentlich die rechte Verhältnismäßigkeit der Glieder in ihrer Stellung zueinander an sich. Erst dadurch ja ist wahre Milde möglich, grausame Strenge und jede Strafe als Vergeltung oder Rache ausgeschlossen. Strafe ist jetzt auf den Ausscheidungsvorgang (das Aufschneiden der Eiterbeule), auf die Aufhebung des wuchernden Schein- und Unbestandes beschränkt. Die Sünde

---

[1]) Poët. E. 6. 1449 b, 24: „*δι' ἐλέου καὶ φόβου περαίνουσα τὴν τῶν τοιούτων παθημάτων κάθαρσιν.*"

[2]) Zeller, D. Philosophie der Griechen, 2. Teil, 2. Abt. Leipzig 1921[4], S. 777; vgl. auch S. 783. — Obige Stelle von mir gesperrt.

selbst ist die Strafe wie Meister Eckehart sagt. Auch Hegel faßt die Strafe richtig als Aufhebung des Unrechtes. Und dasselbe enthält die Idee der Götterdämmerung, welche die alte, schlechte Welt samt ihren Göttern gleichsam einschmilzt; und endlich sagt uns dasselbe auch die Idee des jüngsten Gerichtes, die jeder, der es vermag, in Mozarts Requiem als das Zurechtrücken der Welt durch den höchsten Richter dargestellt findet.

Selbst die Gnade darf nicht so verstanden werden, als ob sie Verdorbenes änderte, als ob sie das, was geschehen, rückgängig machte, als ob sie das, was, aus dem Ganzen herausgetreten, in das Nichts hinabgestürzt ist, wieder in das Sein zurückrufe. Selbst sie kann nur den Neubeginn, die Neuausgliederung geben, wie sich denn auch in den tiefsten theologischen Spekulationen darüber unverkennbar zeigt.

Dieses weiß, wer die Ganzheit versteht.

Wird aber in neuer Tätigkeit die Einstimmung des Eigenlebens mit dem Ganzen erreicht, dann kehrt der Friede ein, die innere Ruhe und darüber hinaus noch Höheres. Am schönsten hat den Weg und das Ziel der Vollkommenheit alles Geschaffenen in der Einstimmung des eigenen Lebens mit dem Höheren die hl. Gertrud von Helfta, genannt die Große, geschildert, mit deren Worten wir diese kurze Erörterung beschließen wollen[1]). „Wenn ich," so kommt ihr beim Anblick des lieblich grünenden Klosterhofes, den ein helles Bächlein durchfließt, in den Sinn, „wenn ich den Fluß Deiner Gnaden mit beständiger Dankbarkeit in Dich, seinen Urquell, zurückergösse; wenn ich, durch gute Werke grünend und blühend, in Weise der Bäume wüchse; wenn ich in freiem Fluge gleich der Taube dem Himmlischen zustrebte, und hiedurch, mit den Sinnen des Körpers vom Lärm der Außenwelt hinweggezogen, die ganze Seele mit Dir

---

[1]) Der hl. Gertrud der Großen Gesandter der göttlichen Liebe, deutsch v. Weißbrodt, 6. Aufl., Freiburg i. B. 1919, S. 77 f.

allein beschäftigte: Dann würde mein Herz Dir eine liebliche Wohnstätte darbieten."

Über die Vollkommenheitsweisen der Entsprechung siehe unten § 18, S. 184; über die Einengung des Eigenlebens im Rahmen der zeitlichen Entfaltung des Ganzen siehe unten § 19 c und § 20 („Schicksal").

4. Rückschau auf die Ebenbildlichkeit und Folgerungen daraus. Die Ebenbildlichkeit als inhaltgebende Urweise des Weltenbaues.

In § 12 hatten wir den Begriff der Ebenbildlichkeit in seiner allgemeinen Form, in § 13, 1—3 in seinen Besonderungen kennengelernt, so daß der Satz: „Ganzheit gliedert sich überall nur nach der Weise der Ganzheit aus," nun nach allen Seiten hin geklärt und verständlich gemacht ist. Wir sind nun gerüstet, die Ebenbildlichkeit, als die erste, überall grundlegende Ausgliederungsweise, auf ihre weiteren allgemeinen Eigenschaften und Bedeutungen hin zu betrachten. Die erste Frage, die sich aufdrängt, ist die folgende:

a) Warum das Ebenbild hinter dem Urbilde notwendig zurückbleiben muß?

Unsere früheren Untersuchungen ergaben bereits, daß und warum das Glied kein Klein-Bild oder Doppelgänger des Ganzen, sondern eine Klein-Welt, ein *μικρὸς κόσμος* ist. Schon hieraus folgt: daß jedes Ganze hinter seinem Urbild, jedes Glied hinter seinem Ganzen zurückbleiben muß, da es ja nicht allen Reichtum, alle Fülle der Ganzheit besitzt, sondern die Ganzheit nur in beschränkter Weise, in der Weise bestimmter Mannigfaltigkeit, darstellt. Durch diese Beschränkung, dieses Nicht-Doppelgängertum, ist es möglich, daß nicht nur der Mensch ein Ebenbild der Welt und Gottes ist, sondern alle Dinge — alle Dinge sind es, aber nicht in gleich zentralem Maße. Der Mensch ist es unendlich mehr als der

Kieselstein. Darum ist es gerade die Ebenbildlichkeit und nur sie, die Höheres wie Niederes erst verständlich macht.

Weiterhin folgt auch aus dem Satze: „Die lautere Ganzheit hat kein Dasein", daß die Selbstdarstellung des Ganzen in Gliedern grundsätzlich nur eine übersetzte Wirklichkeit bedeutet, gleichwie eine Melodie in Worte übersetzt, wie das Wort in Schriftzüge übertragen oder der Gedanke in Lauten ausgedrückt wird. Wir sehen es hier wieder (wie früher in anderm Zusammenhange), daß der Schöpfer im Akte bei sich selbst bleibt und wie er sich darum im Geschöpfe nicht erschöpft. Wie das gewirkte Werk den Wirkenden nicht erschöpft, der Wirkende sich in ihm nicht ausgibt, weshalb das Gewirkte hinter dem Schöpfer zurückbleibt; so erreicht, erschöpft auch das Wort niemals die Töne, so der Buchstabe niemals das Wort (das ein lebendiges, tönendes, akzentuiertes, durchzittertes ist), so das Wort niemals den Gedanken (der stets durch mehrere Worte ausgedrückt werden kann).

Dies alles überdacht, ergibt sich auch, daß nicht nur das einzelne Glied unvollkommener ist als die Ganzheit; sondern daß auch die Gesamtheit der Glieder die eigene Ganzheit niemals vollkommen erschöpft und hinter der Ganzheit noch immer zurückbleibt. Das führt abermals auf den Satz „das Ganze geht in den Teilen nicht unter", den wir oben (S. 77 ff.) kennen lernten, der aber noch unten (siehe §§ 21 ff.) genauer behandelt wird.

b) Ebenbildlichkeit als Gegenkategorie der „Qualität".

Wie die Ausgliederung Gegenkategorie gegen „Menge", so ist die Ebenbildlichkeit Gegenkategorie gegen „Qualität". Während „Qualität" eine Kategorie ist, welche qualitative Bestimmungen an das Sein gleichsam anhängt, auf das Sein gleichsam hinterdrein aufklebt, die jedenfalls am Sein willkürlich gewechselt werden können, da kein Leitfaden, kein Fingerzeig dafür vorhanden ist, welche bestimmte Qualität am jeweiligen Sein zu bestehen hat; so steht für unsere Kategorien-

lehre die Sachlage vollständig anders. Es gibt keine sinnlose, ungeleitete, zusammengeschneite, gleichsam ans Sein geratene Qualität, sondern nur ebenbildliche Qualität. Es gibt also nicht „Qualität überhaupt", sondern nur sinnvolle Bestimmtheit des Seins, nämlich Ebenbildlichkeit. Es gibt auch nicht in einem andern Sinne „Qualität überhaupt", daß nämlich neben Rot und Blau, dieses einmal vorhanden, beliebige weitere Qualitäten, z. B. Tiefe und Breite, Ton, Elektrizität und Bewegung usw. usw. sein könne; sondern es gibt auch das Zusammengehören, die Entsprechung der „Qualitäten" nur nach Maßgabe von Ebenbildlichkeit und deren Weisen, anders ausgedrückt, als gliedliche Bestimmtheit. Damit ist sowohl das Willkürlich-Zufällige der „Qualität" wie (auch in diesem Zusammenhange wieder) die Leere des Seins aus der Kategorienlehre verwiesen.

In der heutigen, empiristisch beschiedenen Kategorienlehre gilt auch der Satz: Quantität ist vor Qualität, Quantität schlägt in Qualität um, ein Satz, dem besonders das sog. exakte naturwissenschaftlich-ursächliche Verfahren folgt und den der Marxismus auch in der Gesellschaftswissenschaft offen zu vertreten sich erkühnte. Aber auch in der individualistischen Volkswirtschaftslehre (Preis als Bedingung der Verteilung und Produktion!) und Gesellschaftslehre (Gesellschaft = psychologische Wechselwirkung, die mit wechselnder Anzahl der Wirkenden verschieden qualitative Ergebnisse erzielt), finden wir ihn an der Herrschaft.

Nach unseren Voraussetzungen muß umgekehrt der Satz gelten: Qualität ist vor Quantität. Dies kann nicht anders sein, weil alle Qualität nur gliedliche Qualität ist, nur ebenbildlich aus dem Ganzen gesetzt ist und weil darum das, was ist, auch seiner Menge nach sich von Ebenbildlichkeit und Gliederung her bestimmen muß.

Nicht die Quantität ist zuerst und bildet dann Qualität, nicht die Teile sind zuerst und bilden dann das Ganze, sondern das Ganze, Qualitätgebende ist zuerst und bildet dann, ebenbildlich, die Glieder und bestimmt damit auch das, was von gewissen Standpunkten aus als Quantität erscheint.

Daß in Gesellschaftslehre, Seelenlehre und den andern Geisteswissenschaften die Priorität des Qualitativen vor dem Quantitativen gilt, dafür bedarf es nach allem Vorangegangenen keiner Beispiele mehr. Daß sie auch in der Biologie gilt, lehren die Versuche, wonach z. B. bei Verkleinerung des Keimbezirks für die Pfanne des Hüftknochens eine verkleinerte aber völlig ausgebildete Pfanne entsteht, also die Qualität trotz Änderung der Quantität unverändert bleibt. — Daß sie selbst in der Physik und Chemie gelten muß, darf trotz des Quantitätsrausches der Atomistiker nicht bezweifelt werden. Die „Mitteilung der Bewegung durch Stoß" ist eine qualitative Erscheinung im Gravitationssystem. Jede physikalische Grunderscheinung ist primär als Qualität des betreffenden „Systems", „Feldes" oder sonstigen Ganzen aufzufassen. Auch die sog. Atomgewichte der Chemiker können nur als Nebeneigenschaften primärer Qualitäten gefaßt werden, nicht umgekehrt.

Aus den bisherigen Darlegungen über das Wesen der Ebenbildlichkeit ergibt sich eine Reihe von Folgerungen, die wir nun in aller Kürze ziehen.

c) Ebenbildlichkeit erlaubt weder Homogenität noch Heterogenität, sondern bedingt Einzigartigkeit in Form organischer Ungleichheit der Glieder.

Wenn die Ebenbildlichkeit der Ausgliederung die Mannigfaltigkeit der Selbstdarstellung des Ganzen im Gliede notwendig in sich schließt, so ergibt sich daraus, daß ein Ganzes nie aus vollständig gleichartigen, aus homogenen Teilen bestehen kann. Ein Haufen kann aus lauter gleichen Steinen bestehen; ein Ganzes kann aus Gleichmäßigem grundsätzlich nicht bestehen. Das Homogene ist nicht ganzheitlich, nicht organisch (sondern

nur gehäuft); das Ganzheitliche oder Organische ist niemals homogen (sondern gegliedert).

Hieraus folgt die Grundtatsache der unwiederholbaren Einzigartigkeit alles Seienden. Kein Glied kann dem anderen gleichen, weil jedes Glied in seiner Weise, durchaus unwiederholbar, einmalig das Ganze wiederspiegelt. Zweimal dasselbe würde der Ebenbildlichkeit widersprechen, die nicht auf Doppelgängertum, sondern auf Selbstdarstellung durch Mannigfaltigkeit beruht.

Die Weise der Ebenbildlichkeit ist es, welche absolute Unwiederholbarkeit und Einzigartigkeit der Glieder bedingt. Die Unwiederholbarkeit oder Einzigartigkeit nennen wir Individualität der Glieder und Ganzheiten (die ja, nach oben gesehen, stets wieder nur Glieder sind), verstehen aber darunter nicht die Persönlichkeit (darüber s. unten § 30).

In dieser einsichtigen Ableitung der Unwiederholbarkeit und Einzigartigkeit alles Seienden feiert die Ganzheitslehre ihren schönsten Sieg über Atomismus und Individualismus. Vom atomistischen Standpunkte aus ist nicht einzusehen, warum nicht die Atomwirbel auch zwei gleiche (ja viele gleiche!) Eichenblätter, zwei gleiche Menschen usw. ergeben sollten; vom individualistischen Standpunkte der Gesellschaftslehre aus ist, abgesehen davon, daß er sich zuletzt vom atomistischen ableitet, gleichfalls kein Grund, die Möglichkeit abzulehnen, daß zwei gleiche Individuen auftauchen. Nur die Ganzheitslehre kann einsehen, kann beweisen, daß keine zwei absolut gleichen Eichenblätter gefunden werden können und wenn die ganze Erde voller Eichenwälder wäre; daß keine zwei absolut gleichen Menschen gefunden werden können und wenn die ganze Erde voller Zwillingsbrüder wäre: denn niemals können die sich ausgliedernden Ganzheiten auf Doppelgängertum beruhen.

Aus der unwiederholbaren Individualität alles Bestehenden folgt ferner die absolute Geschichtlichkeit alles Daseins; und

zwar derart, daß sie auch vor der physikalisch-mechanischen Welt nicht Halt macht, in der niemals die gleiche Sonne aufgeht, niemals der gleiche Stein zur Erde fällt. Aber der Begriff dieser Geschichtlichkeit und Einmaligkeit ist, weil aus Ganzheit und nicht aus „Reihenfolge" folgend, von solcher Art, daß zugleich das Systematische (Innerliche, Theoretische, Nomothetische) wie auch das Unwiederholbare (i. e. S. „Geschichtliche") für ihn wesensbestimmend ist. Das Systematische folgt aus der Zugehörigkeit alles Seins zu einem Ganzen, wodurch es einen Grundstock von Dasselbigkeit und Wesensgleichheit in sich hat; zu einem Ganzen, das sich als Gattung als Allgemeines gegenüber dem individuell gearteten Gliede zeigt; die Unwiederholbarkeit aus der einzigartigen Stelle jedes Gliedes im Ganzen. Jedoch wird diese Frage erst später, wenn auch die zeitliche Ausgliederung der Ganzheiten ins Auge gefaßt wird, erschöpfend zu behandeln sein (vgl. unten § 19, Umgliederung S. 186 ff.)

Die Tatsachen der Nichthomogenität sowie der unwiederholbaren Individualität der Teile eines Ganzen ergeben aber andererseits doch keine Heterogenität der Teile, ergeben keine Welt, die aus schlechthin Verschiedenem aufgebaut wäre. Im Begriffe der Ganzheit liegt sowohl der Ausschluß des Homogenen (der Gleichheit) wie auch anderseits die ganz bestimmte und enge „Variationsbreite" beschlossen, in ihm liegt, daß die Mannigfaltigkeit der Ausgliederung nur innerhalb jener Gattungsbestimmtheit (Allgemeinheit) sich bewegt, die mit der Bestimmtheit des jeweiligen Ganzen vorgezeichnet ist. Dies ergibt die Erscheinung der organischen Ungleichheit, d. i. die sinnvolle, korrelative Ungleichheit oder Entsprechung, welche die atomistische und individualistische Seinslehre gleichfalls niemals erklären kann.

Wir können als Ergebnis folgende Sätze formulieren:

Das Gleichteilige (Homogene) ist nicht ganzheitlich (nicht organisch); das Ganzheitliche (Organische) ist nicht gleichteilig (homogen) — da es zuletzt in der Welt nur Ganzheitliches geben kann, so folgt weiter:

Das absolut Homogene ist nicht wirklich (kann unmöglich sein); ferner:

Das Ganzheitliche ist nicht fremdteilig (heterogen), sondern besteht nur aus artgemäßen Teilen, denn das Ganzheitliche kann nicht in Fremdem seinen Bestand haben; ebenso gilt umgekehrt: Das Fremdteilige (Heterogene) ist nicht ganzheitlich, nicht organisch. Das Ganzheitliche ist einmalig (individuell und geschichtlich);

die Verschiedenheit des Einmaligen ist nicht planlos (besteht nicht schlechthin), sondern beruht auf organischer Ungleichheit.

Vgl. dazu noch unten S. 185 (Neun Sätze über die Ebenbildlichkeit).

d) Ebenbildlichkeit als das plastische Prinzip der Welt. Logische Unableitbarkeit der Qualitäten der Welt aus formalen Seinsweisen.

Alles erwogen, was vorher über die allgemeine Natur der Ebenbildlichkeit und dann über ihre besonderen Wege gesagt wurde, erweist sich „Ebenbildlichkeit" als ein Grundgesetz des gesamten Weltenbaues, als das plastische Prinzip, von dem aus wir das Sachliche, das Inhaltliche der Welt verstehen und als — unableitbar erkennen müssen. Welchen Inhalt die Welt hat, hängt nicht von den Seinsweisen (Kategorien) ab, die doch in ihrer Art jeweils nur formal sein können, sondern davon, welche Ganzheiten sich in der Welt ausgliedern, von dem Urbild, dessen Ebenbild die Welt ist.

An dem trügerischen Ziele, den Gegenstand aus Kategorien aufbauen zu wollen, d. h. den Inhalt der Welt aus ihnen abzuleiten, scheitert sowohl die Lehre Kantens wie jene Fichtes und Hegels; dagegen nicht die Lehre Platons und des Aristoteles, welche in den Ideen das inhaltlich Urgegebene besitzt.

Bei Kant ist die Schwäche, nicht nur einen Gegenstand überhaupt, sondern im besonderen auch den inhaltlich erfüllten Gegenstand, das So-

Sein des Gegenstandes, begreiflich zu machen, offenbar (s. o. S. 26). Die Stammbegriffe des Denkens können in Wahrheit die inhaltliche Erfüllung des Gegenstandes nicht begreifen. Darum ist ihm insbesondere seine Kategorie der Substanz nur eine „Hypostasierung", d. h. eine Denkweise, die den Eigenschaften einen „Träger" gibt, ohne diesen Träger eigentlich bestimmen zu können. Für die ganzheitliche Auffassung dagegen ist die Ganzheit selbst Substanz, in ihr ist der Gegenstand als eigener (substantieller) gegeben und zwar nach Maßgabe der Selbständigkeit in der Ausgliederung. Da, was ist, einem höheren Ganzen gegenüber nur Glied ist, gibt es in der Dingwelt allerdings keine absolute Substanz; dagegen eine in ihrer Selbständigkeit delegierte Substanz.

Dennoch muß bemerkt werden, daß bei Kant durch den dunklen Begriff der „transzendentralen Affinität" und durch die Kategorie der „Qualität" eine gewisse formale Möglichkeit inhaltlicher Bestimmung des Gegenstandes besteht. Aber gerade „Qualität" ist als Stammbegriff des Denkens ein Unbegriff. Denn eine formale Weise kann nie zur inhaltlichen, erfüllten, sachlichen Weise werden! Nur wenn im „Affizieren" des „Dinges an sich" ein Qualitatives mitgesetzt würde, nur dann wäre Qualität als ein den Gegenstand aufbauender Stammbegriff des Verstandes möglich. Dann wäre sie aber wieder keine Stammweise des reinen Denkens mehr, sondern bereits eine solche „an sich", eine solche des Seins.

Ohne Vorbehalt gilt unser Einwand gegen Fichte, der in den formalen Schritten des Selbstsetzungsganges des Ich (nach dem Satze „Das Ich setzt sich selbst"), bestehend aus: A = A (Setzung) A: — A (Negation oder Gegensatz = Gegenstand) und ∓ A (Relation oder Wechselbestimmung von Ich und Nicht-Ich) die Welt aufbauen wollte, wobei A das setzende Ich, — A das gesetzte Nicht-Ich; ∓ A die „Beziehung" beider — die in der Gegensetzung erst verwirklicht erscheint — nach dem Satze: „das Ich setzt mit dem Nicht-Ich das Ich" — bedeutet.

Grundsätzlich derselbe Einwand ergibt sich gegen Hegel, der in demselben dialektischen Schema wie Fichte Thesis, Antithesis, Synthesis (jedoch nicht als Selbstsetzung des Ich, sondern als ontologischen Weltprozeß gedacht), den Gang und Aufbau der Welt, die Natur-, Geistes- und Geschichtsphilosophie ableiten wollte.

In jeder Form zeigt sich der kühne Versuch, aus den Urweisen, die grundsätzlich nur formal sein können, das Inhaltliche, Gegebene abzuleiten als undurchführbar. Die Urweise der Ebenbildlichkeit fordert dagegen, daß jedes Ebenbildliche durch ein

Ausgliederndes, durch ein höheres Ganzes bestimmt werde. *Inhalt stammt von Inhalt*, so können wir diese Einsicht formulieren; das heißt, die inhaltliche Bestimmtheit des jeweils höheren ausgliedernden Ganzen ist maßgebend für die inhaltliche Bestimmtheit des niederen; und damit stammt jeder Inhalt zuletzt von einem höchsten Ganzen, von Gott.

In der Ebenbildlichkeit ist das Gediegene der Welt, die Ableitung des Mannigfaltigen in ihr und somit die unerschütterliche Festigkeit des Weltenbaues beschlossen und verbürgt. Wer die Gliederung der Welt in Ganzheiten verstünde, verstünde auch überall ihre Beschaffenheiten. Ebenbildlichkeit allein verleiht jeder Sache und der ganzen Welt Beständigkeit und inneren Zusammenhang, inneres Sich-nahe-Sein der Dinge. Ein atomistischer Weltenbau, dessen Teile einander innerlich vollkommen fremd wären, müßte zu Staub auseinanderfallen.

Auf solche Weise ist die Ebenbildlichkeit als plastisches Weltbaugesetz kein leeres Wort. Sondern jeder kann sie nachprüfen, zuvörderst an sich selbst, an seinem eigenen Wesen und Tun.

§ 14. Rang.

Erläuterung zu Satz 5: Der Ganzheitsgehalt des Gliedes hat die Weise der verschiedenen Ganzheitsnähe oder des Ranges (Rang als die Weise der Vollkommenheit der auslegenden Ebenbildlichkeit).

a) Wesen und Notwendigkeit des Ranges.

Die auslegende Ebenbildlichkeit, so sahen wir, schafft keine Doppelgänger, sondern mannigfaltige Teilganze, Glieder mit verschiedenem Ganzheitsgehalt. Ist aber der Ganzheitsgehalt der Teilganzen und der ihnen angehörigen Gieder verschieden, so ist auch die Ganzheitsnähe, die Wesentlichkeit, die Zentralität

diesen Ganzheitsgehaltes verschieden. Verschiedene Wesentlichkeit, Ganzheitsnähe oder Rang ist daher den Teilganzen mit ihren Gliedern grundsätzlich eigen.

„Rang" als Kategorie — das mag in unserm ursächlichen und exakten Zeitalter befremdlich klingen. Aber wie natürlich ist dieser Begriff dem unbefangenen Denken! So natürlich, daß wir ihn als einen wahren Urbegriff des Denkens aller Dinge erfinden, wenn wir diese nur recht an unserem inneren Auge vorüberziehen lassen. Setzen wir einmal die uns anerzogene, atomisierende, allentseelende Betrachtungsweise der Dinge nach blinder Ursächlichkeit entschlossen zur Seite, so fühlen wir deutlich und erkennen es klar, wie alles in der Welt kraft seiner Wesenheit einen Rang hat. Mensch und Schimpanse, Löwe und Schakal, Rose und Grashalm, Kristall und Kieselstein sind nicht von gleichem Rang, sie nehmen eine verschiedene Stelle in der Leiter der Wesen ein.

Dafür zunächst einige Beispiele:

Der Organismus hat lebenswichtige, „edle" und entbehrliche Organe. Ohne das Herz, ohne das Zentralnervensystem kann er unmöglich leben; ohne gewisse Drüsen, wie etwa die Mandeln, kann er dagegen immerhin noch leben.

In der Gesellschaft können die geistigen Gemeinschaften, Religion, Philosophie, Kunst, Wissenschaft als die ganzheitsnahen, als die wesentlicheren gegenüber den handelnden Gemeinschaften, wie Politik, Krieg, Wirtschaft betrachtet werden. In den geistigen und handelnden Gemeinschaften wieder sehen wir die Aktiven oder „Führenden" den Empfangenden oder „Geführten", die „Leiter" den „Geleiteten" gegenüberstehen. Die ersteren sind ganzheitsnäher, sind wesentlicher, sie sind darum edlere Organe der Ganzheit „Gesellschaft" als die letzteren.

Der Begriff hat „wesentliche" und „unwesentliche" Merkmale, d. h. Glieder, ohne die der Gegenstand unmöglich ist, und solche, ohne die er wenigstens beschränkt möglich ist.

In der Sprache, nach der grammatisch-logischen Seite hin betrachtet, sehen wir Subjekt und Prädikat im Rangverhältnis zueinander stehen, ebenso die anderen Satzteile; und mit Recht hat man „selbstbedeu-

tende" und „mitbedeutende" Wörter unterschieden (Marty), deren verschiedene Wesentlichkeit am Tage liegt.

Im Seelenleben ist es die Erscheinung des Charakters, die nicht nur selbst Rangbestimmung fordert (allerdings vor allem sittliche, die viele als subjektiv-wertende bezeichnen werden); sonder mehr! Der „Charakter" zeigt deutlich, daß ihm nicht alle seelischen Akte und Zustände gleich wesensnahe, wesensbestimmend sind. Darum nehmen im beschaulichen Charakter die dem Wissensgebiet, im tätigen die dem Willensgebiete angehörigen seelischen Regungen und Elemente einen höheren Rang ein.

In der Sittenlehre und im Recht sehen wir höhere Gebote und Rechtssätze niederen gegenüberstehen, wie es der Satz „Reichsrecht bricht Landrecht", oder der Unterschied von Verfassung gegen Verordnung, von Todsünden gegen läßliche Sünden deutlich anzeigt. Weder Sittlichkeit noch Recht sind ohne Rangordnung ihrer Sätze denkbar, sie sind hierarchisch-normative Gebäude. Sind ja Sitte und Recht im Gesamtganzen des gesellschaftlichen Zusammenlebens selbst nur die rangbestimmenden Systeme, d. h. jene Ordnungen, welche den Rang der geistig-sinnlichen Inhalte, sofern sie Ziele des Handelns werden, festlegen!

Diese Beispiele zeigen, daß Rang eine notwendige, allen Dingen zukommende Weise ist (nicht eine Seinsweise, aber eine Vollkommenheitsweise im Sein). Warum notwendig allen Dingen, ganz besonders aber den geistigen? Weil „Ding" etwas nicht kraft seiner zufälligen, einmal nun schlechthin vorhandenen Summe von Eigenschaften ist, wie der Atomismus und Relativismus will; sondern weil die Dinge Sachgehalt nur kraft ihrer Ebenbildlichkeit haben; und weil sie darum mehr oder weniger Ganzheitsnähe in jener Ganzheit, deren Glieder sie sind, besitzen müssen. Wenn Ebenbildlichkeit kein Doppelgängertum, sondern mannigfache Ausgliederung bedeuten soll, so muß auch kraft dieser Mannigfaltigkeit ein Mehr oder Weniger an Ganzheitsnähe bestehen. Außerdem hat jene Ganzheit, welcher die Glieder angehören, als solche wieder mehr oder weniger Ganzheitsnähe in der höheren Ganzheit, der sie selbst wieder als Glied angehört.

Das Maß des Ganzheitsgehaltes gliedert die Dinge nach ihrem Range.

„Rang" ist daher keine subjektive Kategorie, sondern jene objektive Vollkommenheitsweise, welche nach dem Baugesetz der Ebenbildlichkeit an den Dingen selber offenbar wird! Die Versuche, den Rang der Dinge zu bestimmen, können verschieden ausfallen, sie werden subjektiv und geschichtlich mitbedingt sein, daher oft weit abirren und voneinander abweichen; der Rang der Dinge selber aber ist in der gegenständlichen, sachlichen Gliederung der Welt begründet und nichts Subjektives noch Willkürliches.

Es ist nicht nur die früher erörterte allgemeine Gesolltheit aller Dinge (Vollkommenheitskategorie), welche den Rang verlangt; es ist auch der Bau der Dinge als Ganzheiten, welcher dieser Vollkommenheitskategorie eine Stätte bietet, sie gleichsam zur notwendigen Seinsannahme zwingt. Denn, um dies nochmals zu wiederholen, ein Ganzes kann nicht aus Gleichen gebaut sein (s. oben S. 144 f.) — was die Atomistiker verzweifelt allerdings zuletzt behaupten müssen. Ungleiches aber muß, weil von verschiedener Ganzheitsnähe oder Wesentlichkeit, auch verschiedenen Rang haben.

b) Ein Wort zur Unterscheidung unsrer Kategorie „Rang" von dem Begriffe „Wert", „Gültigkeit", „Sollen", „Norm" in der neukantischen Schule.

Bei den Neukantianern schwebt der „Wert", das „Gelten" in der Luft. „Hie Sein, hie Wert und Geltung" heißt es bei ihnen. Die beiden können eigentlich nie zusammenkommen, jedoch steht es in Wahrheit doch so, daß ihnen Sein vor Sollen (Wert, Gelten) geht[1]).

Nach unseren Voraussetzungen ist das Sein nur als Gesolltes denkbar. Danach gilt nicht nur ganz im allgemeinen „Sollen geht vor Sein",

---

[1]) Vgl. Cohen, Ethik, 1921³, S. 23, 27 f., 995.

„Wert ist vor Sein", „Sein ist erfülltes Sollen" (was oben kurz begründet wurde, siehe S. 99 ff. und unten 3. Buch, Ausblicke II); sondern im besonderen zeigt sich uns, *daß ein Sein ohne Wertunterschied nicht möglich ist*, weil ganzheitliches Sein von Anbeginn auf der Darstellung (Verwirklichung) *verschiedener* Werte, verschiedenen Ranges beruht, von Anbeginn darauf angelegt ist. Ganzheit, so sahen wir eben zuvor, ist als bestehend aus Gliedern verschiedener Ganzheitsnähe, nicht nur auf organische Ungleichheit der Glieder, sondern auch auf Wertungsgleichheit der Glieder angewiesen.

c) Die formale Seite des Ranges.

Weil „Rang" nur auf dem verschiedenen Maße von Ganzheitsnähe des Sachgehaltes, der in der ebenbildlichen Ausgliederung zutage kommt, beruht, ist er auch rein formaler, gradmäßiger Natur. Es gibt für ihn nur die Bestimmung „höher und niedriger" „Über- und Unterordnung". Die Ordnungsform des Ranges ist daher „Rangabstufung", „Rangfolge" oder *Stufenbau des Wertes*.

Aus eben diesem Grunde gibt es auch keine eigenen *Vollkommenheitsformen des Ranges*. Rang ist ja selber nur die Form der Vollkommenheit innerhalb der Kategorie der auslegenden Ebenbildlichkeit. Eine Vollkommenheit kann daher nur mittelbar an ihm erscheinen und darin bestehen, daß die *Bestimmung* des Ranges durch die erkennenden und handelnden Menschen dem objektiv vorhandenen Ganzheitsgehalte der Glieder (der objektiven Rangordnung) gemäß *richtig* erfolge. Sind die Erkenntnisse und Handlungen der Menschen solche, daß die durch sie festgestellte Rangordnung der Dinge derem Ganzheitsgehalt gemäß ist, so ist diese Bestimmung „ranggemäß", „in Reih und Glied", „rechtrangig" oder „orthozentrisch", „orthomorphisch", oder wie man es sonst ausdrücken möge. Und es ergibt sich dann eine „richtige" Organisation, in der nämlich der Höhere wirklich sachgemäß über dem Niederen steht; eine „richtige" Wirtschaft,

in der die wichtigeren Leistungen und Güter sachgemäß vor die unwichtigeren gestellt sind, usf. Sind dagegen jene Urteile und Anordnungen gegen den Ranggehalt der Dinge, gegen ihren Ganzheitsgehalt getroffen worden, so ergibt sich eine „Unwirtschaft", „Mißwirtschaft", in der die unwichtigen Leistungen vor die wichtigen gestellt sind; eine „Desorganisation", eine „nicht tragfähige" Organisation, in der die Höheren ihren leitenden Rang nicht vollständig finden (Demokratie) oder gar die Niederen über den Höheren stehen, oder endlich eine unvernünftig wechselnde Ranggliederung herrscht (Willkür in Rang und Zielwechsel, wechselnde „Umwertung der Werte"). Der zweite der genannten Fälle oder rangwidrige Stellentausch, wird vom Sprichwort drastisch bezeichnet: „Den Bock zum Gärtner", „den Pfarrer zum Mesner" machen, „Wolf im Schafspelz", „das oberste zu unterst kehren". „Verkehrt", „verstellt", „rangwidrig", „hinterfür" (Uhland) oder versomorph, versozentrisch sind Bezeichnungen für die falsche Rangstellung der Glieder.

d) Rückblick auf den Rang.

Nächst der Ebenbildlichkeit, welche das Was der Dinge bestimmt, ihre sinnvolle Ausgliederung leitet und dadurch statt eines Urgemenges aus gewirbelten „Qualitäten" ein Universum baut; ist der Rang, ein Unterpfand für den Bestand und die Größe der Welt. Ohne Rangverschiedenheit könnte die Welt, könnte Wirkliches nicht bestehen. Die Rangordnung ist überall das notwendige Gegenstück der ebenbildlichen Sachordnung. Das falsche Ideal gleichen Wertes, gleicher Seligkeit der Menschen ist seinsgemäß und wertgemäß, ontologisch wie axiologisch unwahr. Ohne rangmäßige Abstufung wäre nichts Wirkliches, nichts Geschiedenes, denn als Brei kann die Welt weder nach Sein noch nach Wert bestehen.

Daher stammt auch die Freudigkeit, mit der der Niedere sich ein Höheres sucht und sich ihm unterordnet, sich hingibt, es verehrt und anbetet. Er tut es aus dem tiefsten Lebensgefühl des Geschaffenen heraus. Der Mensch fühlt, daß er erst durch Unterordnung unter das Höhere seine eigene rechte Stelle, seinen eigenen Wert und Rang findet und bewährt. Und vollendet der Mensch nicht erst damit auch sich selbst und seine ganze Wirklichkeit? Vergebens geißelt ein verblendeter Individualismus diese Freudigkeit der Unterordnung als „Knechtes- und Sklavensinn"; sie entspringt dem reinen Drang nach Lebensbejahung und dem echtesten Streben nach Vervollkommnung und Erhöhung und kann sich auf keine Weise erschöpfen noch genugtun, sei es als Minnedienst, Freundesdienst, Königsdienst, Volkesdienst, Wahrheitsdienst, Naturdienst und als welcher anderer Dienst immer, bis zum Gottesdienst. Darum wird ja auch die „einsame Höhe des Königs", des Gebieters, nicht beneidet, sondern bei aller Glorie zugleich als Schwere des Geschickes empfunden, und darum wird überall gefordert, daß der Gebieter um so mehr *untertan* sei, dem, was noch über ihm ist, dem Gesetze und Gott.

Wenn irgendwo, so läßt uns hier die Lehre von den Weisen des Seins einen tiefen Blick in die geheimen Gesichte des Lebens, der Geschichte und selbst der Natur tun. Gleichheit ist Weltentod, Unterscheidung, Rang erst ist Leben.

§ 15. Die abgeleiteten Vollkommenheitsweisen der Ebenbildlichkeit: Vorbildlichkeit — Sinnbildlichkeit — Stil.

Sollen ist vor Sein; aber Sollen kommt erst im Sein zur Geltung, so fanden wir früher (s. oben S. 99 ff., 152 und unten, 3. Buch II.). Darum bestimmen die Sollensweisen alle Seinsweisen, sie bestimmen sie jedoch jeweils in artgemäßer Form. Die allgemeine, formale Vollkommenheitsform der Ebenbild-

lichkeit, wie wir sahen, ist der Rang. Da aber Ebenbildlichkeit ein Bildendes, Inhaltliches in sich hat, so besondert sich die Vollkommenheit noch weiter. Die wichtigsten dieser Besonderungen sind: Vorbildlichkeit — Sinnbildlichkeit — Stil.

1. Das Ebenbild als Vorbild.

Das Ebenbild ist, so ergab sich uns, kein Gleichbild und Doppelgänger, vielmehr ein Sonderbild des Ganzen, da nur durch mannigfache Ausgliederung das Ganze in Gliedern — die dann auf jeweils arteigene (spezifische) Weise Ebenbild sind — darzustellen ist. Im Begriffe des Sonderbildes liegt nun, daß nicht alle Glieder gleich ganzheitsnahe sind, was ihnen nicht nur Rang verleiht (wie wir früher sahen), sondern auch das begründet, was wir Vorbildlichkeit nennen. Die Ebenbildlichkeit wird grundsätzlich nicht vollständig und grundsätzlich nur ungleich in den einzelnen Gliedern und Teilganzen erreicht, daher steht ihr reiner Begriff als das Vorbild des Gliedes da. Und zwar ergibt sich: Die Ganzheit in ihrer reinsten Natur und Fülle ist das Vorbild der Teilganzen; die Teilganzen sind das Vorbild ihrer jeweiligen Glieder.

Darum ist nicht der „Mensch schlechthin" Vorbild, sondern stets der Mensch bestimmter Art, als Angehöriger einer bestimmten Teilganzheit. Der Held ist das Vorbild des Kriegers; der Heilige ist das Vorbild des Gläubigen; der schaffende Künstler das Vorbild der Kunstgemeinde (der Kunstgenießenden); der Genius das Vorbild der Künstler (je nach Art oder innerer Teilganzheit der Kunst, z. B. Mozart der musikalisch Schaffenden); der Lehrer ist das Vorbild der Lernenden; der Forscher das Vorbild der Gelehrten; der Herrscher das Vorbild der Staatsmänner; der Erfinder das Vorbild der Gewerbsleute; der Börsenmilliardär das Vorbild der Spekulanten usf.

In allen Geisteswissenschaften pflegt man heute das Vorbild zu vernachlässigen, worunter namentlich Erziehungs- und Sittenlehre leiden.

Um ein Beispiel des verfahrenmäßigen Wertes dieses Begriffes auch aus einem entfernteren Gebiete zu geben, sei es erlaubt, auf die Volkswirtschaftslehre hinzuweisen. — In der individualistischen Volkswirtschaftslehre hat man die Tatsache der Vorbildlichkeit und die schöpferische Wirkung des Vorbildes ganz übersehen, nicht einmal den Erfinder vermag sie theoretisch zu würdigen. Wohl hört man von praktischen Wirtschaftern öfters Bemerkungen wie: „Dieses Verfahren, diese Organisationsform, diese Kreditform, diese Höhe der Leistung, der Geschicklichkeit ist erst durch N. N. aufgekommen, ist erst in Nachahmung des Musters von . . ., in Befolgung des Beispieles von . . . eingeführt worden." Eine solche einfache Bemerkung schließt aber bereits den Tatbestand, nämlich die Produktivität des wirtschaftlichen Vorbildes, auf. In Wahrheit ist der „beste Landwirt", der „beste Eisendreher", der beste „Finanzmann", der „beste Schneider", die „beste Hausfrau" eines bestimmten Wirtschaftskreises, Marktes, Landes usw. stets von der größten schöpferischen (produktiven, hervorbringenden) Bedeutung dadurch, daß sie auch den Höhenstand der Leistungen jener mitbestimmen (anspornen), die unter ihnen stehen, indem sie ihnen ein Beispiel geben. — Die zünftige Wirtschaftspolitik der mittelalterlichen Stadt, Colberts System und der ganze Merkantilismus beruhte zum guten Teile darauf, Vorbilder aufzustellen und auszubilden. Und ist nicht das moderne amerikanische „Taylorsystem" zum einen Teile darauf aufgebaut, das Vorbild, z. B. die besten Handgriffe in jeder Arbeitsstube, zu finden und zum Muster zu machen? — Diese Kategorie der Vorbildlichkeit paßt allerdings in die mechanisch-kausale Auffassung eines Ricardo und eines Marx, wie ihrer Schulen, nicht hinein und kann überhaupt in einer kausalwissenschaftlich gestalteten Theorie keine Stelle finden. — Vgl. mein „Fundament der Volkswirtschaftslehre", Jena 1923[3], § 15, 3, § 23, III.

2. Das Ebenbild in seiner zentralen Stellung oder als Sinnbild.

Sind die ebenbildlichen Glieder nur Sonderbilder und Auszüge aus einem Ganzen in ihrer Art, so liegt in ihnen auch jeweils ein arteigener Hinweis auf das Ganze. Die verschiedene Ganzheitsnähe, die, formal gefaßt, „Rang" in sich schließt, wird zur „Sinnbildlichkeit", wenn die verschieden zentrale Stellung des Gliedes, der verschieden zentrale Ganz-

heitsgehalt des Gliedes inhaltlich ins Auge gefaßt wird. Darum ist der Bannerträger ein Sinnbild der unauflöslichen Zusammengehörigkeit der Krieger, weil das Banner ein Mittelpunkt, ein Sicherer und Zusammenhalter der Ganzheit ist; darum ist der König das Sinnbild des Herrschers und des Staates; der Bauer das Sinnbild der Ernährung und der Landwirtschaft (nicht aber etwa der Müller); der gewerbliche Arbeiter das Sinnbild der Arbeit. — Hier ist überall nicht die Vollkommenheit des Gliedes, sondern seine besonders kräftige, quellnahe Stellung und Weise maßgebend. Aus eben demselben Grunde wird der Pflug zum Sinnbilde der Landwirtschaft (nicht aber etwa die Geißel, mit der man das pflügende Gespann antreibt); der Hammer das Sinnbild des Bergbaues; das Schwert das Sinnbild des Streites und Krieges; stets ist es ein der Mitte und Grundgestalt des Ganzen besonders nahes Glied, dessen Ebenbildlichkeit zum Vertreter der Ganzheit wird.

3. Durchgängige Ebenbildlichkeit oder Stil.

Die Ebenbildlichkeit ist nach Gehalt und Rang nicht in allen Gliedern die gleiche; aber die Glieder weisen aufeinander hin und ihre jeweils gesonderte Ebenbildlichkeit stimmt darum dennoch miteinander zusammen. Wenn diese Hinweise aufeinander nicht durch Störungen, wie sie Wucherung, Zurückbleiben, Sonderartung des Eigenlebens der Glieder hervorrufen, getrübt sind; wenn also bei allen Gliedern *durchgängig* die Ebenbildlichkeit jene Reinheit bewahrt hat, die sie zu ihrem Zusammenwirken befähigt und kein Mißton, kein Abweichendes oder Fremdes in das Zusammenspiel der Glieder gebracht wird, dann ist „Stil" des Ganzen, dann ist Reingestaltigkeit, Gleichsinnigkeit aller Glieder vorhanden. Das Gegenteil von Stil ist das Ungleichsinnige oder Stillose, d. h. das Gestaltgetrübte, das Durcheinander, der Misch-Masch.

„Stil" gehört dieser seiner Natur gemäß allen ganzheitlichen Gebieten an, nicht nur etwa der bildenden Kunst und der Schreibart. Bei der Kunst kommt aber — da sie Ganzheiten bewußt zu g e st a l t e n hat, sie nicht schon vorfindet, wie es sonst oft der Fall ist — die Notwendigkeit durchgängiger Einstimmung oder gleichsinniger Ebenbildlichkeit der Glieder als praktische Forderung viel mehr in Betracht als anderswo. Außerdem liegen die geschichtlichen Stilformen, wie die romanische, gotische in ihrer Reinheit vor unsern Augen. Darum würde der Künstler, der ein Barockgebäude mit romanischen Motiven durchsetzte, den Tadel geradezu herausfordern. — In der Wissenschaft heißt die Stillosigkeit „Eklektizismus"; einem Lehrgebäude, das von überallher bunte Lappen zusammenflickt, fehlt der tiefe, logisch einheitlich begründende Begriff, fehlt der „Stil" im Sinne logischer Ebenbildlichkeit der Glieder. Dasselbe würde von einem aus Dogmen und Frömmigkeitsweisen verschiedener Herkunft und Artung zusammengesetzten religiösen System gelten. Ebenso ist ein Handeln, in dem z. B. Instinkt und Trieb durch inadäquate Überlegungen gestört wurde, oder das auf einander unlogisch widersprechende Absichten aufgebaut ist, „stillos", „sprunghaft", „irrlichternd", „geschmacklos", das will sagen uneinheitlich; oder ein Handeln, welches einmal gesetzte Ziele nicht festhält, sondern plötzlich abbricht und zu andern Zielen und anderm Handeln übergeht, z. B. nach dem lustigen Wiener Sprichwort „Verkauft's mei' G'wand — I' fahr' in' Himmel!" Eine auf diesem Grundsatze aufgebaute Wirtschaft wäre „stillos" im Sinne wirtschaftlicher Unbeständigkeit. — Auch eine Sprache kann durch Aufnahme vieler fremder Wörter stillos oder „gebrochen" werden. Sie verliert durch die fremden Wörter nicht nur die Gleichartigkeit im Lautbestande, sondern auch die Gleichwurzeligkeit ihres Begriffes, ihres Sinngehaltes. Das führt zur Sprachmengerei und schließlich zur „gebrochenen" Sprache. — Auch die

Wirtschaftsordnungen der verschiedenen geschichtlichen Zeitalter können stilrein oder gemischt sein, wobei sie im letzteren Falle das Gepräge der „Übergangszeit" an sich haben. Die rein kapitalistische Ordnung mit Gewerbe-, Handels-, Zoll- und sogar Wucherfreiheit ist als folgerichtig, auch reingestaltig, stilvoll; die mit Sozialpolitik, Arbeiterschutz, Zoll usw., ohne durchgängige, eine feste Gestalt ergebende Bindungen ist von gemischter Art, ist eine Übergangsform.

Über das mit der Ebenbildlichkeit zusammenhängende ständische Gefüge des Gliedes („Gleichheit unter Gleichen", „organische Ungleichheit") siehe unten S. 257f.; ferner über die Stellvertretung des Gliedes kraft verwandter Ebenbildlichkeit siehe unten S. 165.

§ 16. Leistung.

Lehrsatz 6. Der Ganzheitsgehalt des Gliedes hat die Weise arteigener Anteilnahme der Glieder am Ganzen oder der Leistung.

1. Das Wesen der Leistung im allgemeinen.

Indem die Ebenbildlichkeit mannigfaltige Teilganze ausgliedert, daher die Teilganzen mit ihren Gliedern je einen arteigenen (spezifischen) Ganzheitsgehalt haben; erlangen diese arteigen bestimmten Glieder auch nur einen bestimmten Anteil am Leben des Ganzen. Dieser arteigene Anteil ist die Leistung. Wir könnten daher dem obigen Lehrsatze auch diese Gestalt geben: „Das Ganze, als bestehend in der Zeit, wird als unterschiedliche Lebensäußerung im Gliede geboren."

Zuerst sei der Begriff der Leistung durch einige Beispiele erläutert.

Im Organismus leistet jedes Organ, z. B. das Zentralnervensystem, das Herz, die Lunge, die Drüsen usw. je etwas Bestimmtes, etwas Arteigenes. Diese Leistungen zu erforschen, ist die Aufgabe der Physiologie, welche wesentlich eine Leistungslehre ist.

In der Wirtschaft leisten sämtliche Organe das Ihre auf arteigene Weise: In der Landwirtschaft sind es Grund und Boden, Dünger und Geräte, Saatgut und Vieh, die das Ihre leisten; in der Fabrik die Antriebs-, Übertragungs- und Arbeitsmaschinen, die Rohstoffe und Hilfsstoffe; im Verkehrs- und Frachtwesen: die Wagen, Pferde, Bahnhöfe, Beförderungsanlagen aller Art; im Bank- und Finanzwesen die Kapitalien und Kredite; außerdem auf allen diesen Gebieten die zugehörigen leitenden und geleiteten Arbeitshandlungen der Menschen. — In meinem „Fundament der Volkswirtschaftslehre", Jena, 4. Aufl., 1924, habe ich die Volkswirtschaft als ein Gebäude von Leistungen, die Volkswirtschaftslehre als die Wissenschaft davon zu begründen versucht und dargetan, daß der tragende Begriff der Volkswirtschaftslehre die Leistung der Mittel für die Ziele ist.

Im Staate. Im Staate, wie in jeder Organisation, liegt zugleich ein Gebäude von Leistungen vor. Der König oder Präsident, die Minister, die Beamten, die Gesetzgeber, die Politiker und Parteimänner, die Beamten, die Bürger — sie haben alle arteigene Leistungen, auf deren Erforschung bis jetzt aber die Staats- und Organisationslehre nicht in planmäßiger Weise eingegangen ist.

Weitere Beispiele dürften nach diesen ausführlichen Darlegungen nicht mehr nötig sein. Vgl. auch oben S. 58.

2. Bemerkungen zu den logischen Eigenschaften des Begriffes der Leistung.

Aus diesen Beispielen ergeben sich auch die Eigentümlichkeiten des Begriffes der Leistung. Als solche möchte ich, ohne eine ausführliche Behandlung hier vorzunehmen, für welche ich wenigstens nach der wirtschaftlichen Hinsicht auf mein „Fundament" der Volkswirtschaftslehre" verweisen darf, folgende hervorheben:

a) Der Begriff der Leistung gibt in der „Anteilnahme" des Gliedes am Ganzen jene Gliedlichkeit an, die im „Mittelsein" des Gliedes für das Ganze — das von da aus als „Ziel" bestimmt werden muß — besteht. Der ganzheitliche Vorgang, der in Herz, Lunge, Grund und Boden, Maschine

usf. jeweils seine arteigene Form findet, bezeichnet zugleich die Ausgliederung des Ganzen in Leistungen. Die Lunge erscheint dann als leistendes Mittel für die Atmung; Grund und Boden als Mittel für den Weizenbau, die Schnellpresse für den Buchdruck usf.

b) Im Begriffe des Mittels ist der des Gliedes mit dem des Ranges verbunden. „Mittel" ist notwendig dasjenige Glied, das dem Lebensinhalte des Ganzen dient; in diesem Bezuge ist Mittel, was ein niederes Ziel für ein höheres Ziel, was nur Vorziel gegenüber einem eigentlichen Ziele (Endziel) ist. Die Leistungen empfangen ihren Rang von dem Rang der Ziele, denen sie dienen. Dieselbe Rangordnung, welche die Lebensinhalte des Ganzen als Ziele haben, kommt auch den Leistungen zu. „Ziele" sind nur als Gesamtlebensinhalt des Ganzen, d. h. selber nur als Ganzheit (System) aller Ziele denkbar. Die Gesamtheit aller Ziele des Organismus ist das „Leben"; die Gesamtheit aller Ziele der Wirtschaft ist, vom Standpunkte der Gesellschaftslehre aus gesehen, das sinnlich-vitale und geistig-kulturelle Leben einer bestimmten Kultur, vom Standpunkte des Einzelnen aus gesehen, seine eigene sinnlich-sittliche Lebensgeltung oder Weltanschauung. Daher sind auch die Leistungen nur als Ganzheit, als Gesamtheit denkbar. Das versteht sich außerdem deswegen von selbst, weil die Leistungen nur gliedlich (nur im Gliederbau von Leistungen) möglich sind, nicht als Einzelne für sich.

c) Der Begriff der Leistung ist demgemäß nicht nur ein schlechthin gliedlicher, sondern auch ein rangmäßig bestimmter. In diesem Sinne darf man von ihm als einem gliedlich-teleologischen Begriffe sprechen. Es ist der Lebensinhalt des Ganzen, der im Gliederbau der Mittel für Ziele, der Vorzwecke für die höheren Zwecke, d. h. der in den Leistungen (Leistungen der Mittel) gegeben ist. Der Begriff der Leistung ist daher ins-

besondere kein kausaler Begriff. Doch bedarf diese Frage noch näherer Prüfung.

d) Die Leistung beruht überall dort, wo es sich um einen Ablauf in der Zeit handelt, auf einer Zuordnung zu bestimmten, außerhalb der Ebene der Ganzheit befindlichen Realitäten, die z. B. als chemisch-physikalische, d. h. „ursächlich" gefaßt werden. Diese Gedoppeltheit von rein gliedhafter (gliedlich-teleologischer) und kausaltechnischer Bestimmtheit liegt im Begriffe des Mittels beschlossen. Um meinen Hunger zu stillen, gibt es keine Mittel zur Zielerreichung schlechthin, sondern nur solche Zielerreichungen, die sich auf der Grundlage ganz bestimmter „Ursächlichkeiten" vollziehen. Ich muß z. B. Nahrungsmittel mit bestimmten „Kalorien", bestimmtem „Eiweißgehalt", also bestimmten chemisch-physikalischen Beschaffenheiten — die wir ja Ursächlichkeit zu nennen pflegen — zu mir nehmen. Der Begriff des Mittels und seiner Leistung ist daher jeweils einem bestimmten ursächlich-technischen Komplex zugeordnet. Das Primäre im Begriffe des Mittels ist aber das Verhältnis Glied : Ganzes, oder (teleologisch gefaßt) Vorzweck: Endzweck; erst ein Sekundäres, Wechselndes, Abgeleitetes ist die Notwendigkeit, diese zweckhafte Gliedlichkeit auf bestimmte Ursächlichkeitskomplexe zu gründen. Die Gültigkeit der Ziele und die Gültigkeit der Mittel bleibt aufrecht, auch wenn sich die technisch-kausalen Voraussetzungen (es sind nur Voraussetzungen) ändern. Das Ziel, einen bestimmten Ort zu erreichen, kann ich durch Gehen, Reiten, Wagenfahrt oder Eisenbahnfahrt erreichen — dasselbe Ziel auf der Grundlage ganz verschiedener Kausalitäten; das Ziel, satt zu werden, kann ich durch Früchte, Fleischnahrung, Pflanzennahrung auf hundert verschiedenen Wegen erreichen. Während sich die kausalen Voraussetzungen ändern, bleibt das Ziel gleich.

Daß der Begriff der Leistung als ein unkausaler, ein rein gliedlicher (gliedlich-teleologischer) in der Volkswirtschaftslehre, wo er der tragende Begriff ist, nicht durchdrang, daran ist neben der kausaltheoretischen Einstellung des neuzeitlichen Denkens überhaupt, auch die Meinung der früheren Logik schuld, daß das Mittel durch seine Ursächlichkeitseigenschaft bestimmt sei. Man sprach von einer „Kausalität der Mittel" (vgl. z. B. Sigwart, Logik, Tübingen 1904[3], Bd. II, S. 752; Wundt, Logik, 1914[4], Bd. I, S. 629 f.). Man hielt diese Kausalität nicht für eine Vorbedingung oder eine nur abgeleitete Seite des Mittels, sondern für das Wesentliche daran. Die „Funktion des Mittels" sah man daher als eine technische (physikalisch-chemische, kausale) an. Man bedachte nicht, daß der Begriff der physikalisch-chemischen Vorgänge in einer Fabrik nicht der wirtschaftliche Begriff der Fabrik sei; der Begriff der physikalisch-chemischen Vorgänge in Herz und Lunge nicht deren organischer Begriff usw. Alle logischen Schwierigkeiten, die gegenüber dem Begriffe des Mittels und der Leistung auftreten, lösen sich dadurch, daß die genetische Seite, die ursächlich-technisch ist, von der wesenhaften Seite, die gliedlich-teleologisch ist, strenge getrennt wird, und daß die ursächlich-technische Unterlage dem Wesenhaft-Gliedlichen in der Erscheinung der Leistung nur *zugeordnet* wird.

3. Die Besonderungen der Leistung.

Bei meinen Untersuchungen über die wirtschaftlichen Leistungen ergaben sich folgende Besonderungen oder Unterformen der Kategorie Leistung, die ich hier nur aufzähle, nicht weiter begründe, da sie größtenteils von selbst einleuchten: Der Leistungsträger = Glied, Organ, als leistend gesehen; die Größe der Leistung oder Leistungsgröße (in der Wirtschaft der Güterwert „Preis", im Organismus z. B. bei einer Drüse das Maß der Sekretion); die Leistungsarten, als: unmittelbare Leistung, mittelbare Leistung, Leistung höherer Ordnung, Vorleistung,

Stellvertretung und Rücklage der Leistungen. (In der Wirtschaft bedeuten diese Leistungsarten der Reihe nach z. B.: Genußgut, Kapitalgut oder Werkzeug, ein Gesetz, ein Handelsvertrag als Kapital höherer Ordnung, Erfindung und Lehren, Ersatzgut, die Rücklage: Sparkapital, Reserven einer Bank). Ferner sind zu unterscheiden: bestimmte Leistungsinhalte nach den Zielen (inhaltliche Gliederung der Leistungen, z. B. nach Landwirtschaft, Gewerbe, Handel, Haushalt); weiter: die Zeitabfolge der Leistungen (was in der Wirtschaft „Erzeugen", [als Richtung nach vorwärts] und „Verwenden" [als Rückschau auf die bedingende Leistung] bedeutet); endlich die Gesamtbewährung oder der Erfolg der Leistungen (was in der Wirtschaft die Produktivität, im menschlichen Organismus die „Gesundheit", in einem Staate dessen „Lebensfähigkeit" im übertragenen Sinne bedeutet).

Wenngleich die obigen Sonderformen der Leistungskategorie nur für die Wirtschaft entworfen wurden, passen sie doch auch für die anderen Gebiete und für alle Wissenschaften, welche die Leistungskategorie in mehr oder weniger tragender Form verwenden. Insbesondere sei auf die Unterkategorie der Stellvertretung hingewiesen. Wenn in der Wirtschaft „Stellvertretung der Leistungen" bedeutet, daß z. B. fehlendes Kupfer durch das „Ersatzgut" Eisen, fehlende Baumwollfasern durch Brennesselfasern, Hanf durch Papier ersetzt werden, so bedeutet es in der Physiologie ganz ähnlich: daß fehlende Organe durch Umbildung und Ausbildung andrer, noch vorhandener Organe ersetzt werden, z. B. verletzte Zentren der linken Gehirnhälfte durch Leistungen der entsprechenden Zentren der rechten Gehirnhälfte. In der Wirtschaft können Rohstoffe noch in höherem Maße zur Vertretung anderer Leistungen umdirigiert, z. B. Eisen für Wohnungen oder für Schießbedarf gewidmet werden; im Organismus keimhafte, noch nicht ausdifferenzierte Zellen in höherem Maße fremde Leistungen übernehmen (s. S. 167). —

Auch Rücklagen, Reserven, sind beim Organismus bekanntlich vorhanden, z. B. die sog. Depots in Form von Glykogen in der Leber und den Muskeln, in Form von Fett in den Fettzellen. Es ist hier nicht am Platze, diese Hinweise zu vermehren. Nur zwei Sätze der Lehre von den Leistungen seien hier wegen ihrer weitreichenden Bedeutung noch allgemeiner behandelt.

4. „Leistung geht vor Leistungsträger", und „es ist die Leistung, die sich das Organ schafft."

Diese Sätze behandeln nicht nur eine Frage der Leistungslehre, sondern enthalten eine für die gesamte Ganzheitslehre wichtige Entscheidung.

Daß sich die Funktion ihr Organ schafft, ist genau betrachtet schon ein uralter Satz, der sich übrigens in den verschiedensten Formen findet, wie z. B. das bekannte Sprichwort: „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand" erweist. — Das einfachste praktische Beispiel für die Richtigkeit des Satzes bilden die oben erwähnten stellvertretenden Güter, die sog. Ersatzgüter. Sämtliche Ersatzgüter, die während des Krieges auftauchten und noch heute Alt und Jung bekannt sind, zeugen dafür, daß bei Ausfall von Organen die Leistung noch besteht und sich ihre neuen Glieder setzt. Auch die medizinischen Erfahrungen, welche dahin gehen, daß bei Verletzungen andere Organe zu Trägern der Leistungen der unfähig gewordenen Organe umgebildet werden, sind von gleicher Art. Die Ersatzleistung, oder allgemeiner gesagt, die Stellvertretung der Leistungen versagender Organe, die überall beobachtet werden kann, ist geradezu als eine experimentelle Bestätigung jenes rein logischen Satzes anzusehen.

Auch das geflügelte Wort: „Le roi est mort — vive le roi!" verdeutlicht die Sachlage in seiner Weise. Denn es zeigt, daß

die Ganzheit „Staat" es ist, welche solche Leistungen ausgliedert, die im König ihr Organ finden müssen. Stirbt nun der König, so kann dennoch das Organ nicht dauernd untergehen, weil die Leistungen weiter bestehen. Diese Leistungen schaffen sofort das neue Organ, oder, anders ausgedrückt: Die noch bestehenden gesunden Organe gliedern durch die bestehende Leistung sofort ein neues Organ aus.

Man kann den Inhalt des obigen Satzes auch mit dem Begriffe des Regenerationsvermögens, wie er in der Biologie bekannt ist, bezeichnen oder ihn als eigene Unterkategorie der Wiederausgliederung, im Besonderen der „Wiederausgliederung mit geänderten Mitteln" bezeichnen.

Praktisch findet die Wiederausgliederung ihre oft engen Grenzen, wie Biologie, Gesellschafts- und Volkswirtschaftslehre im Einzelnen zeigen. Im Allgemeinen gilt hier die Regel, daß die Schaffung des neuen Organs, d. h. die Änderung der Ausgliederungsrichtung, dessen was schon da ist, um so leichter möglich ist, je weniger weit die Ausgliederung schon fortgeschritten war. In der Biologie sind die betr. Versuche allgemein bekannt und in den angef. Büchern von Uexküll und Driesch ausführlich erörtert. In der Volkswirtschaftslehre verweise ich nur auf den Begriff des „Rohstoffes", der zu mehr Verwendungen fähig ist, als das Fertigerzeugnis. In allem Tun und Handeln aber ist bekannt, daß die „Umstellung" auf ein anderes Ziel um so leichter möglich ist, je weniger weit das Werk gediehen war.

Dem Satze, daß sich die Leistung das Organ schafft, liegt zuletzt ein allgemeinerer Satz zugrunde, welcher lautet: „Leistung geht vor Glied" (Leistungsträger). Dieser Satz folgt aus dem frühern und ganz allgemein auch daraus, daß die Konkretisierung des Ausgegliederten nur auf Grund der

Leistung — die vor ihrer Konkretisierung schon feststeht — erfolgen kann. Aber der Satz: „Leistung geht vor Glied" erleidet dennoch eine Einschränkung, denn „Glied" besteht nicht bloß aus Leistung, *Glied ist nicht durch Leistung allein erschöpft.* „Glied" und „Gliedlichkeit" ist ja das Ergebnis noch anderer Weisen als nur der Leistung. Außer der thematischen (auslegenden) Ebenbildlichkeit, woraus Leistung vorzüglich folgt, sind insbesondere Rang, Vermittlung, Einbettung, Unstetigkeit, Entsprechung und Eigenleben hervorzuheben.

Um von dem Standpunkte der auslegenden Ebenbildlichkeit aus den Satz „Leistung geht vor Leistungsträger", zu verstehen, brauchen wir uns nur zu erinnern, daß in dem jeweiligen ebenbildlich bedingten, arteigenen Ganzheitsgehalt des Gliedes die arteigene Anteilnahme am Leben der Ganzheit beschlossen liegt; diese Anteilnahme, dieses gegenseitige Teilnehmen aller Teilganzen ist es, welches das Primäre gegenüber der Frage darstellt, durch welches (konkrete, stoffliche) Ausgegliederte die geforderte Anteilnahme oder Gliedlichkeit *vollzogen* werden soll. Der Plan der Gesamtausgliederung ist primär, der Plan der Verwirklichung durch bestimmte reelle Träger (stofflich oder überhaupt reelle Organe, z. B. Eisenbahn, Gehirnzellen, König) ist sekundär.

Eine Ergänzung der hier erfolgten kurzen Abhandlung des Leistungsbegriffes bietet noch unten der § 19 über die genetischen Kategorien, siehe S. 191 ff.

Zusatz 1 über den Satz „der Zweck heiligt die Mittel". Der Begriff der Leistung, wie wir ihn bisher entwickelten, ergibt die unumstößliche Richtigkeit des Satzes „Der Zweck heiligt die Mittel", denn das Mittel nimmt am Zweck teil, wird in den Zweck erhoben. Die Mittel des Zweckes sind ja seine eigenen Mittel; darum empfangen sie notwendig von ihm seine eigene Weihe und Würde. — Ein eigener Fall ist es dagegen, wenn die Mittel zugleich *anderen* Zwecken widersprechen, sie entheiligen. Dann findet ein Widerspruch mit anderen Zwecken statt

und erst durch diesen Widerspruch eine Entheiligung der Mittel.

Zusatz 2 über die Vollkommenheit der Leistung. A. Die Leistung ist (als Teilnahme am Ziele) zielerreichend oder nützlich, zielverfehlend oder leerlaufend (taub) und, soweit die leerlaufende Leistung einen Verlust an anderen, mit dem ihr zugrundeliegenden Mittel erreichbaren Zielen in sich schließt, „unnützlich", „schädlich" (Begriff der „Kosten" bei Wirtschaft und Organismus). — B. Sofern die Leistung einen Rang bekleidet, ist sie „rangbehauptend" oder „ranggemäß" (plangemäß), „rangmindernd", „rangverfehlend" oder „rangwidrig" (planwidrig).

§ 17. Stufenbau.

Erläuterung zu Lehrsatz 7: Der Stufenbau hat die Weise der Vermittlung und des Wirkungskreises.

Wir sahen früher (s. S. 141), daß die ebenbildliche Ausgliederung sich nicht auf solche Weise vollzieht, daß eine Anzahl variierter Glieder unmittelbar dem Zentrum angeschlossen und nebeneinander ausgegliedert würde; sondern daß zuerst die Gattungen oder Teilganzen der Ausgliederung festgelegt werden (gleichsam eine horizontale oder auslegende Ebenbildlichkeit); und daß dann erst herabsteigend, durch Zwischenganze oder Unterganze verschiedenster Stufen hindurch die letzten Glieder, Grundglieder zur Ausgliederung gelangen, wodurch gleichsam eine senkrechte, im Teilganzen herabsteigende Ebenbildlichkeit erscheint. Daß der horizontalen Ebenbildlichkeit eine senkrechte entspricht, bedeutet die Tatsache des „Stufenbaues" in jeder Ganzheit.

Der Stufenbau wird gekennzeichnet einmal durch die Tatsache, daß das Obere und das Untere miteinander nicht unmittelbar verbunden ist, sondern die Weise der Vermittlung zwischen dem Oberen und Unteren nötig hat; und ferner durch die Tatsache der Eingebettetheit oder Regionalität aller Glieder und ihrer Leistungen.

Eine dritte Weise, ohne welche der Stufenbau nicht denkbar ist, ist die der Befassung und die damit gegebene des Zentrums; ohne Befaßtwerden (Einschachtelung, Enthaltensein) des Unteren durch das Obere ist Stufenbau nicht denkbar. Befassung des Unteren durch das Obere ist aber nur möglich durch das, was wir die Rückverbundenheit des Unteren (des Gliedes) im Oberen (im jeweiligen ausgliedernden Ganzen oder Zentrum) nannten, aber erst später ausführlich behandeln werden. Wir können daher die Befassung erst bei den Weisen der Rückverbundenheit, unten § 21 ff., S. 219 ff., betrachten.

1. Die Vermittlung.

Mit dem Stufenbau unmittelbar gegeben ist die Vermittlung. Denn das Untere verkehrt nicht unmittelbar, nicht unter Überspringung der Zwischenglieder mit dem Obersten, der Krieger nicht mit dem Feldherrn, die Pfarrer nicht mit dem Papst, der Bürger nicht mit dem König. Sondern die Zwischenganzen übernehmen jeweils die Vermittlung. Hierfür einige Beispiele.

Faust beschwört den Erdgeist, aber unvermittelt kann er seinen Anblick nicht aushalten und nichts von ihm empfangen. „Weh, ich ertrag dich nicht!" muß er ausrufen. — Platon sagt von der Gottheit: „Den Schöpfer dieses Alls zu finden, ist schwer, ihn allen zu verkünden, unmöglich[1])." — Diese Sätze gelten, indem sie die Unmittelbarkeit ablehnen, ganz allgemein. Jedes Glied einer Ganzheit, jedes Wesen kann nur mit dem ihm Nächsthöheren verkehren, nur mit jener Zwischenganzheit, deren unmittelbares Glied es ist, die unmittelbar über ihm steht.

Der König (Präsident) kann nicht mit den niedersten Staatsorganen, den untersten Beamten und Bürgern verkehren; der gesamte Staatsapparat schiebt sich dazwischen.

Der General befiehlt nicht selbst den Kriegern, sondern läßt seine Befehle durch Untergeneräle, Oberste, Hauptleute und Feldwebel hinabsickern, vermitteln.

Der Papst befiehlt nicht den Pfarrern und Gläubigen, sondern wendet sich an die Kardinäle.

---

[1]) Timaios p. 28 e.

In allen diesen drei Fällen gibt es allerdings Ausnahmen, wie „Umgehung des Dienstweges“, Audienzen, Gnadenakte, durch die der Höchste unmittelbar mit dem Niedrigsten in Verbindung treten kann. Es sind diese Fälle aber nicht nur grundsätzlich etwas Außerordentliches, sondern noch mehr. Alle Audienzen, Gnadenakte u. dgl. sind ihrer Natur nach auch eine Verkleidung, Verwandlung des obersten Herrschers in eine Art von Zwischenstufe, weil der König, der Papst, der Feldherr, der Audienz gibt, dann nicht eigentlich als Herrscher auftritt, sondern, wie jedem Eingeweihten klar ist, vielmehr als ein vom Herrscherrecht ausnahmsweise nicht voll Gebrauchmachender, als einer, der Gnade übt, der in „leutseliger“, ausgleichender, gemilderter Stellung erscheint, der diesmal außer der Ordnung in den Stufenbau des Staatslebens, Kirchenlebens, Heerlebens eingreift, der einmal sich herabläßt.

Weitere Beispiele: Der Forscher spricht nicht zum Volke, sondern zu den führenden Gelehrten; diese sprechen nicht zum Volke, sondern zu den studierenden, von ihnen erzogenen höheren und mittleren Lehrern; diese erst sprechen zu den Schülern und stufenweise zu bestimmten Kreisen und zuletzt zur breiten Menge.

Der Künstler spricht nicht zur Menge, sondern es bedarf der Kritiker, Erklärer, Darsteller, Herausgeber verschiedenster Art, um die Kunst dem Volke zugänglich zu machen.

So endlich spricht auch Gott nicht zum Menschen, er bleibt in der großen Welt verborgen. Dem Moses offenbarte sich Gott im brennenden Dornbusch, Wotan erscheint als Wanderer, die Walküre erscheint nur dem Sterbenden — überall Verkleidung, Vermittlung.

Diese Beispiele erweisen einsichtig die Weise der Vermittlung. Das Wesen der Vermittlung liegt in Auswahl und Zurichtung. Das oberste Teilganze bestimmt, was zur Ausgliederung kommt, und richtet es zunächst so zu, wie die nächste Ausgliederungsstufe es verlangt — z. B. gibt der König seine Befehle in der Form, daß sie für die Minister geeignet sind, der Feldherr für die Feldhauptleute, der Papst für die Kirchenfürsten. Diese tun abermals dasselbe, indem sie auswählen, was zur Weiterausgliederung geeignet ist, und es so zurichten, wie es wieder für ihre unteren Organe taugt, während sie den nur für sie bestimmten Teil der Befehle für sich behalten und nicht weitergeben. Darum werden die höchsten

Befehle zuerst ausgewählt und dann zugerichtet, wobei etwas Selbständiges, vorher nicht Vorhandenes, der Konkretheit Entsprechendes hinzugefügt wird. Die Auswahl nimmt weg, die Zurichtung fügt hinzu. Auf solche Weise kommen die Befehle der höchsten Spitze in einfacherer, verständlicherer, aber auch veränderter, angepaßter Form an die untersten Glieder.

Diese Erscheinung der „Auswahl“ können wir auch „Siebung“ oder „Steckenbleiben“ während des Heruntersickerns vom Höhern zum Niederen nennen; jene der „Zurichtung“ auch „Letztausgliederung“ oder „spezifische Anwendung“ im Sinne eines konkretisierenden Ausbaues, Fertigmachens nennen.

Indem Vermittlung auf solche Weise die Konkretisierung oder Veränderung (Auswahl und Zurichtung) des Ausgliederungsganges durch die einzelnen Stufen hindurch vollzieht, ist sie es auch, die allein die wesensgemäße Anknüpfung des vom Höheren schon weit entfernten Niederen an jenes Höhere ermöglicht. „Vermittlung“ ist die bestimmte Weise der Veränderung des Ausgliederungsganges, die sich in der Abstufung der Glieder durch Auswahl und Zurichtung (Siebung und Anwendung) ergibt.

Im Einzelnen verdient noch vermerkt zu werden, daß in demselben Maße als Vermittlung fehlt, eine Annäherung an Unorganisches, Homogenes stattfindet. Nur das, was gänzlich ungegliedert, unorganisch gedacht würde (das absolut Unorganische ist aber undenkbar und nichtseiend), könnte gänzlich ohne Vermittlung sein — weil es auch völlig isoliert, unganz, ohne Ganzes ist. Darum liegt es am Tage, daß sozialer Individualismus, Liberalismus, Demokratie, Atomismus in jeder Form, indem sie die Zwischenstufen ablehnen, auch gegen die Kategorien der Vermittlung verstoßen.

2. Wirkungskreis oder Einbettung (Regionalität).

Vom atomistischen Standpunkte aus sind die Dinge jeweils das, was sie sind, schlechthin durch sich selbst. Sie sind daher grundsätzlich gleichgültig gegenüber dem Orte — die körperlichen Dinge gegen den räumlichen Ort, die geistigen gegen den geistigen Ort oder den systematischen, sinnvollen Zusammenhang. Das bestimmte Atom, rein physisch gedacht, ist überall dasselbe und kann sich hier oder dort gleich benehmen. Es ist gleichsam überall „zu Hause", heimatlos, wie der ewige Jude. Es zeigt sich aber, daß selbst die Physik diese Fiktion, wonach auch die „Masse" konstant, überall „dieselbe" sein müßte, immer weniger aufrecht erhalten kann und in der Chemie zeigt u. a. der Begriff des status nascendi, daß auch in der Vorstellung als ob die Elemente gegen den zeitlichen und räumlichen Ort absolut gleichgültig wären, Einschränkungen erfordert. Und ähnlich müßten nach der mechanischen Assoziationspsychologie die Assoziationselemente und Vorstellungen unangesehen ihrer jeweiligen Verbundenheit immer dieselben Vorstellungen und Elemente bleiben, also an jedem geistigen Orte notwendig zuletzt „dieselben" sein, was aber der elementarsten psychologischen Einsicht und sogar den Versuchen der grobsinnlichen „physiologischen Psychologie" widerspricht. Kann doch nicht einmal eine Farbe unabhängig von ihren Begleitfarben, also dem jeweiligen Farbenort, die Größe der Figur nicht unabhängig von ihrer und der Umgebung Helligkeit und Figuration apperzipiert werden.

Die atomistisch-ursächliche Auffassung, die dem Ding zuschreibt, daß es vor dem Ganzen wäre, will die Dinge grundsätzlich indifferent gegen den Ort denken; wodurch sie auch grundsätzlich „frei beweglich" wären.

Die ganzheitliche Auffassung verlangt dagegen, daß das Glied gegen seinen „Ort" nicht indifferent sei. Was Glied einer

Ganzheit ist, kann seinen Ort grundsätzlich nicht auswechseln, ohne selbst verändert (oder auch vernichtet) zu werden; und dies gilt mehr noch als im räumlichen Sinne im Sinne des systematischen Ortes oder Zusammenhanges, im Sinne des geistigen Ortes und auch des zeitlichen Zusammenhanges, wovon aber an dieser Stelle noch abzusehen ist. Nach der ganzheitlichen Auffassung muß der Satz gelten: Kein Ding ist gleichgültig gegen seinen Ort und keines ist in diesem Sinne frei beweglich, wobei „Ort", wie wir wiederholen, die Stelle in der Ganzheit bezeichnet und daher sowohl räumlich gefaßt werden kann, wenn nämlich die räumliche Stelle einen bestimmten systematischen Qualitätswert hat, z. B. der Rhein und die Donau für Deutschland, wie auch rein geistig. Wir können diese Kategorie mit verschiedenen Namen bezeichnen: Ortsempfindlichkeit, Ortsgebundenheit, Lokalisiertheit, Regionalität, Verörtlichung, arteigener Wirkungskreis, Leistungsfeld, Eingebettetheit, und, weil alles Eingebettete wohl aufgehoben ist, möchte man das Eingebettete wohl auch „Kind in der Wiege" nennen dürfen. Wir werden die Bezeichnungen „Wirkungskreis" und „Einbettung" bevorzugen.

Um Beispiele braucht man nicht verlegen zu sein. „Vater" oder „Mutter" oder „Kind" ist nur, wer eine bestimmte Stelle (systematische, gliedliche Region) in der Familie einnimmt; „Minister" nur, wer ebenso einen bestimmten gliedlichen Ort im Staate einnimmt; „Unternehmer", „Werkstättenleiter", „Arbeiter", wer in der Fabrik, „Hauptmann", wer im Heere, „Bischof", wer in der Kirche einen bestimmten gliedlichen Ort einnimmt. Dieser ist sein „Feld", schreibt ihm seinen Wirkungskreis vor. In der Wirtschaft bedeutet dies die „Leistung höherer Ordnung[1])".

Auch im Organismus gibt es den ungegliederten Ort nicht, sondern nur den durch den Leistungszusammenhang zugewiesenen, den qualifizierten, systematischen Ort. Z. B. ist jede Stelle im Verdauungskanal durch den systematischen Leistungszusammenhang, d. i. ein spezifisches

[1]) Siehe Fundament, 1923³, S. 134 ff.

Wirkungsfeld, bestimmt. — Das Gleiche gilt für das Begriffssystem, für das Kunstwerk und für jedes intelligible Gebilde, wo derselbe Bestandteil an verschiedener systematischer Stelle verschiedene Bedeutung hat.

In der oben (S. 165) erwähnten Nebenkategorie der Leistungsabfolge kommt die Verörtlichung in eigener Weise zum Ausdruck. Die Verhüttung, die Verfrachtung, der Verbrauch stehen an einer bestimmten Stelle in der Abfolge der Leistungen, daher kann der Verbrauch nicht vor der Verhüttung stattfinden („man soll das Fell des Bären nicht teilen, ehe man ihn erlegt hat"). Daraus folgt, daß insbesondere auch jede L e i s t u n g an ihren ganz bestimmten systematischen Zusammenhang, im Ganzen der Ausgliederung gebunden ist. Jedem Glied ist nicht nur eine bestimmte Leistung zugedacht, sondern auch ein bestimmtes L e i s t u n g s f e l d. Das jeweils systematisch bestimmte Leistungsfeld ist es ja gerade, das die Sprache mit dem treffenden Namen „Wirkungskreis" bezeichnet. Jeder Wirkungskreis hat auch eine ihm arteigene Bewegungsfreiheit oder Variationsbreite des Gliedes für seine Leistungen und zwar nach Maßgabe seines Eigenlebens, seiner inneren Selbständigkeit.

Diese Überlegungen zeigen, wie Leistung, Organ, systematische Stellung in gewissem Sinne Wechselbegriffe, vertauschbare Begriffe sind. Denn wenn die Leistung sich das Organ schafft, so schafft sie sich auch die systematische Stelle, d. h. den Wirkungskreis, die Einbettung des Organs.

Die Weise der Einbettung macht begreiflich, was jedermann bekannt ist, daß ohne den zugehörigen Wirkungskreis niemand sein Größtes und Echtestes vollbringen kann; und umgekehrt soll jeder den ihm angemessenen Wirkungskreis suchen und behalten. Wieder einmal hat die Weisheit des Sprichwortes dies alles trefflich erfaßt: „Der Leutnant soll kein Schlachtenlenker sein"; „der Adler fängt keine Mücke"; „der rechte Mann am rechten Orte"; „an' andern Stall, an' andere Kuah" (alpen-

ländisch). Dagegen für den verfehlten Wirkungskreis: „Wenn der Bettler aufs Roß kommt, weiß er nicht, wie er's reiten soll;" „Hans in allen Gassen"; während „In allen Sätteln gerecht" nur die bewegliche und große Ausgliederungspotenz kennzeichnet, aber keinen Widerspruch gegen die Einbettung enthält.

Das Angemessene, Zugewiesene, Zukommende jedes Gliedes und aller seiner Lebensäußerungen und dementsprechend die Unmöglichkeit, dieses Zukommende und Zugewiesene allzuweit zu überschreiten, liegt tief im menschlichen Bewußtsein beschlossen; es ist ein notwendiger Ausfluß der Gegliedertheit der Welt, und nur einer toten, unbegnadeten Wissenschaft, nur atomistisch-individualistischer Afterweisheit verborgen und unbekannt.

Als eine fernere Grundweise des Stufenbaues, auf die auch besonders die Vermittlung hinweist, könnte noch die Dezentralisation oder Entmittung gefaßt werden, welche schon allein durch die Eigenmacht jedes Gliedes bedingt ist, da sie jedem Teilganzen, Zwischenganzen und Gliede ein von dem höheren Ganzen Unableitbares, Selbständiges verleiht. Ein volles Verständnis der Dezentralisation kann aber erst auf Grund des Begriffes der Mitte (des Zentrums) erfolgen, welcher der Rückverbundenheit angehört. Vgl. unten § 27, S. 257.

§ 18. Entsprechung.

Erläuterung zu Lehrsatz 8: Auslegende, abstufende und lebendigmachende Ebenbildlichkeit hat die Weise der Entsprechung oder Correlation (Entsprechung und Unstetigkeit).

Schon im Begriffe der Ausgliederung fanden wir das Merkmal der Gegenseitigkeit beschlossen. Denn nicht gegenseitige und nicht aufeinander hingeordnete Glieder wären begriffswidrig. (Diese Gegenseitigkeit wurde von uns oben S. 93 f. sowohl formal, wie ontologisch, d. h. seinsbegründend bestimmt.) Wenn daher die Weise der „Entsprechung" nichts anderes wie

„Wechselseitigkeit" hieße, so bedeutete sie nur „Gliederung" überhaupt — dann wäre sie nur ein andres Wort für „Ausgliederung" und „Gegliedertheit".

Nun ist aber „Ausgliederung" noch ein formaler, ein verhältnismäßig noch leerer, aber allerdings Erfüllung heischender, Begriff, welcher durch die Weise der Ebenbildlichkeit erst inhaltlich bestimmt wird. Erst indem die Ausgliederung eine Ebenbildlichkeit in dreifacher Art ist, als auslegende (artverleihende), stufenverleihende und Ausgliederungskraft verleihende, erhält auch das Moment der Wechselseitigkeit seine Auffüllung, seine volle inhaltliche Ausgestaltung. Die wechselseitige Entsprechung ist nun nicht mehr eine bloß formale (gleichsam zeichnerische, gestaltliche) und auch nicht bloß *im allgemeinen* eine seinsbegründende, sondern nimmt in allen Kategorien die sich ergeben, Gestalt an. Darum gibt es nun eine vierfache Wechselseitigkeit oder Entsprechung: 1. eine leistungsmäßige Entsprechung (da Art Leistung verleiht, ist diese gleich der artmäßigen Entsprechung); 2. eine rangmäßige Entsprechung (Entsprechung im Werte, die durch die organisch gegliederte Mannigfaltigkeit im Ganzheitsgehalte bestimmt ist); 3. eine stufenmäßige Entsprechung, die sich in den Sonderformen der Befassungsgrade, Vermittlung und Verörtlichung, vollzieht; 4. endlich eine Entsprechung im Eigenleben, der vita propria oder der Ausgliederungsmacht der Glieder; wir nennen sie Freiheitsentsprechung oder Machtentsprechung.

Keine dieser Entsprechungsarten vermag für sich allein realisiert zu werden; die Entsprechungsarten entsprechen sich wieder untereinander und können daher wieder nur als Ganzes auftreten. — Einige Beispiele mögen dies noch erläutern.

Der *Leistung* eines Eisendrehers entsprechen die Leistungen zweier Drehbänke („auf einen Dreher kommen 2 Drehbänke"), der Leistung eines Artilleristen jene von 100 Fußsoldaten („auf eine Division kommen x Gewehre, y Geschütze"). Der Rang als Ausdruck der Ganzheitsnähe

sucht in einem Gegenrange seine Entsprechung, z. B. der König im Papste; die Religion im Sittlichen; das Volkstum im Staate; im übrigen fällt der Rang mit Stufenbau zusammen, z. B. indem dem Hauptmann nach unten Feldwebel und Soldaten, nach oben Oberst und General entsprechen. — Stufenmäßig entsprechen dem König die Minister, dem Minister die Behörden und von diesen herab schließlich zu allen Bürger; einem Dichter viele Schauspielhäuser, einem Schauspielhause viele Schauspieler, wenigen Schauspielern viele Zuhörer. Der Freiheit (Eigenmacht) des Königs entspricht die bestimmte Freiheit (Gebundenheit) der Stände, der Gerichte.

Auch im Organismus ist die Entsprechung keine bloße Formel, sondern eine ebenso runde und plastische, die alle Seiten umfaßt. Den langen Hinterbeinen des Hasen entsprechen die kurzen Vorderbeine. Diese Entsprechung ist aber nicht rein quantitativ und formal-geometrisch zu nehmen, sondern nun werden auch die Leistungen als innere Organe dieses Körpers auf die Dotierung eine solche Einrichtung der Laufwerkzeuge abgestimmt, das heißt: ein auf schnell springenden Lauf solcher Art eingerichtetes Tier wird auch in seinen übrigen Organen nicht auf Trägheit, Schwerfälligkeit oder auf Mut, Stärke und Angriffe abzielen, sondern auf Flucht, Schwäche, Furchtsamkeit. — Das Gleiche läßt sich bei anderen Tieren und bei Pflanzen nachweisen. Die stufenmäßige Entsprechung hat in der abgestimmten Stufung der Nervenzentren, die rangmäßige im Unterschiede edler und nicht edler Organe, die Freiheitsentsprechung in der abgestimmten Tätigkeitsweise und Selbständigkeit der Organe ihre Belege. Auch das, was man häufig als „Gefüge", „Struktur" zu bezeichnen pflegt, liegt in der Entsprechung als einem Baugesetz aller Ganzheit.

Das beste Beispiel allseitiger Entsprechung bietet aber die **Physiognomik**, von der es einleuchtet, daß sie den Körper als die Vollgebärde, die Vollentsprechung aller seelischen Kräfte und Vermögen faßt. Denn nicht diese oder jene Eigenschaft drückt sich in Antlitz und Gestalt aus, sondern alle — im Verhältnisse ihrer Entsprechung. Die Gestalt ist etwas Plastisches, Rundes, sie muß darum von überallher nehmen, muß selbst der Ausdruck plastischer Entsprechung sein.

Durch Art (Leistung und Rang), Abstufung und Freiheit der Glieder erst — also durch die gesamte Verwirklichung der ebenbildlichen Ausgliederung — wird das, was vorher noch leere Hinordnung war, zur lebendigen Wechselseitigkeit, korrelativen Zugehörigkeit oder plastischen Entsprechung.

Was die Entsprechung arteigen kennzeichnet, ist die absolute Genauigkeit und Empfindlichkeit ihrer Einheit. Entsprechung geht nicht zu Markte und kennt kein Feilschen. Wer Ein Glied ändert in Denken, Leben, Gesellschaft, Organismus und jeglicher Ganzheit, ändert auch alle anderen Glieder; und er ändert alle anderen Dinge nicht bloß in einer Hinsicht, z. B. in quantitativer, formaler oder einer einzigen inhaltlichen Bestimmtheit, sondern er ändert durch inhaltliche Entsprechung hindurch auch alle leistungsmäßige, alle rangmäßige, alle stufengliedernde und alle freiheitsmächtige Entsprechung. Dieses Allseitige, Genaue und absolut Einheitliche ist eine der wichtigsten Eigenschaften der Entsprechung und der Hauptgrund, warum sie als eine eigene Weise hervorgehoben werden muß.

Der absoluten Empfindlichkeit und exakten Strenge der Entsprechung scheint es zu widersprechen, daß in der verhältnismäßigen Selbständigkeit im Eigenleben des Gliedes stets etwas von den Änderungen stecken bleibt, die es empfängt (welches „Steckenbleiben" oder „Sieben", die in aller Vermittlung enthalten ist, wir ja schon von früher her kennen, s. oben S. 171 f.). Aber es wäre ein Irrtum, zu glauben, daß darum die Änderungen nicht doch noch weitergegeben würden. *Was an Änderungen und Einwirkungen im Gliede „stecken" bleibt, ändert das Glied selbst und von diesen Änderungen gehen dann neue sinnvolle Entsprechungen auf die anderen Glieder und Ganzheiten weiter.* Es ist nur eine „Umformung" der ersten Änderung, welche durch die „Siebung" und das „Steckenbleiben" bewirkt wird; aber nicht eine Hemmung des Entsprechungsfortganges selber. Darum darf man die Empfindlichkeit eines Ganzen für die Entsprechung aller seiner Glieder nach allen Weisen hin mit der „Prinzessin auf der Erbse" vergleichen, welche durch viele Federbetten hindurch

die Unebenheit der kleinsten Erbse verspürt. Jedes Ganze ist in der Abgestimmtheit seiner Teile eine Prinzessin auf der Erbse, die von den allerkleinsten Unebenheiten gestört und um Ruhe und Frieden gebracht wird.

Als eine eigene Unterweise oder Form der Entsprechung kann die **Unstetigkeit** angesehen werden. Andere Namen dafür wären: Sprunghaftigkeit, Unvermitteltheit der Übergänge, Diskontinuität, organische Ungleichheit, Scheidung, Differenzierung.

In allen drei Arten der Ebenbildlichkeit, in Art, Stufe, Eigenleben, liegt diese Unstetigkeit oder Sprunghaftigkeit in ihrer Weise beschlossen und sie kommt dann in der allseitigen Entsprechung erst recht zum Ausdruck. Die auslegende Ebenbildlichkeit verlangt, daß von dem einen Teilganzen unvermittelt, d. h. aber: unstetig, abgebrochenerweise, zum andern übergegangen werde, z. B. vom Muskelsystem zum Nervensystem im Organismus, wofür es ausfüllende Übergänge nicht gibt, von Erkenntnis zum Wollen in unserm Geiste, von Volkstum zu Staat in der Gesellschaft usf. Im echten Ganzen ist jedes Teilganze, jedes Glied kraft der Entsprechung zwar auf das andere angelegt, aber es kann nicht durch allmählichen Übergang stetig in das andere übergeführt werden, weil es ja eben gerade eine a n d e r e Ebene und Richtung der Ebenbildlichkeit darstellt! Ebenso beim Stufenbau. „Abstufung" sagt schon, daß Sprünge, daß absetzende, unstetige Veränderungen bestehen. Und das Eigenleben endlich ist schon seinem Begriffe nach in sich selbst zurückbezogen und darum mit anderem nicht vermischbar, nicht stetig verbunden.

Allseitige „Entsprechung" ist darum nur möglich auf der Grundlage der Nicht-Stetigkeit der Übergänge, der Unvermitteltheit ihres Abbruches. Die Unstetigkeit durch Entsprechung

erweist sich überall als Denknotwendigkeit. Entsprechung duldet keinen stetigen Übergang, bedingt aber dafür Verwandtschaft. „Verwandtschaft" ist die Ersatzkategorie für die „Stetigkeit" in der quantitativen Verfahren- und Kategorienlehre.

Dieses Ergebnis ist eindeutig. Da aber in der mathematischen und mechanistischen Naturwissenschaft das Dogma der Stetigkeit die ganze Verfahrenlehre beherrscht, seien noch folgende Bemerkungen hierüber gestattet.

Die Mechanisten in der Biologie verfechten den Satz „Die Natur macht keine Sprünge". Dieser Satz ist richtig, wenn darunter der Ausschluß des Willkürlichen, Sprunghaften verstanden wird. Anders wenn er dahin gedeutet wird, daß grundsätzlich stetige Übergänge sein sollen, die durch „Variation" (bei Darwin) und Anpassung (bei Lamarck) von der einen Art zur andern, sowie vom Unorganischen zum Organischen hinführen. Demgegenüber hat Uexküll mit Recht den Satz verfochten: „Die Natur macht Sprünge[1])." Auch das Mendelsche Gesetz fordert ihn und jede verläßliche Beobachtung. Denn die Natur läßt nicht Eine Zelle immer größer werden, um einen ganzen Organismus hervorzubringen, sondern sie macht viele Zellen, d. h. sie bricht die eine ab, um zur andern überzugehen (was einen Sprung, eine Unstetigkeit in sich schließt); sie läßt auch ferner nicht die Zahl der Zellen immer mechanisch nachwachsen, sondern sie macht verschiedene Zellen mit arteigenen Leistungen im Ganzen des Organismus — „funktionelle Differenzierung" mit gegenseitiger Entsprechung.

Auch in der Physik kann von Licht zu Schall, vom elektromagnetischen Erscheinungsgebiet zum mechanischen schlechter-

---

[1]) Vgl. Bausteine zu einer biologischen Weltanschauung, München 1913, S. 17 ff.

dings kein Übergang hergestellt werden. Und die Atomtheoretiker, die alles auf qualitätlose Atomwirbel zurückführen wollen, werden niemals einen Weg finden, die Übergänge verständlich zu machen. Denn Qualität folgt nicht aus Quantität, wie oben (S. 142 f.) dargetan wurde. Dagegen ist rein von der Seite des mathematisch Faßbaren her die Physik allerdings auf Stetigkeit hingewiesen — falls nicht die moderne Quantentheorie hier eine grundsätzliche Neuerung zu behaupten vermag. Aber daß der mathematischen Physik die Begriffe Typus, Qualität nicht vorausgehen, wird sie niemals zu beweisen vermögen. In der Chemie ist die unvermittelte qualitative Verschiedenheit der in Verbindung tretenden Reagentien ohnehin begriffliche Grundvoraussetzung jedes Chemismus. Denn H_2 und O können sich zu Wasser nur verbinden, wenn sowohl sie selber untereinander wie von dem Endprodukte Wasser qualitativ unvermittelt geschieden sind; ferner ist Grundtatsache aller Chemie, daß sich die Elemente nur in ganz bestimmten Verhältnissen zueinander mischen, nicht aber auch in allen dazwischenliegenden Verhältnissen, wodurch die Verstetigung mittels dazwischenliegender Übergänge ausgeschlossen ist.

Um alle Mißverständnisse auszuschließen, sei noch eine Feststellung über das Verhältnis des Begriffes der Unstetigkeit zum materialistisch-atomistischen Begriff der Materie erlaubt.

„Sprung" und „Unstetigkeit" im dargelegten Sinne bedeutet keineswegs, daß sozus. ein Riß, ein leerer Raum und Abgrund zwischen dem streng Geschiedenen sich auftut. Gerade durch die Hingeordnetheit, d. i. die sinnvolle, plangemäße Entsprechung des Verschiedenen, wird eine Überbrückung, eine Verbindung und Vermittelung des Geschiedenen — und in diesem übertragenen Sinne eine Verstetigung des Unsteten — durchgeführt. Darum ist, und das sei auf das nachdrücklichste betont, die in Ebenbildlichkeit und Entsprechung gelegene

Unterkategorie des Sprunges durchaus kein Argument für die Atomistik in Physik und Chemie. Die Atomistik faßt den Sprung auf rohe und materialistische Weise dahin auf, daß die Körperteilchen unverbunden und durch einen Abgrund voneinander getrennt sind! Da sich aber der leere Raum im Begriffsgebäude der Physik nicht aufrechterhalten läßt, umhüllt die Physik jedes Atom mit einer Ätherhülle oder hilft sich durch andre Modifikationen dieses Kunststückes. Auf diese Weise behandelt die Atomistik die Korpuskel als absolut Losgetrennte — ein begrifflicher Widersinn, der wohl nicht mehr überboten werden kann, aber im gesellschaftlichen Individualismus seinen würdigen Vetter — oder Vater? — hat. Daß die atomistische Theorie der Materie ihren wesenswidrigen Unstetigkeitsbegriff auf dem Wege der Quantifizierung der Qualität nachträglich durch den Stetigkeitsbegriff ersetzen will, geht aus dem früher Ausgeführten hervor. — In Wahrheit ist das Wesentliche an der Unstetigkeit aber nur dieses, daß ein Ding ins andere (ein Glied ins andere) nicht durch stetige, unendlich kleine Übergänge übergehen kann; aber dagegen in seiner ganzen Wesenheit auf das andere Ding (Glied) angelegt, d. h. durch Entsprechung bestimmt ist. Der Riß, der leere Raum (geistig, qualitativ oder körperlich gemeint) wird durch jene Stetigkeit überwunden, die im Enthaltensein in seiner Ganzheit für jedes Glied liegt.

Das Hingeordnetsein, die Entsprechung ist jenes unentbehrliche Moment der Gründung und Verstetigung, durch welches das einzelne Ding gestützt und gehalten, ja vor der Vernichtung bewahrt wird.

Daß die Vorstellung der mit Abgründen durchsetzten Materie keine verfahrensmäßige Notwendigkeit für die Physik ist, beweist das Vorhandensein nicht-atomistischer Schulen zu allen Zeiten.

Die Entsprechung hat auch ihre arteigenen Vollkommenheitsformen. Die vollkommene Entsprechung ist Ausgeglichenheit (Zustand der Ruhe, Statik), die unvollkommene Unausgeglichenheit. Unausgeglichenheit enthält aber einen Widerspruch, die Nicht-Entsprechung, in sich, daher sich an sie eigene Ausgleichungsvorgänge zur Behebung der Störung schließen: Umgliederung, Krise sind die zur Neuherstellung der Entsprechung führenden Vorgänge (darüber s. unten § 19, S. 191 ff.). Besonders wichtig ist ferner alles das, was man als „Schutz gegen Störungen der Entsprechung" betrachten kann, die Rücklagen („Reserven") und Vorräte aller Art. Solche dienen sowohl der Aktiengesellschaft, der Bank und Sparkasse, wie jedem Wirtschafter; aber auch dem Feldherrn in der Schlacht gegen unvorhergesehene Zwischenfälle und Wendungen, und schon in der Organisation des Heeres wird die „2. Linie" und das „letzte Aufgebot" als eine Art Reserve von der 1. Linie unterschieden. — Der „Vorrat" nimmt im organischen Leben wie in der Gesellschaft überall die mannigfachsten Formen an. Die Natur der Vorratsbildung als Vollkommenheitskategorie wird besonders deutlich, wenn wir sie als „Krisenhilfe", „Umgliederungshilfe" bezeichnen, womit auch ausgesprochen ist, daß sie mehr in die genetischen als in die systematischen Kategorien gehört.

Zuletzt ist noch darauf zu verweisen, daß es auch eine Entsprechung in der Zeit gibt.

Was jetzt ist, ist, so wie es ist, nur, weil es früher in ganz bestimmter Weise angelegt war, in Früherem ganz bestimmte Voraussetzungen findet. Die deutsche Mystik, die deutsche Reformation und Gegenreformation, die deutsche Romantik und die deutsche klassische Philosophie — sind sie nicht aufs deutlichste Entsprechungen? — Doch weist dieser Begriff auf die Ent-

faltung der Ganzheit in der Zeit und auf die Weise des Schicksals hin, wo er darum weitere Begründung findet. (Darüber s. unten § 20 c, S. 212 ff.)

Neun Sätze über die Ebenbildlichkeit als Rückblick auf die Ausgliederung und Ebenbildlichkeit.

Wir können die früher gewonnene und nun in allen Auswirkungen erhärtete Einsicht, daß Ebenbildlichkeit die plastische Urweise, die Sachkategorie der Ausgliederung, ist, in folgende Sätze kleiden.

1. Ebenbildlichkeit verleiht Art (Wesen, Sachgehalt als ganzheitlichen, Ganzheitsgehalt oder Teilganzes).
2. Ebenbildlichkeit verleiht Stufe.
3. Ebenbildlichkeit verleiht Eigenleben (vita propria).
4. Ebenbildlichkeit verleiht Einzigartigkeit, jedoch nicht in der Form ungeleiteter Mannigfaltigkeit; sondern
5. Ebenbildlichkeit verleiht organische Ungleichheit (Ungleichheit nach Entsprechung).
6. Art verleiht Leistung.
7. Art verleiht Rang (die Vollkommenheit in der ebenbildlichen Gestalt).
8. Art, Stufe und Eigenleben zusammen verleihen Konkretheit oder Wirklichsein.
9. Ebenbildlichkeit überwindet die Unstetigkeit des organisch Ungleichen durch lückenlosen Entsprechungszusammenhang in Art, Stufe, Eigenleben, Leistung und Rang.

§ 19. Entfaltung oder Umgliederung als die Weise der Ausgliederung in der Zeit oder die genetischen Kategorien.

Erläuterung zu Lehrsatz 9: Die Ausgliederung des Ganzen in der Zeit hat die Weise der Entfaltung oder Umgliederung.

„Dieses Heraklistische oder Skeptische, daß nichts ruhend ist, muß von jedem aufgezeigt werden . . . .“ [Hegel[1])]

1. Der allgemeine Begriff der Entfaltung.

a) Allgemeine Begriffserklärung.

Bisher haben wir die Ganzheit nur systematisch betrachtet, nur als Gebäude von Gliedern, nicht als Vorgang, sondern zeitlos, wie es sich bei intelligiblen Ganzheiten — z. B. Begriff, Sprache, Grammatik als etwas Fertiges genommen — ergibt.

Die Wirklichkeit kennt aber nur Ganze, die sich in der Zeit darstellen. Die Ausgliederung in der Zeit nennen wir Entfaltung. Die Entfaltung ist durch die gleiche Ebenbildlichkeit bestimmt, wie die systematische Ausgliederung, da sie ja nichts andres ist als Ausgliederung; jedoch kommt Eines hinzu: daß die ausgegliederten Bestimmungsstücke dadurch eine arteigene Wesenheit erlangen, daß sie in der Reihenfolge der Zeit erscheinen. (Man denke nur an die Unterschiede von Jugend, Reife und Alter!) Es treten auf dieser Grundlage neue Sonderweisen auf, die nur der zeitlichen Ausgliederungsform, der Entfaltung, angehören!

Entfaltung ist in diesem Sinne einerlei mit Geschichte. Sie zeigt uns, daß alles, was geschieht, nur an einer bestimmten zeitlichen Stelle so geschehen kann, wie

---

[1]) Geschichte der Philosophie, hrsg. v. Bolland, Leyden 1908, S. 1082.

es geschieht. Der systematischen entspricht die zeitliche Region. Das ergibt den Satz: „Entfaltung hat die Weise des rechten Augenblicks oder der Zeitstelle. „καιρός", der rechte Zeitpunkt, heißt es im Griechischen, ein Wort, welches das Genie der griechischen Sprache nicht nur beiläufig bildete, sondern das *eine Seinsweise alles geschichtlichen Geschehens ist*. „καιρός" ist eine Sonderkategorie der Entfaltung. Ebenso wie es in der Logik den richtigen Schluß gibt, so gibt es im Handeln (im zeitlichen Fortgang der Ausgliederung überhaupt) das Einsetzen im richtigen Zeitpunkt, die *Gelegenheit*. Und was in der Logik der Schlußfehler ist, das ist in Politik und Geschichte die Versäumnis des richtigen Augenblickes, sei es durch zu langes Zögern, sei es durch zu frühes Losbrechen, indem man gleichsam den zweiten Schritt vor dem ersten macht. „Zugreifen" wie kühles „Abwarten" sind darum von je besondere Tugenden des Politikers gewesen.

Der Begriff der Entfaltung lehrt uns die *absolute Geschichtlichkeit alles Daseins verstehen, ohne aber die theoretische Erforschungsmöglichkeit der Ganzheit auszuschließen* (wie sich schon oben S. 164 in einem andern Zusammenhange ergab). Es ist dies von besonderer Bedeutung. Denn die bloße Behauptung der Geschichtlichkeit alles Daseins schlechthin führt zur vollständigen Theorielosigkeit und schließlich zur Versandung der Wissenschaft, wie dies die geschichtlichen Schulen in der Rechtswissenschaft (Savigny, Puchta) und in der Volkswirtschaftslehre (von Roscher bis Schmoller) bewiesen; und wie dies zum Unheil die Windelband-Rickertische Geschichtslogik heute neuerdings fordert, indem sie die geschichtliche (idiographische) und theoretische (nomothetische) Erkenntnis als reine Gegensätze einander gegenüberstellt. Wenn aber, wie es nach unseren Voraussetzungen geschieht, das einmalige geschichtliche Dasein einer Ganzheit angehört, dann ist es ein-

malig, einzigartig nur als Zeitglied, gattungsmäßig bestimmt jedoch als Systemglied, als Teil seiner Ganzheit — und dann ist also auch Theorie möglich. Der Begriff der Entfaltung ermöglicht erst, daß alles Geschehen sowohl der geschichtlichen wie theoretischen Betrachtung unterworfen wird. Alles Dasein, auch der Natur, sowohl der organischen, wie elementaren, ist absolut geschichtlich bestimmt; aber weil alles Dasein Ganzheit ist und alle Ganzheit systematisch ist, so ist es der theoretisch-systematischen Erforschung fähig. Die erträumte Auflösung des konkret Gegebenen, d. h. des Geschichtlichen in reine Theorie, wird niemals gelingen, auch nicht in der Naturwissenschaft, wo man durch das graue „Atom" einen vollkommen ungeschichtlichen, schicksallosen Träger aller Erscheinungen sich erschließen wollte. Erst wenn Physik und Chemie zur Geschichtlichkeit ihrer Erscheinungen eine Stellung gewinnen, werden sie auch ihre verfahrenmäßige Vollkommenheit gewinnen, weil erst dann die theoretische Einsicht auf den richtigen Boden gestellt werden kann und der rein mechanischen Umklammerung entgeht. — Das will nicht heißen, daß die heutige mathematische Physik aufzugeben sei, es will nur sagen, daß der sie verfahrenmäßig bestimmende Gesichtspunkt nicht der allein herrschende sein darf. Oder sollte jemand leugnen wollen, daß jeder konkrete Naturvorgang ein absolut einmaliger ist?

Diese Erwägungen bestätigen, was wir eingangs bemerkten und nun allgemeiner fassen können: Ausgliederung ist an sich nur eine systematische Kategorie, Entfaltung oder Umgliederung ist die konkret-reale Kategorie, ist jene der geschichtlich-empirischen Wirklichkeit.

Hiermit ist das Wesentlichste über den Begriff der Entfaltung ausgesprochen. Zur weiteren Erläuterung und Abgren-

zung unserer Ansicht von den Gegnern mögen aber noch folgende Auseinandersetzungen gestattet sein.

b) Entfaltung gegen mechanische „Entwicklung" und mechanischen „Ablauf".

„Entfaltung" in unserem Sinne ist der Gegenbegriff gegen den Begriff einer mechanischen „Entwicklung", wie sie namentlich im Darwinismus und im Marxismus gefaßt wird, nämlich als sinnlose auf einem selbsttätigen Mechanismus beruhende Entwicklung, Entwicklung geradeaus, immerzu, ohne Ende! Nicht nur, daß eine mechanische Entwicklung ein Widerspruch in sich ist, ein sinnloser Sinn, ein wertloser Wert (denn Entwicklung kann nur sinnvoll, als Richtung auf ein Ziel, also unmechanisch begriffen werden!); sondern auch, daß sie geradeaus, unaufhörlich nach vorwärts oder aufwärts geht, ist widerspruchsvoll; beides — „mechanisch" und „unaufhörlich" — macht sie zur bloßen Veränderung.

„Entfaltung" ist ferner auch die Gegenkategorie gegen den Begriff des mechanischen „Ablaufes" oder „Prozesses" oder der mechanischen „Veränderung" überhaupt. Denn Entfaltung sagt: daß die Veränderung nicht unaufhörlich weitergehen kann, weil sie Entfaltung einer Ganzheit, eines Geschlossenen, Gestalteten, in sich zurück Bezogenen ist. Keine Veränderung, kein „Ablauf" und „Prozeß" kann nach dem Begriffe der Entfaltung richtungslos sein, sondern muß dem zeitlichen Ausgliederungsgange eines Ganzen angehören! Genau so wie niemand sagen kann „ich gehe" (schlechthin), weil niemand schlechthin geht, sondern irgendwohin geht, z. B. nach Wien. Dies ist der Ganzheit überall eigen, daß sie in aller Veränderung und Entfaltung bei sich selbst bleiben und sich selbst behaupten muß. Das Taubenei kann sich bis zur Taube entfalten, nie und nimmer aber zum Papageien oder zum Hunde, und wenn dieser Darstellungsprozeß auch Millionen Jahre dauern würde. Keine

Ganzheit kann in der Entfaltung über sich selbst hinausschreiten, sie kann sich immer nur selber d a r s t e l l e n, — sei es, daß dieser Vorgang rein wesenhaft (systematisch) als Ausgliederung, sei es, daß er in der Zeit als umgliedernde Entfaltung betrachtet wird.

c) Entfaltung keine materialistische Einschachtelung.

Entfaltung darf also selber in keiner Weise mechanisch und materialistisch verstanden werden, darum insbes. auch nicht im Sinne der alten Einschachtelungstheorie, welche das Werden aus dem Keime so erklären wollte, als wäre in ihm schon alles leibhaftig vorgebildet und brauchte nur zu w a ch s e n, d. h. nur der Menge nach sich zu vergrößern, wie sich z. B. die Blätter in der Knospe schon vorgebildet und eingefaltet vorfinden. Diese ganze materialistische Vorstellung muß von jeder tieferen Ganzheitsbetrachtung unbedingt abgelehnt werden. Das folgt schon aus dem Begriffe des Gliedes — ist doch auch das Glied, wie wir so oft sahen, kein Kleinbild (Abklatsch), sondern eine Kleinwelt seines Ganzen; darum kann auch der Keim kein Klein b i l d, sondern nur eine Klein w e l t des späteren Organismus sein. — Daß Ganzheit sich nie in dem Sinne entfaltet, als sei das Auszubildende schon im Kleinen in ihr, folgt aber auch aus den Sätzen: „Das Ganze wird in den Teilen geboren", „Das Ganze ist vor dem Teile". Ist es nämlich vor den Teilen und wird es im zeitlichen Fortschreitungsvorgang erst geboren (dargestellt), so kann es nicht schon von Anbeginn dargestellt, geboren sein. Ganzes als solches ist ja überhaupt nicht vorhanden, geschweige denn in der Form, aus einem Kleinbild, dem Keime, zu bestehen. Ein „Keim" ist daher niemals der eingefaltete große Mensch; ein „Einfall", eine „Idee" niemals das eingefaltete große System von Begriffen; ein Wort noch nicht der eingefaltete Satz; ein Stück Geld noch nicht das eingefaltete Tauschgeschäft; und ebenso ist auch nicht das

Teilganze der eingefaltete Stufenbau seiner Glieder. Alle diese Keime verhalten sich nur als Anlage zur Ausgestaltung, als Potenzen zur Aktuiertheit, sind nur die Möglichkeit dessen, was später verwirklicht wird. „Entfaltung" heißt daher nichts anderes als der Aktuierungsprozeß der Ausgliederung des Ganzen in seine Teile von der Seite der Zeit her betrachtet.

2. Der Verlauf der Entfaltung oder die Umgliederung.

a) Allgemeine Begriffsbestimmung.

Die Entfaltung geschieht, wie sich zeigte, ebensowenig wie die reine Ausgliederung in der Weise, daß sich das Ganze nun in der Zeit Stück für Stück, d. h. in Vereinzeltem, darstellte; sondern die Veränderung einer jeweils gegebenen Ganzheit hat jedesmal ein vollständig ausgegliedertes Ganzes, ein vollständiges Gebäude von Gliedern zur Grundlage. Von dieser Grundlage geht sie aus. Entfaltung geschieht daher so, daß sich 1. in einem jeweils systematisch ausgegliederten Ganzen ein bestimmtes Glied, Zwischenganzes oder Teilganzes ändert; und daß sich 2. dieser Änderung gemäß nun bei allen anderen Gliedern, Zwischenganzen und Teilganzen, neue Entsprechungen sinngemäß ergeben müssen. Die Herstellung dieser neuen Entsprechungen nennen wir im engeren Sinne den Umgliederungsvorgang. Und da in ihr der ganze Verlauf der Entfaltung sich vollzieht, können wir auch den Entfaltungsverlauf als Ganzes „Umgliederung" nennen. Der Weg der Ausgliederung in der Zeit ist der Prozeß der Herstellung neuer Entsprechungen, ist Entfaltung oder Umgliederung. Hierfür einige Beispiele.

Alle früheren Beispiele für die Entsprechung (siehe oben S. 177 f.) erläutern auch die Umgliederung, weshalb wir uns hier kurz fassen können.

Ein einfaches Beispiel bietet das organische Leben mit dem Gange des Stoffwechsels. Dieser ist nämlich dadurch gekennzeichnet, daß er

„regulatorisch" stattfindet, d. h. im Dienste des Ganzen, nicht ohne Hinordnung auf die andern Organe, nicht mechanisch. „Jetzt geht ein chemischer Aufbau hier vor sich und bald wird ein chemischer Abbau dort vor sich gehen . . ." (Driesch). Was die Physiologen „regulatorisch" nennen, ist in Wahrheit die Herstellung einer neuen Entsprechung, eine Folge von Schritten, die der Planmäßigkeit oder Ganzheit des Organismus gemäß ist. Wenn im Organ A ein Abbau stattfand, müssen in sämtlichen Organen neue Entsprechungen auftreten.

Das einfachste und durchsichtigste Beispiel der Umgliederung aber bietet — man erschrecke vor dem nüchternen Fall nicht — eine Fabrik, in der eine neue Maschine eingestellt wird. Nun ändert sich die ganze Fabrik: zunächst muß die betreffende Abteilung, dann die Buchhaltung, die Kalkulation, die Rohstoff- und Arbeiterverwendung geändert werden und schließlich muß die ganze Fabrik „umgestellt", d. h. umgegliedert werden!

Das Gleiche zeigt sich im Staate. Wird ein neues Staatsorgan, z. B. in einem vorher absolutistischen Staate ein Parlament eingeführt, so müssen *alle* Staatsorgane daraufhin verändert, nämlich umgegliedert werden. Ein andres Organ als früher ist nun der König, ein andres als früher die Ministerien, andre Organe sind nun alle Behörden und Beamten, sind die Richter usf. geworden, denn ihre Rechte und Pflichten, ihre ganze Stellung, müssen sich nun alle *entsprechend* den Rechten und Pflichten und der ganzen Wirksamkeit des neuen Organs „Parlament", ändern. — So geht es in jeder Organisation, sei es Kirche, Heer, Familie, Zunft oder Verein. Der Veränderung eines einzigen Organs wird stets ein Umgliederungsvorgang des ganzen Gliederbaues entsprechen.

Ein andres Beispiel bietet der Begriff. Wenn ein Merkmal an einem Begriffe eine Veränderung erfährt, so muß das auf den Zusammenhang aller andern Merkmale eine „Rückwirkung" haben — d. h. der gesamte Zusammenhang muß *umgegliedert* werden, die Entsprechungen müssen neu hergestellt werden und zuletzt ist ein neu ausgegliedertes Ganzes von Merkmalen (Begriffsgliedern) vorhanden. Nebenbei gesagt, ersieht man da, daß auch das Wesen der logischen Operationen „Umgliederung" ist.

In diesem Zusammenhange ist auch wieder zu betonen, daß alle scheinbare *Neubildung* von Ganzheiten (z. B. eines Staates, einer Kirche, einer Fabrik) in Wirklichkeit nur Umgliederung, Umbildung ist, bei der aus alten Staaten neue, aus früheren Kirchen und Religionen neue, aus alten Unternehmungen neue hervorgehen (weitere Beispiele darüber siehe unten S. 206 bei dem Satze: „Ganzes kommt nur aus Ganzem").

Diese Beispiele zeigen: daß Umgliederung kein mechanischer, kein richtungs- und sinnloser Prozeß ist. Denn es ist nicht an dem, daß nach dem Gliede a das Glied a′, dann statt b auch b′ gesetzt würde usf., also eine mechanische Fortschiebung stattfände und die Veränderung „selbsttätig" nach mechanischen Energieäquivalenten u. dgl. geschähe. Denn ein planmäßig, sinnvoll *entsprechendes* b′ ist mechanisch gar nicht zu ermitteln — es beruht ja auf ganzheitlicher Ergänzung! Das sehen wir auch am Organismus. Der Organismus, der sich vom fötalen Zustande bis zum Alter unaufhörlich ändert, kann dieses nicht durch eine rein chemisch und umweltlich bestimmte Assimilation (mechanische massenmäßige Anhäufung und Aufnahme) tun; ebensowenig durch eine rein massenmäßige Dissimilation (mechanische Auflösung und Ausscheidung). Das ist nur durch einen ganzheitlich bestimmten Vorgang möglich — die Umgliederung.

b) Rücknahme oder Reduktion.

Über diese unmechanische Wesenheit hinaus kommt aber der Umgliederung noch ein weiterer und wichtigerer Grundzug zu, das, was wir die *Rücknahme oder Reduktion* nennen wollen. Es sei erlaubt, diesen vielleicht schwierigen, aber eindeutig klaren Begriff gerade wieder an dem ganz äußerlichen und nüchternen Beispiele der Fabriksumstellung zu erläutern.

Wenn ein Fabrikant eine neue Maschine einstellt, so muß das, wie wir früher sahen, die Umgliederung der ganzen Fabrik nach sich ziehen. Wie geschieht aber diese Umgliederung, was macht der Fabrikant in Wahrheit, wenn er die neue Maschine einstellt? *Er muß diese neue Maschine in Gedanken an die Ganzheit seiner Fabrik halten.* Er wird feststellen, wie der Kohlenverbrauch der Dampfmaschine, die Schnelligkeit des Ganges der übrigen Maschinen,

der Personalaufwand, die Generalunkosten u. v. a. nun durch die neue Maschine in Mitleidenschaft gezogen werden. Er findet dann, daß eine ganz neue Kalkulation für sämtliche Erzeugnisse der Fabrik, z. B. infolge nunmehriger „besserer Ausnützung der Maschinenanlagen", „besserer Ausnützung des Gebäudekapitals" neuer „Verwertung von Rohstoffabfällen", sich ergibt. Diese Abweichungen mögen klein oder groß sein, sie bedeuten:

1. daß in Gedanken alle Glieder der Fabrik zurückgenommen (in Gedanken suspendiert, aufgehoben) wurden;

2. daß einige Glieder, die bei der neuen Gestalt der Fabrik sich nicht mehr tauglich („lohnend", voll leistend) erweisen, ausgeschieden wurden; daß

3. die andern aber in veränderter Gestalt — denn die gesamte Fabrik hat nun einen leise veränderten Aufbau erhalten — wieder ausgegliedert wurden.

Damit haben wir die wesentlichste Eigenschaft erfaßt, die das Geheimnis aller Umgliederung enthält: die Rücknahme aller Glieder; und auf dieser gründend: die Wiederausgliederung jener Glieder, die sich auch in der neuen Gliederung der Ganzheit bewähren, was wir die Bestätigung der bewährten Glieder nennen wollen; und ferner die Ausscheidung der nicht bewährten, der in der neu ausgegliederten Ganzheit nicht mehr brauchbaren.

Es ergibt sich: daß alle Umgliederung von Aufnahme neuer Glieder und von Ausscheidung alter notwendig begleitet ist. Die Erscheinung der Neuaufnahme ist im organischen Leben als „Nahrung", „Alimentation" (in der Folge: „Assimilation") bekannt, jene der Ausscheidung als Abbau („Dissimilation") und Ausscheidung („Exkrementation"), beides mit einem Worte als — Stoffwechsel. Wo Entfaltung von Ganzheit, wo Leben ist, muß Aufnahme und Ausscheidung, muß Stoffwechsel sein. Wir

sehen darum gleichartige Vorgänge auch auf dem Gebiete der logischen Ganzheiten, wo lebendige Erkenntnis und Vertiefung des Wissens sich durch Aufnahme neuer Glieder (neuer „Merkmale", neuer „Wesentlichkeit" in den alten Merkmalen) wie durch die Abstoßung alter bildet, die nun als „unwesentlich" oder als „irrtümlich" sich herausstellen, sei es, daß das alte Begriffsgebäude eine rein logische Umbildung durch Klärung der Begriffe erfuhr, sei es, daß durch neue Erfahrungen alte Merkmale und Erkenntnisse „umgestaltet" wurden usw. — So wie die Umbildung (Umgliederung) der Erkenntnisse spielt sich auch jene der ästhetischen und religiösen Inhalte ab. Die „Umbildung des Stiles", die „Festigung" der religiösen Dogmen kann, wie jede Umgliederung, nur durch Neuaufnahme und Ausscheidung vor sich gehen. — Ebenso kennt der Staat „absterbende Organe" und „neu gebildete Organe". Dasselbe zeigt sich am Rechte, wo die Außerkraftsetzung alter Rechtssätze mit der Gültigkeit neuer Hand in Hand geht und in diesem Sinne ein „Stoffwechsel" mit der Umgliederung durch den ebenso offensichtlich am Tage liegenden Akt der Rücknahme vor sich geht, wie er sich am obigen Beispiele der Fabrik gezeigt hat. Und überall, wo man auch hinblickt, erweist es sich, daß eine Umgliederung ohne die Begleiterscheinungen der Aufnahme und Ausscheidung undenkbar wäre.

Die Bedingung für Aufnahme und Ausscheidung — der Eingliederungsgrund und Ausgliederungsgrund — liegt in der „Rücknahme", in der einfachen Tatsache, daß durch die Einführung eines neu gültigen Gliedes der *ganze* bisher ausgegliederte Gliederbestand innerlich zurückgenommen, gleichsam heimgefallen ist; und darin, daß in der Neuausgliederung nur das Bestätigte behalten, dagegen das Unbestätigte ausgeschieden wird; wie ja auch die Erben eines Gutes alles wieder verlieren, wenn ihnen ein neuer Bruder geboren wird und das Ihre als neue Glieder der neuen Familie erst wieder neu empfangen

müssen (falls sie dann nicht als nicht mehr erbberechtigt ganz ausscheiden).

Der Begriff der Rücknahme wird eine weitere Bestimmung erst unten, III. Hauptstück, § 26 (Mittewendigkeit), S. 258 ff. erfahren. Die hier gegebene Begriffserklärung reicht aber für seine Rolle in der Umgliederung vollständig aus.

Zusatz über die methodischen Folgerungen aus dem Begriffe der Rücknahme. So wie wir eine rein ungeschichtliche Wissenschaft kategorial nicht anerkennen können, so können wir auch einen nicht umgliedernden, nicht durch Rücknahme seiner Glieder Stoffwechsel hervorbringenden Gegenstand kategorial nicht anerkennen. Wissenschaften, welche davon keine Spur an ihrem Gegenstande aufzeigen wollen und Umgliederung wie Stoffwechsel methodisch verneinen, leiden an einem inneren Mangel. Die verfahrliche Möglichkeit zur Anwendung unsrer Kategorien muß aber selbst bei dem heutigen, ausschließlich mathematisch bestimmten Zustande von Physik und Chemie zugegeben werden. Ist doch in gewissem Sinne jeder physikalische Vorgang ein Umgliederungsprozeß, z. B. jede Bewegung eine „Umgliederung" im Gravitationsfelde (wenn auch dieses rein mathematisch als sinnvolle Ganzheit nicht begriffen werden kann). Daß aber auch die chemischen Elemente nicht vollkommen homogen sind, dafür sind in Begriffen wie dem status nascendi, der verschiedenen Wertigkeit des Elements und dem unausgesetzten Bemühen, das Atom immer neu innerlich zu komplizieren sowie in der Nötigung, immer neue historische Daten einzuführen („historisch" im logischen Sinne, wie „Quanten", „Konstanz der Lichtgeschwindigkeit" u. a.) Fingerzeige vorhanden.

c) Zusammenfassung. Umgliederung als Leben.

Durch all die obigen Ausführungen wurde abermals dargetan, daß und inwiefern Umgliederung kein Vorgang ist, der mechanisch neben der fertigen Ganzheit, neben der Ausgegliedertheit vor sich ginge. Bei der Umgliederung ändern sich niemals einzelne Stücke für sich, wie in der Summe, im Aggregat; sondern die Ganzheit selbst ist es, welche die Ausgliederung immer neu ordnet.

Das Bisherige zusammengefaßt, ergeben sich uns die folgenden Sätze:

1. Umgliederung vollzieht sich in Neuausgliederung.

2. Neuausgliederung ist nur dadurch möglich, daß jeweils alle Glieder der Ganzheit zurückgenommen werden (die gesamte Ganzheit, hypothetisch oder konkret, aufgehoben wird) und eine neu gegliederte Ganzheit wieder zur Ausgliederung kommt, in der die meisten Glieder bestätigt wieder erscheinen, einige Glieder neu erscheinen, andere ausgeschieden wurden. Nahrung, Assimilation, Dissimilation, Ausscheidung und Wiederausgliederung sind daher allgemeingültige Begleiterscheinungen aller Umgliederung — alles Lebens. — Aus diesen Bestimmungen ergibt sich als Folgerung:

3. daß Umgliederung ihrem Wesen nach Wiederherstellung ist, d. h. aber: Reproduktion, Zeugung darstellt. Denn das zurückgenommene Glied wird wieder ausgegliedert. In der Wiederausgliederung liegt nicht nur eine Auferstehung des Alten, sondern auch eine Fortsetzung, eine Fortzeugung. Was sich nicht wiedererzeugt, ist nicht lebendig, Fortpflanzung und Tod sind damit wesentliche Eigenschaften, die jedem Ganzheitlichen, jedem Leben kategorial zukommen.

Auch der alte aristotelische Satz, daß jedem Werden ein Vergehen entspricht, findet seinen Platz in dem entwickelten Begriffe der Umgliederung und des Lebens. Umgliederung beruht eben auf Rücknahme = Vergehen; Wiederherstellung und Werden auf Wiederausgliederung — darum kommt Werden notwendig aus Vergehen, darum nährt sich Leben ewig vom Tode.

Wir können aber die erkannten Momente des Lebens noch näher bestimmen und erhalten dann folgende Reihe: Tod als erste Phase der Rücknahme — oder aber als endgültiger Rückfall; Wiederherstellung als Reproduktion, Zeugung (Fortzeugung); Wiederherstellung als Auferstehung. In Fortzeugung und Auferstehung zeigt sich endlich auch eine Selbstüberwindung des Lebens, ein Streben zum Höheren,

der sog. Fortschritt. — Das sind die Momente, die mit allem Leben unauflöslich verbunden sind!

Wenn im Fortzeugen ein Überwinden des Früheren, ein In-die-Vergangenheit-Setzen des Bisherigen liegt, so ist noch zu bemerken, daß dies kein Fortgang noch Fortschritt (Vervollkommnung) ins Unendliche, geradeaus, immerzu, sein kann, weil dem der Begriff der Ganzheit entgegensteht. Die Ganzheit ist etwas Geschlossenes, nicht ohne Ende, ohne Gestalt, veränderlich und zu steigern. (Weiteres darüber s. unter den Rückverbindungskategorien „Zentrum" und „Persönlichkeit" unten § 24, 2 und § 29, S 241 ff., S. 258 ff. u. S. 280 ff.)

d) Die Notwendigkeit der Umgliederung.

Die Frage, warum die Ganzheit sich nicht in ewiger Herrlichkeit eines strahlenden, eines einmal für immer ausgegliederten Gliederbaues erfreut und in seliger Ruhe ihrer selbst genießt, warum sie vielmehr in rastloser, stetiger Veränderung sich umgliedert, wird sich wohl rein rational nie ergründen lassen. Denn das hieße die Notwendigkeit der Zeit und alles Zeitlichen überhaupt erklären. Aber einiges läßt sich von den Schlüsselbegriffen der Ganzheit her dennoch darüber erkennen.

Im Mittelpunkte einer solchen Betrachtung muß der Umstand stehen, daß das Glied kraft der lebendigmachenden Ebenbildlichkeit notwendig als Eigenmacht und Eigenleben (vita propria) gesetzt ist. D a r u m m u ß e s s e i n L e b e n n o t w e n d i g a u c h b e t ä t i g e n. Es kann nicht stille stehen, Tat ist seine Losung. Darum sehen wir in der Welt das Stockende, Ruhende überall zurückgehen und in sich ersterben. Nichtstun ist Tod, nur Tat ist Leben. Das ist urälteste Weisheit. Unsere Altvordern schmückten auch das Leben nach dem Tode mit Taten aus und kämpften an der Seite ihrer Götter bis ans Ende um die Verklärung der Welt. Die Sprache sagt es uns im Gebrauche mancher Wörter, z. B. indem sie taub, gotisch

daufs, „verstockt", mit dumm, leblos zusammenstellt. Sie sagt es uns in vielen Sprichwörtern: „Was rastet, rostet", „Streben ist Leben", „Arbeit gewinnt Feuer aus Steinen". Welche Täuschung ist dagegen das „in Ruhe Genießen"! Nur der Held, der Heilige, der Weise genießen, weil nur sie sich ganz einsetzen und opfern. (Auch die „romantische Faulheit" ist kein Nichtstun, sondern innerliche Anspannung, ist inneres, statt äußeres Werk.) Der behagliche Mensch dagegen ist überall welk und elend; da er ohne Arbeit, Sporn und Anstrengung ist, wird ihm die schönste Gabe schal.

Darum begreifen wir, daß die Tat, indem sie die Entfaltung und Umgliederung in sich schließt, das Lebensgesetz aller Ganzheit ist. Aber die Tat hat wieder dasselbe Lebensgesetz wie alles Eigenleben, es ist das der Hingabe. Nicht erst die Rücknahme und der Rückfall: schon jedes Selbstsein hat Tod an sich, wie es uns schon die kurze Überlegung über die Vollkommenheitskategorien des Eigenlebens gelehrt hat (s. oben § 13, S. 134). Wir fanden, daß überall, wo das Glied sich in seinem Eigenleben von der Ganzheit getrennt sieht, ihm auch seine Lebensgrundlage, seine Lebensluft entschwindet. Das überwuchernde Organ schädigt den ganzen Organismus und dadurch seine eigene Lebensgrundlage. Von der Ganzheit (durch ein Mehr oder Weniger) sich abkehren, das bedeutet die Beschreitung des Weges zur Selbstvernichtung. Sich nicht hingeben, heißt sterben gehen. Darum bringt in der Ausgliederung das Glied unaufhörlich sich selbst dem Ganzen dar, in immer erneuerter Rücknahme reduziert es sich immer wieder auf seine Wurzel und Einheit, und nur dadurch sichert und zeugt es sein Leben zu immer erneuter Ausgliederung. Auf solche Weise muß man verstehen, daß Sein schon die Hingabe, selbstsüchtiges Eigenleben schon den Tod in sich hat, um auch zu begreifen, daß alles Reale sich in Umgliederung befindet und daß das Ruhende auch das Tote und Nichtseiende sein muß.

Indem die Ausgliederung schon auf die Rücknahme angelegt ist, ist Tod das Los alles Wirklichen. Dieses, daß alles Wirkliche sterblich ist, ist darum ein Urgesetz, welches nur eine verblendete materialistische Physik leugnen kann, die aus angeblich unverwüstlichen Atomen die Welt aufbauen will. — Es ist ferner auch klar, daß jeder Physiologie der Tod ein absolutes Rätsel bleiben muß, solange sie vom lauteren Leben aus den Tod zu „erklären" sucht. Man muß schon in jedem Lebensakte selbst den Tod erkennen! Wenn das Leben nicht fortwährend stürbe, wie könnte es dann je sterben? Und erst weil es fortwährend stirbt, muß es auch fortwährend geboren werden. Wenn es nicht fortwährend neu geboren würde, wie könnte es dann überhaupt je geboren werden?

Auch das Leiden lernt man von hier aus verstehen, soweit es dem Eigenleben die tiefsten Antriebe und die mächtigste Läuterung gibt. — Und endlich liegt in der Sterblichkeit alles Wirklichen und in dem immer währenden Weltenbrand, der immerwährenden Weltendämmerung, die sie in sich schließt, auch die Idee der Erlösung und Verklärung, die keiner Religion, keinem tiefen Begriff des Lebens fremd ist. Denn keine Ganzheit ist zu reiner Ausgliederung, kein Wirkliches zu dauerndem Bestande fähig. Alles fällt erneuerter Ausgliederung, der Umgliederung durch Rücknahme, anheim.

Dies alles erwogen, erscheint nicht eigentlich die Wiederausgliederung (Wiederherstellung, Auferstehung) als das Rätselhafte an der Ausgliederung; denn alles, was an der Ganzheit ist, ist nun einmal als Leben nur durch unaufhörliche Wiederausgliederung im Laufe der Umgliederung, nur durch unaufhörliches neues Sich-Setzen der Ganzheit im Gliede. Schwieriger erscheint das Verschwinden eines Gliedes, die Nicht-Wiederausgliederung des vom Schauplatze Zurückgenommenen. Dieses Verschwinden wird nur begreiflich, wenn man bedenkt, daß im Begriffe der Zeit auch jener der Veränderung

liegt und die Ganzheit selber es ist, die sich im Gange der Entfaltung mit neuem Sinn und Leben erfüllt; gleichwie wir auch in Tod und Wiederherstellung des Gliedes eine Überwindung des Früheren sahen, also auch die Ganzheit selbst! Es ist die sinnvolle Fortschreitung in der Ausgliederung des Ganzen, die zum Begriffe der Entfaltung selbst notwendig gehört. — Im Begriffe des „Schicksals" wird darauf später zurückzukommen sein (s. unten S. 214 ff.).

e) Entfaltungsbegriff und Zeitbegriff.

Eine Theorie der Zeit ist hier nicht zu geben. Jedoch dürften, da die umgliedernde Entfaltung auf die Zeit hinweist, folgende aufklärende Bemerkungen angemessen sein.

Zuerst ist die Zusammenstellung der Zeit mit dem Raume zurückzuweisen, die durch Kant eingeführt und heute trotz der im späteren Fichte, späteren Schelling und bei Hegel vorhandenen besseren Einsichten, noch herrscht. Der Raum ist eine „Sinnesqualität", denn das bloß logische Außereinandersein trifft auch für unräumliche Dinge zu, z. B. für den Begriff, dessen Merkmale auseinanderfallen, ohne räumlich zu sein; aber die Zeit ist eine Form, die schon vor der sinnfälligen Ausgliederung ist, jene Form, die „Ausgliederung" erst zu Entfaltung (Umgliederung) macht.

Zeit ist nur möglich durch Zeitloses. Wie das Ganze vor dem Teil ist und eben darum nicht der Teil, so das Nicht-Zeitliche vor der Zeit. Das „Ganze als solches", das kein Dasein hat, aber in den Teilen nicht untergeht, also vor den Teilen ist, am Grunde der Teile ungeformt herrscht — es ist zugleich das Zeitlose, es ist das, was nicht in die Zeit eingeht und *dadurch die Entfaltung in der Zeit ermöglicht*. Wäre nicht das Einheitliche, Zeitlose, so könnte nicht der zeitliche Umtrieb in der Entfaltung sein; wäre nicht Einheit, so könnte nicht Vielheit sein; wäre nicht Zentrum, so könnte nicht Umkreis sein

usf. Oder vom umgekehrten Standpunkte, der Vielheit aus betrachtet: Ebensowenig wie das Mannigfaltige ohne Einheit ist, indem das ebenbildlich Mannigfaltige in der Ganzheit seine Einheit findet — ebensowenig kann das zerstreute Zeitliche ohne das Überzeitliche, ohne das Ganze als solches sein und begriffen werden.

Und darum kommen wir wieder auf unsere alte Formel zurück (s. oben S. 137 f.): Was war, wird nimmermehr ungeschehen, was war, sinkt nicht in den Abgrund des Nichts hinunter! Ist doch die Umgliederung kein willkürliches und zufälliges Herumschneien der Atome. Sie gründet stets auf dem, was vorher geschah. Das Frühere ist in der Form der zeitlichen Entsprechung die Grundlage für das Spätere. Es ist kein leeres Wort, daß Vergangenes im Gegenwärtigen lebendig sei, denn Umgliederung ist ohne systematischen Bezug auf die frühere Ausgliederung derselben Ganzheit nicht möglich! Die Umgliederung knüpft aber auch nicht nur an den augenblicklich vorhergehenden Zustand an, sondern grundsätzlich an alle vorhergehenden Zustände; die allerdings nicht alle gleich wirksam, gleich wesenhaft für jede Gegenwart sind. Indem z. B. der Leser dieses Buches diese Zeilen liest, knüpft er an seine Volksschulzeit an, in der er lesen lernte. In diesem Falle ist es zwar ein recht äußerliches Bestimmtwerden durch Früheres, aber auch dieses Äußerliche und Nebensächliche erweist sich als durchgängig bestimmend. Der Sünder lebt stets von seinen besseren Zeiten, der Gebesserte durch und in der fortdauernden Überwindung der Fehler früherer Zeit, welcher Überwindung als einer wesentlichen und in heißem Bemühen vollzogenen Bezugnahme auf das Vergangene er allein das Seinige verdankt. Der Emporkömmling fußt auf dem Früheren, der Gestürzte ebenfalls. Und in der Geschichte sehen wir jede Kultur, jedes Zeitalter auf die ihm kongenialen

wieder „zurückgreifen", die metaphysischen Zeiten auf metaphysische und mystische, die nüchternen, schaffenden wieder auf nüchterne, schaffende, die Zeit vor dem Kriege auf Renaissance und Aufklärung, die heutige, trotz allen Unglücks morgenrötliche Zeit, allmählich wieder auf Gotik und Romantik.

Durch diese und ähnliche Beispiele kann sich jedermann handgreiflich überzeugen, wie die werdende Ganzheit nicht nur auf ihren unmittelbar vorhergehenden Zustand, sondern auch auf das Altvergangene zurückgreift. Die Zeit kann mit ihrer die Zustände trennenden Tendenz niemals vollkommen durchdringen. Auch das Getrennteste ist sich in gewissem Sinne noch immer unmittelbar nahe und ineinander. Die Einheit in der Ausgliederung und die Einheit in der zeitlichen Umgliederung sind diese beiden Aufhebungsmomente jener Trennung[1]). Hier zeigt sich konkret, was wir früher nur allgemein erkannten: Alles Zeitliche ist zugleich überzeitlich — weil an die (unzeitliche, unzerstreute) Einheit der Entfaltung des Ganzen in der Zeit angeknüpft. Und noch mehr: Auch die Zukunft ist als Aufgabe immer da, die Vergangenheit als Grundlage unvergänglich.

Hiermit ist die Grundlage für den Begriff einer organischen Zeit gegeben, die im Überzeitlichen, im Zeitlosen als in ihrer Einheit ruht und keine sinnlose, mechanische Veränderung ist.

Endlich kann die Zeit eben darum (d. h. weil die Entfaltung des Ganzen von einem Zeitlosen aus geschieht) selbst nur etwas Ganzes, Abgeschlossenes, Gestaltetes und Gegliedertes sein. Keine Entwicklung ins Unendliche, keine Gestaltlosigkeit! Die organische Zeit verlangt, gestaltete Zeit zu sein.

Hiemit ist auch der schon oben S. 184 erwähnte Begriff der Entsprechung in der Zeit genügend geklärt. Sie ist die Entsprechung der Ganzheitszustände in verschiedenen Entfaltungsstadien, die

---

[1]) Wozu noch als drittes die erst später zu erwähnende Rückverbundenheit der Glieder im Grunde des Ganzen kommt.

sinnvolle Bezugnahme der Ganzheitszustände aufeinander in verschiedenen Stadien. Die Entsprechung in der Zeit reicht nicht bloß von Augenblick zu Augenblick, sondern sie reicht durchgängig vom ersten Ausgliederungsschritte der Ganzheit bis zum letzten und mittelbar von den fernsten Vergangenheiten in die fernste Zukunft.

Zusatz über das Verhältnis von Ontologie und Geschichtsphilosophie. Wenn die Lehre von den Urweisen des Seins (Kategorienlehre) Ontologie ist, das reale Sein aber durchaus die Weise der Entfaltung hat, so wird sie damit notwendig zur Geschichtsphilosophie. Alle Kategorienlehre mündet in die Aufgabe einer Geschichtsphilosophie ein.

Über die gesamten Begriffe der Umgliederung vergleiche noch weiter die §§ über Schicksal (§ 20 C, S. 212 ff.), über Eingliederung (§ 26, S. 258 ff.), Gezweiung (§ 27, 2) und Persönlichkeit (§ 29, S. 280 f.).

§ 20. Die Ebenbildlichkeit in der Zeit (Abstammung, Artbeständigkeit, Kreislauf, Zeitstufe, Junggeburt und Schicksal).

Erläuterung zu Lehrsatz 10. Die Umgliederung hat die Weise der Ebenbildlichkeit in der Zeit, und zwar als auslegende Ebenbildlichkeit die Weise der Abstammung und Artbeständigkeit, als abstufende Ebenbildlichkeit die Weise von Zeitstufe, Kreislauf und Junggeburt, als lebendigmachende Ebenbildlichkeit die Weise des Schicksals.

A. Die Weise der auslegenden Ebenbildlichkeit in der Zeit (Abstammung und Artbeständigkeit).

1. Ganzes stammt nur aus Ganzem.

(Abstammung oder Abgeleitetheit jedes Ganzen.)

Jeder Zeitpunkt der Umgliederung kann nur an einen früheren Zeitpunkt anknüpfen, denn jede aus einer Umgliederung folgende Ganzheit muß einer frühern ebenbildlich sein. Daraus folgt mit unentrinnbarer Notwendigkeit, daß jede Ganzheit nur aus einer

anderen Ganzheit kommen kann, d. h. sie muß aus einer Muttergganzheit abstammen (Elternzeugung oder Tokogonie). Die Weise der „Abstammung“ folgt auch aus der Umgliederung: Alles Ganzheitliche geht aus Rücknahme und Wiederausgeburt hervor, es stammt also im weitesten Sinne des Wortes aus früherem Ganzen ab. Dieser Begriff der Abstammung oder Elternzeugung ist das Gegenteil 1. von sogenannter Urzeugung (generatio spontanea, Archigenie) im Sinne der Entstehung aus Fremdem, Unganzem, also im Sinne der Zusammenstellung aus Fremdteiligem. Heute gibt auch die Biologie größtenteils zu, daß Leben nicht aus Unlebendigem entstehen kann; 2. auch das Gegenteil von „Selbstentstehen“, wie wir es nennen wollen, von Selbstwüchsigkeit. — Ein Ganzes kommt demnach weder von sich selbst her — d. h. es ist weder autochthon oder selbstwüchsig — noch aus Bestandteilen, die seiner eigenen Art wesensfremd wären (keine Urzeugung des Lebens aus Unlebendigem). —

Die Unmöglichkeit der Urzeugung ist nach allen Prämissen, die durch den Begriff der Ausgliederung und Umgliederung gegeben sind, für die Ganzheitslehre ein logisches Postulat. Denn Glieder können nicht aus Ungegliedertem hervorgehen.

Wenn, wie dargelegt, die Natur des Abstammungsvorganges mit der „Umgliederung“ schon gekennzeichnet ist, so lassen sich folgerichtig auch die Sonderformen des Abstammungsprozesses daraus verstehen. Sowohl im organischen wie im andern ganzheitlichen Leben sind dies bekanntlich die beiden Grundformen von Abspaltung, Knospung und Teilung einerseits, von geschlechtlicher Zeugung andererseits. — Die folgenden Beispiele, welche außerdem wieder die oben (S. 197) erkannte reproduktive und das heißt im weiteren Sinne geschlechtliche Art alles Daseins beleuchten, mögen die vorstehenden Erwägungen belegen.

Beim organischen Leben ist seine Entstehung in der Erfahrung ausschließlich als Abstammung bekannt nach dem Satze „omne vivum ex ovo", der bekanntlich nicht nur vom Vitalismus allein vertreten wird. „Urzeugung" ist ein widerspruchsvoller Begriff schon darum, weil Gegliedertes nicht aus Ungegliedertem entstehen kann, allerdings setzt auch jeder unorganische „Stoff" bereits Ausgliederung voraus, es ist aber eine Gliedlichkeit anderer Ordnung, die er darstellt.

Beim Staate ist eine Entstehung aus dem absolut unstaatlichen Zustande, nämlich aus dem „Urvertrag" begrifflich wie geschichtlich ausgeschlossen[1]. Staat kann nur aus Staat entstehen, wie z. B. die neuen Staaten nach der Auflösung Österreichs eben aus dem alten Staate Österreich durch „Abzweigung" hervorgingen; er kann aber auch aus mehr keimhaften Gebilden entstehen, wie in dem berühmten Beispiele des Auswandererschiffes, auf dem Auswanderer die Gründung eines Staates beschließen. Hier sind es nicht eigentlich (unstaatliche, vorstaatliche) Individuen, die nach der Weise des Urvertrages einen Staat gründen, sondern Staatsglieder, Staatsangehörige, die also ohnehin einen Teil ihres Staates bilden, und diesen Teil nur verselbständigen.

Auch in der Volkswirtschaft kann nie ein Gebilde, z. B. eine Fabrik, im eigentlichen Sinne „neu" gegründet werden, denn eine Fabrik entsteht entweder, indem ein Handwerksbetrieb zur Fabrik vergrößert, oder indem ein anderer Betrieb, eine andere Wirtschaftseinheit und Wirtschaftsweise, z. B. die „Teilhaberschaft" oder eine sonstige Wirtschaftsform, und wäre es nur die „Rentnerschaft" oder die „Kapitalverwaltung", nunmehr umgebildet wird zur Verwaltung des Realkapitals im Sinne einer Fabrik, z. B. statt der Spekulation auf dem Kapitalmarkte.

2. Ganzes kommt nur aus artgleichem Ganzen.
(Artbeständigkeit in der Umgliederung und Zeugung.)

Alles, was entsteht, ist Ebenbild dessen, woraus es entsteht — dieser Satz, der die Artgleichheit des in der Umgliederung und Zeugung Entstandenen behauptet, ist ein aus der Ebenbildlichkeit innerhalb der Umgliederung folgender Satz.

Urwüchsige Wendungen unsrer Sprache, wie „Art läßt nicht von Art", „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm", beweisen,

[1] Nähere Nachweisungen darüber in meiner Gesellschaftslehre, 2. Aufl., 1923, S. 464.

daß die in unserem Satze niedergelegte Wahrheit ein Gemeingut unseres Wissens ist. Verbildete individualistische Theorien, wie der Darwinismus, versuchen allerdings, eine solche Abschwächung dieses Satzes, derart nämlich, daß durch zufällige „Variation“ der Nachkommen und durch „Summierung“ dieser Variationen jene mechanische, ins Endlose und Richtungslose gehende „Entwicklung“ werde, die von der Art abführt. Aber die neuere, unter dem Eindrucke der Mendelschen Beobachtungen stehende Vererbungslehre ist wieder zur Erkenntnis weitgehender Beständigkeit der Art zurückgekehrt.

Gleichwie Ebenbildlichkeit in der systematischen Ausgliederung kein Klein-B i l d, sondern eine Klein-W e l t ihrer Ganzen bedeutet, so bedeutet auch die Ebenbildlichkeit im Rahmen der zeitlichen Ausgliederung, daß die durch Umgliederung entstandene neue Ganzheit nicht als Klein-Bild (als Doppelgänger, Abklatsch) dem Vorgänger gleich sei, sondern als Klein-Welt, in ihrer Natur. Vollkommen gleiche Ganzheiten wären in der zeitlichen Ausgliederung ebenso sinnlos, wie bei der systematischen Ausgliederung. Die Ebenbildlichkeit in der Zeit verlangt darum die Mannigfaltigkeit, die Veränderung! Sie läßt daher Spielraum für die mannigfachen Abwandlungen innerhalb der Art, für all das, was in der Biologie Gegenstand der Vererbungsforschung ist. Dagegen läßt sie keinen Spielraum für die mechanischen und zufälligen wie summierbaren Variationen Darwins. Denn der Begriff der mechanisch-zufälligen Abweichung widerspricht durchaus dem gliedlichen Wesen; und noch mehr tut dies die mechanische „Summierung“ der Abweichungen (z. B. durch mechanische Auslese), da sie mit der Zeit zum Abweichen von der Ebenbildlichkeit führen könnte, was unmöglich ist. Mannigfaltigkeit ist gefordert, aber ungliedliche und unebenbildliche Mannigfaltigkeit sind ausgeschlossen.

Das Ganze muß auch im Laufe der Umgliederungen und der Zeugungen sich selbst treu bleiben — darin besteht sein We-

sen, seine erste und letzte Urweise der Verwirklichung, die Ebenbildlichkeit!

Auch aus dem Satze „das Ganze ist vor dem Teile", folgt die Artbeständigkeit. Indem es vor dem Teile ist, bleibt es bei sich selbst und kann daher in der Fülle von Abwandlungen und Mannigfaltigkeiten der Umgliederungen sich nicht verlieren, darin nicht untergehen.

Beispiele für unseren Satz: „Ganzes bestimmter Art kommt nur aus Ganzem bestimmter Art", finden sich nicht nur im organischen Leben, wo aus dem Taubenei stets nur eine Taube entsteht, sondern auch in der Gesellschaft. Hier gelten für die genetische Auseinanderfolge z. B. die Sätze:

Anstalt kommt nur aus Anstalt, Staat nur aus Staat, Recht (Satzung der Anstalt) nur aus Recht, Gezweiung nur aus Gezweiung, Wirtschaft nur aus Wirtschaft, Leistung nur aus Leistung. — Alles Gliedliche überhaupt kann nur unter Bewahrung der Ebenbildlichkeit in der Umgliederung und Entfaltung entstehen und muß daher artgleich sein.

Im Einzelnen findet der Leser die Beweise für die obigen Sätze in meiner „Gesellschaftslehre", worauf ich der Kürze halber und weil es sich vom Standpunkte der Seinsweisen wohl ohnehin um einleuchtende Dinge handelt, hier verweisen darf [1]).

Doch entsteht dabei die Frage: Woher kommt aber dann der vielberühmte Fortschritt?, sei es der „organisatorische Fortschritt", der „rechtliche Fortschritt", „wirtschaftliche Fortschritt" usw. in der Geschichte? Die Antwort darauf lautet (bei allem Vorbehalte, den man dem Fortschrittsbegriffe gegenüber grundsätzlich zu machen hat, weil er nämlich stets notwendig im Rahmen der Ganzheit bleiben muß): aus Reife, denn die Ganzheit wiederholt sich nicht in der Umgliederung, sie „variiert" auch nicht auf mechanisch-zufällige Weise (Darwin) und auch nicht auf rein umweltgemäße, milieuhafte Weise (durch Anpassung: Lamarck), sondern sie will auch im Zeitverlaufe eine Ganzheit bleiben. Wirtschaft, Staat und die ganze Kultur kön-

---

1) Vgl. meine Gesellschaftslehre, 2. Aufl., Leipzig 1923, S. 436 u. ö.

nen vom Zeitalter der Jugend in das der Reife und schließlich des Alters übergehen, *aber es kann nichts geschehen, was nicht schon in der ersten Ganzheit angelegt und eingeschlossen wäre.* Es liegt im Begriffe dieses Fortschreitens, die Artgemäßheit nie zu verlassen.

(Vgl. unten S. 210 über die Zeitstufen in der Umgliederung.) — Die obigen Sätze über die genetische Artgleichheit, wie „Leistung folgt aus Leistung" usw. schließen sich ferner an die später zu behandelnde Weise der „Unberührbarkeit der Teilganzen" an, denn nach dieser Kategorie sind die Teilganzen (Gattungen, Grundbeschaffenheiten einer Ganzheit) nur in sich geschlossen; vgl. unten § 28, S. 270 ff.

Die Weise der Artgleichheit gilt ebenso im Laufe des Lebens eines Einzelnen wie für die Geschlechterfolge von Einzelnen. Auch durch die Geschlechterfolge hindurch kann sich die ausgliedernde Ganzheit nur als eigene, geschlossene, bei sich selbst bleibende Wesensganzheit bewähren, wie im Rahmen eines einzigen Lebens. Dagegen kann die Geschlechterfolge nicht ohne Sinn sein, es kann sich auch in der Geschichte nicht dasselbe wiederholen. Wir sehen hier abermals die Kategorie der Umgliederung in *Geschichtsphilosophie* ausmünden.

B. Die Weisen der abstufenden Ebenbildlichkeit in der Zeit. (Kreislauf; Zeitstufen oder Epochen; Keimzeugung oder Junggeborenheit.)

1. Umgliederung stuft sich in wiederkehrendem Kreislaufe und in aufeinanderfolgenden Zeitstufen oder Epochen ab.

(Kreislauf und Zeitstufe.)

a) Wiederkehrender Kreislauf oder Periodizität.

Wie im systematischen Ganzen die durch Ebenbildlichkeit ausgelegten Gattungsganzen oder Teilganzen wieder herabsteigend durchgegliedert werden müssen und auf diese Weise der Aufbau

durch die Ebenbildlichkeit entsteht; so hat auch die Umgliederung wieder ihre ebenbildliche Gliederung in der Zeitform. Es sind dies der Kreislauf oder die regelmäßige Wiederkehr (Periodizität) und die Altersstufe oder Epoche.

Alles was geschieht, hat den „Pulsschlag der Zeit", geschieht in regelmäßig wiederkehrenden Formen oder Kreisläufen. Die kosmischen Kreisläufe (z. B. die Jahreszeiten), die physikalisch-chemischen Kreisläufe (des Kohlenstoffes, des Wassers in der Natur, aber auch: „periodisches System" in der Chemie!), die organischen Kreisläufe (Herzschlag und Atemzug, Schlaf und Wachen) bieten ebenso viele schier unerschöpfliche Beispiele wie die Kreisläufe der geistigen Ganzheiten; so in der Sprache die Sätze und Perioden, im Gedicht die Strophen und Reime, in der Staatstätigkeit „des Dienstes ewig gleich gestellte Uhr" oder der jährliche Staatsvoranschlag, die Sessionen; der Kreislauf der Religionsübungen (das „Kirchenjahr"), der Kreislauf der Wirtschaft (Produktionsperiode, Kreislauf des Geldes, der Kreditgeschäfte, „Fullartons Satz der Notenrückströmung") bilden weitere Beispiele. Näheres dar. s. in meinem „Fundament" 1923³, S. 123 ff.

So verstanden, enthüllt sich die Periodizität, die überall in Natur, Geist und Leben angetroffen wird, als eine notwendige Kategorie der Umgliederung oder zeitlichen Entfaltung.

b) Zeitstufen oder Epochen.

Da die entfaltende Umgliederung kein mechanisch-sinnloser Vorgang ist, so kann es bei der bloßen Form des kreisförmigen Wiederkehrens nicht bleiben. Es müssen auch Zeitstufen (Altersstufen, Epochen, Stadien, Zeitregionen) entstehen. Die stufenbauende Ebenbildlichkeit ist es, welche die Zeitstufe schafft und damit jene Forderung erfüllt, die im Begriffe der „organischen Zeit" (s. oben S. 203) bloß ganz allgemein und logisch gelegen ist.

Die natürlichen Entfaltungsstufen und damit Zeitstufen jeder Ganzheit sind: Beginn der Selbstdarstellung, Kindheit (Frühe); Volldarstellung, Vollgenüge oder Reife, Zeit der Mitte und Höhe (Mittag); Alter, Beendigung der Selbstdarstellung und Rückbildung (Abend).

Den Übergang von der einen zur andern Entfaltungsstufe kann man, wenn er scharf und rasch vor sich geht, als eigenen Kreis herausheben als die Umgliederungs- oder Entfaltungs-Wende.

Die Entfaltungsstufen sind ebenbildlich. Jede Stufe oder Epoche trägt in sich die Züge der Ganzheit, gleichwie jedes Glied das Ebenbild des Ganzen ist; jedoch nach dem Grundsatze der Mannigfaltigkeit, jedoch jede nur in ihrer Weise. Darum sind auch Kindheit, Reife und Alter jede arteigen, jede eine Ganzheit in ihrer Weise, von denen jede den Preis und den Kranz verdient.

Auch diese Begriffsbestimmung der Epoche steht wieder in strengstem Gegensatze zu dem heute herrschenden mechanischen Entwicklungsbegriff, der geradeaus geht und nie endet und dadurch jedes Frühere am Späteren, aber auch jedes Spätere am noch Späteren entwertet. Darwin und Marx haben unsere Kultur durch ihren mechanischen Entwicklungsbegriff furchtbar getroffen. Denn dieser Entwicklungsbegriff nimmt allem Tun seinen Wert, da alle Morgen durch die Übermorgen übertroffen werden, und hat jenen Utilitarismus, Materialismus und Nihilismus mit heraufgeführt, den wir als das Kennzeichen unsrer Tage betrachten müssen.

2. Ganzes kommt nicht als Frucht aus dem Ganzen, sondern nur als Keim.
(Junggeborenheit.)

Dieser Satz ist nur ein Sonderfall des früheren Satzes „Ganzes kommt nur aus Ganzem", des Satzes der Abstammung, und im weiteren Sinne nur ein notwendiger Sonderfall der Entfaltung überhaupt: Denn wäre nicht Junggeburt, so wäre keine Entfaltung in der Zeit mehr möglich. Junggeborenheit

liegt also bereits im Begriffe der zeitlichen Entfaltung! Wir können daher die Erläuterung darüber kurz fassen.

Wäre die Abstammung ein mehr oder weniger zeitloser Vorgang, so könnte der Satz gelten, daß Ganzes fertig aus Ganzem entspringe, gleichsam gewappnet wie die Athene aus dem Haupte des Zeus.

Ein solcher Abstammungsverlauf widerspricht aber der zeitlich-abstufenden Natur des Umgliederungsprozesses und daher auch des Zeugungsprozesses. Da die Umgliederung stets einen Zeitabschnitt erfüllt, so muß auch die Entstehung des Ganzen in einen Zeitabschnitt fallen. Dieser Zeitabschnitt kann begrifflich nur jener des Beginns, der Jugend sein: Alles Ganze muß in jugendlichem, keimhaftem Zustande, muß junggeboren entstehen, um noch die Zeitstufen der Jugend, der Vollreife und des Alters vor sich zu haben. Keim, Embryo, Ei, Steckling, Sproß (bei Knospung und Teilung) sind daher in ihrer Eigenschaft als Jugendformen kategorial notwendig bedingte Weisen der Geburt alles Lebenden, alles Ganzheitlichen.

Immer wieder ergibt sich: Soll Entfaltung überhaupt sein, so muß ein Beginn der Entfaltung sein, das fordert ihr Begriff. Man darf wohl sagen, daß die Liebe aller Wesen zu ihren Jungen mit dieser innersten Notwendigkeit nicht ohne Zusammenhang ist. — Daß die Entstehung jedes Ganzen mit seinem ersten Jugendzustande zusammenfallen muß, ist auch einfache Weisheit des Sprichwortes. „Kein Meister ist noch vom Himmel gefallen.“ Reifes, Fertiges kann nur werden, nicht entspringen!

C. Das Eigenleben des Gliedes in der Zeit.

(Die Weise der lebendigmachenden Ebenbildlichkeit in der Zeit: Schicksal.)

1. Allgemeine Erklärung.

Die Ebenbildlichkeit, so sahen wir früher (s. oben S. 129ff.), gliedert nicht nur die Inhaltsarten, die Sachgehalte des Wesens

aus, sondern muß auch, wenn anders kein totes Glied entstehen soll, dem Ausgegliederten wieder die Ausgliederungsmacht, das heißt die Lebendigkeit und Eigenmacht (vita propria) des Ganzen selbst geben.

Das Eigenleben des Gliedes wird aber in der Zeit in dem Sinne eingeschränkt, daß die Entfaltung der Ganzheit im Fortgange der Kreisläufe und Zeitstufen (Epochen) nur die Erfüllung ihrer eigenen Wesenheit sein kann. Von diesem weiten Standpunkte aus aufgefaßt, liegt das ganze Leben einer Ganzheit in ihrem eigenen Begriff. Diese Weise nennen wir das Schicksal.

Die Weise des „Schicksals" hat zwei Bestimmungsstücke. „Schicksal" bedeutet einerseits die Eindeutigkeit eines Gesamtrahmens, das heißt, es bedeutet die bestimmte Einengung des Lebenslaufes der Glieder oder Ganzheiten durch die Gattungswesenheit; und anderseits Eigenmacht, Freiheit innerhalb jener Notwendigkeit. Diese Freiheit ist also in jedem Entfaltungsbegriffe insbesondere auch im Begriffe des Schicksals enthalten. Und eben darum ist „Schicksal" nicht gleichbedeutend mit dem mechanischen Ablaufe der Laplaceschen Weltformel!

Das Sprichwort: „Der Esel graut schon im Mutterleibe", sagt uns in unvergleichlich plastischer und unwidersprechlicher Weise, was der Gesamtrahmen, den die Gattung als Schicksal um das Glied spannt, bedeutet. Der Esel kann jedenfalls nur ein Eselschicksal haben, nicht als Pegasus in den Himmel fliegen, noch als Fisch im Wasser leben. Ein anderes Sprichwort: „Der Dichter wird geboren", sagt uns in den Grundzügen dasselbe. Es läßt uns aber zugleich erkennen, daß außer jener grundlegenden Bestimmtheit noch die Eigenmacht des Gliedes und der besondere geschichtliche, einmalig bestimmte Verlauf jeder Ganzheit in Betracht kommt (die sog. „historischen Bedingungen", die „Umwelt" usw.). Das Schicksal des Dichters

kann im Einzelnen sehr verschieden ausfallen. Er kann durch Selbstzucht und Eigenkraft sein Talent steigern und gebrauchen, trotz Mißgeschickes, trotz fehlender Anerkennung und manches anderen; er kann seine Kraft vergeuden, seine Gabe vernachlässigen. Auf dieser Grundlage seiner Begabung kann also die Eigenmacht (vita propria) erst einsetzen und das Wort gelten: „Jeder ist seines Glückes Schmied". Den Gegensatz (nicht Widerspruch!) zwischen jenem Wort: „Der Esel graut schon im Mutterleibe" und diesem letzteren: „Jeder ist seines Glückes Schmied", hat Goethe für den, der ihn zu fassen vermag, vollgültig aufgeklärt:

> Wie sich Verdienst und Glück verketten,
> Das fällt den Toren niemals ein,
> Wenn sie den Stein der Weisen hätten,
> Der Weise mangelte dem Stein.

Das Ergebnis dieser allgemeinen Zergliederung ist, daß im Eigenleben des Gliedes, wie es sich im Zeitverlaufe der Umgliederung als Schicksal bewährt, auf die dargelegte kategoriale Art Notwendigkeit und Freiheit, ganzheitliche Bestimmtheit des Gliedes und gliedliches Eigenleben, Ausgegliedertheit und Selbstausgliederung organisch miteinander verbunden sind.

2. Schicksalsbegriff und Zeitbegriff.

Die weitere Bestimmung des Schicksalsbegriffes liegt darin, daß „Zeit" nicht nur ein Auseinander, sondern zugleich ein Ineinander ist (wie wir schon früher sahen, s. oben S. 201 ff.). Daß daher im Gange der Umgliederung in gewissem Sinne stets Vergangenheit und Zukunft in der Gegenwart eine Einheit bilden. Dies beweisen die handgreiflichsten Beispiele. Wer Medizin studiert, bei dessen ganzer Beflissenheit ist der künftige fertige Arzt gleichsam

immer dabei. Denn der künftige Zustand des Arztseins bereitet sich im Gegenwärtigen ja nur zu. Aber auch die Vergangenheit ist dabei, denn die lernende Tätigkeit des Mediziners geschieht mit den früher erworbenen Studienmitteln und der früher ausgebildeten Intelligenz. — Ähnlich zeigt die Tätigkeit jedes Lehrers und Zöglings, wie die Erziehung überhaupt, überall den gleichen Fall, daß die Vergangenheit in der Gegenwart mitwirkt und die Zukunft dieser Gegenwart innewohnt, in ihr sich selbst schon schrittweise verwirklicht (der zukünftige Arzt, der sich in der Gegenwart zubereitet). Aber auch alle anderen Gebiete des geistigen, gesellschaftlichen und organischen Lebens zeigen das Gleiche. Der Staatsmann richtet sein Augenmerk auf die zukünftige Blüte und Sicherheit des Landes und je mehr er dies tut, je mehr er die Gegenwart durch die Zukunft bestimmt sein läßt, um so mehr nennen wir ihn einen weitausschauenden Staatsmann; der Feldherr bedenkt nicht nur den augenblicklichen Sieg, sondern die später daraus folgende Lage; der Zunftmeister, der Unternehmer, der einen Betrieb leitet, hat stets Zukünftiges im Auge, sei es den nächsten Marktgang, seien es die dauernden, späteren Lebensbedingungen des Unternehmens („Gedeihlichkeit" gegen augenblickliche „Ergiebigkeit" siehe mein „Fundament", 1923³, S. 218, 224).

Wenn nun in der Gegenwart die Zukunft mit dabei ist; in der Vergangenheit aber (die gleichfalls in der Gegenwart anwesend ist) dasselbe geschah, so ist es die zukünftige Ganzheit, die sich zu jeder Zeit durchsetzt! Darum graut der Esel schon im Mutterleib und die Eigenmacht (vita propria) hat, wenn sie nicht zur Selbstvernichtung führen will, nur den Weg, dieser Zukunft selbst Grund zu machen. Solchermaßen zeigt sich der Gang der schicksalsmäßig bestimmten Ausgliederung in der Zeit nur als eine Form der Entsprechung in der Zeit.

3. Vorrang des Ganzen und Schicksal.

Einen tiefen Blick in das Wesen des Schicksals vermittelt endlich noch die Anwendung des Satzes: „Das Ganze ist vor dem Teile."

„Das Ganze ist vor dem Teile," heißt, ohne Rücksicht auf die Zeit gedacht, daß das Eigenleben des Gliedes sich nicht vom Ganzen abkehren, noch weniger sich gegen das Ganze richten kann. Empörung (Rebellion) in diesem Sinne, so sahen wir früher, ist daher wesensnotwendig der Weg zur Selbstvernichtung, zum Nicht-Sein des im Gebrauche seiner Eigenmacht sich verirrenden Gliedes.

Dasselbe Verhältnis findet im Gang der zeitlichen Ausgliederung statt, welches wir dahin formulieren können: *Das vollendete Ganze ist vor dem unvollendeten.* Anders ausgedrückt: Reife ist (logisch) vor Jugend, der Baum ist vor dem Bäumchen. Wenn das Ganze überhaupt vor dem Teile ist, so ist das fertige, vollendete, im Endzustande befindliche Ganze vor dem unfertigen, genauer: vor den Teilen, die noch nicht seine volle Ausgeburt darstellen, wie dies der schöne Reimspruch so eindringlich darlegt: „Vor jedem steht ein Bild — dess', was er werden soll. — Solang er das nicht ist, — wird nicht sein Friede voll." — Die logische Priorität des Vollendeten vor dem Unreifen und Unfertigen besagt nichts anderes, als was wir wiederholt bei Erörterung der Ausgliederung hervorhoben: daß auch in der Zeit das Ganze bei sich selbst bleibt, sich treu ist und sich behauptet. Darum hat auch notwendig jene Freiheit des Gliedes, die zur Abweichung aus der Zeitentwicklung mißbraucht wird, dieselbe Bedeutung wie der Mißbrauch in der rein systematischen Ausgliederung, nämlich im rein begrifflichen Verhältnis zur Ganzheit überhaupt, unter Absehung von Epoche und Entwicklungsbezug. Der Mißbrauch der Freiheit bedeutet hier wie dort den Weg zur Selbstvernichtung des Gliedes, den Untergang des Helden.

Darum gibt es keine Tragik ohne Schuld, denn das vollkommen Heilige und das vollkommen Heldische ist niemals tragisch.

Allerdings ist hiermit der Begriff des Tragischen noch nicht erschöpft, da im Widerstreit verschiedener Ganzheiten auch das Heldische tragisch werden kann. Die Schuld liegt hier nicht am Helden „selbst", aber in der von ihm verfochtenen Ganzheit. — Überflüssig ist es wohl, nach den früheren Ausführungen noch besonders darzulegen, daß das vollendete Ganze, niemals als „Zweck-Ursache", „End-Ursache" als mechanisch Wirksames in irgendeinem Sinne und damit das Verhältnis des jetzigen und des Endzustandes als „Finalkausalität" aufgefaßt werden darf. Ebensowenig wie das Ganze die Teile ursächlich „erzeugt", ebensowenig bringt, „erzeugt" der Endzweck die Mittelzustände oder „wirkt" an ihrer Fortbildung z. B. als „Motiv" mit oder hat er sonst einen ursächlichen Bezug. Was hier vorliegt, ist die logische Priorität des Ganzen vor dem Gliede und nichts anderes.

III. Hauptstück.

Die Weisen der Rückverbundenheit des Gliedes im Ganzen.

„Das Ganze geht in den Gliedern nicht unter.“

§ 21. Lehrsätze über die Urweisen der Rückverbundenheit.

Lehrsatz 11. In-sich-Befassen der Glieder ist die Weise des ausgegliederten Ganzen; Rückverbundenheit oder Befaßtheit des Gliedes im Ganzen ist die Weise des Ausgegliederten. Als Befassendes hat das Ausgliedernde zugleich die Weise des In-sich-Bleibens und Außer-sich-Seins; als Rückverbundenes hat das Glied zugleich die Weise der Einerleiheit mit sich selbst und der Selbstfremdheit (Befassung — Rückverbundenheit; Einerleiheit — Selbfremdheit).

Lehrsatz 12. Das ausgliedernde, aber selbst unausgegliederte Befassende hat die Weise der Unverzehrbarkeit; das Befaßte oder Ausgegliederte hat die Weise der Hinfälligkeit oder Widerruflichkeit.

Lehrsatz 13. Das unausgegliederte Ganze hat die Weise des Fünkleins oder der Urmitte; und die Weise der jeweiligen Ausgliederungsmitte im Stufenbau oder des Zentrums. Das Fünklein ist in jedem Zentrum und jedem Gliede unmittelbar und ganz enthalten.

Lehrsatz 14. Die Rückverbundenheit des Gliedes im Fünklein hat die Weise der Abgeschiedenheit.

Lehrsatz 15. Die Rückverbundenheit des Gliedes in seiner Ausgliederungsmitte hat die Weise der Eingliederung oder Mittewendigkeit (Zentripetalität). Eingliederung oder Mittewendung wird, als im Gange der Umgliederung befindlich, zur Rücknahme.

Lehrsatz 16. Eingliederung hat die Weise der Gezweiung.

Lehrsatz 17. Gezweiung hat die Weise der Beziehungslosigkeit oder Unberührbarkeit der Teilganzen und Glieder; die Unberührbarkeit der Glieder hat die Weise der Zuartung und der Verganzung.

Lehrsatz 18. Rückverbundenheit hat die Weise der Persönlichkeit.

§ 22. Die Rückverbundenheit des Gliedes.

Erläuterung zu Lehrsatz 11: In-sich-Befassen der Glieder ist die Weise des ausgliedernden Ganzen; Befaßtheit oder Rückverbundenheit ist die Weise des Ausgegliederten. Als Befassendes hat das Ausgliedernde zugleich die Weise des In-sich-Seins und Außer-sich-Bleibens; als Rückverbundenes hat das Glied zugleich die Weise der Einerleiheit mit sich selbst und der Selbfremdheit.

1. Allgemeine Erklärung der Rückverbundenheit.

Wir haben die Weisen der Ausgliederung durchmessen, wir haben die Ganzheit auf ihrem Wege beobachtet, die Ebenbildlichkeit ihrer Selbstsetzung im Gliede, die Besonderungen dieser Ebenbildlichkeit in Stufenbau, Leistung, Rang und Eigenleben alles Ausgegliederten. Die Weise der Ebenbildlichkeit erschloß uns Züge im Antlitz der Welt, die wir wohl zu deuten vermochten.

Nun gilt es, ein zweites, ein noch geheimeres, ein inneres Antlitz der Welt zu erforschen. Es ist dort verborgen, wohin der Satz weist: „Das Ganze geht in den Teilen nicht unter."

Die Ausgliederung zeigte uns bloß den Gang der Ganzheit in das Äußere, nach dem Satze: „Das Ganze wird in den Teilen geboren." Aber ein *bloß* geäußertes, ein bloß herausgesetztes Sein, wie es die Richtung der „Ausgliederung" darstellt, gibt es nicht und kann es auch nie geben. Denn ein Ganzes, das sich ausgliedernd in den Gliedern erschöpfte und gleichsam *versteinerte*, das in den Gliedern sich veräußerte, wäre schon kein Ganzes mehr. Ein solches Sein wäre tot, mechanisch — es wäre eben von der Art, in der wirkliches Sein nicht bestehen kann und nie bestanden hat. Hier ist es, wo uns das tiefe Mysterium der Welt entgegentritt, wo „Sein" sich zeigt nicht als *bloß* geäußertes, gesetztes, sondern als *zugleich* im Äußernden und Setzenden verbleibend, als ein „Draußen" und „Darinnen" zugleich! Wir machen uns dies von zwei Seiten her klar, zuerst von der Seite des ausgliedernden Ganzen her; dann von der Seite des ausgegliederten Teiles, des gesetzten Gliedes her.

Alles Ausgliedernde, Setzende, hat die Weise, nicht nur nach außen hin etwas zu setzen, sondern das Gesetzte, Ausgegliederte *zugleich* in sich selbst weiter zu enthalten, zugleich in sich selbst verbleiben, verharren zu lassen. Diese Grund- und Urtatsache der Welt haben wir oben (s. S. 77 ff.) bei der Erörterung des Satzes: „Das Ganze geht in den Gliedern nicht unter" an mehreren Beispielen erläutert. Der Gedanke, so sahen wir, der sich im *Worte* äußert (ausgliedert, setzt), hört darum doch nicht auf, Gedanke zu sein und darum das gesprochene Wort in sich zu enthalten; der Wirkende, der sich im Werke setzt, hört nicht auf, das Werk in sich zu haben, wodurch er es allein, z. B. der Baumeister sein Haus, sinnvoll gebrauchen (bewohnen) kann. Und so allgemein: Indem Ausgliedernde im Geschaffenen, Aus-

gegliederten nicht untergeht, läßt es zugleich das Geschöpf urbildlich in sich verharren und bewahrt sich selbst dadurch im Schöpfungsakt. Das Wort existiert als gesprochenes und geschriebenes — aber zugleich existiert es verharrend und befaßt im Gedanken; gerade durch dieses Verharren (Befassen) geschieht es aber, daß der Gedanke bei sich selbst bleibt, während er das Wort heraussetzt. Dadurch allein geht er in den ausgegliederten Teilen nicht unter! Daraus folgt, daß die Weise des Ausgliedernden im Verhältnis zum Ausgegliederten eine zweifache ist:

Das Insichselbstbleiben (trotz der Ausgliederung) und das Außersichsetzen, Heraussetzen, Ausgliedern oder Außersichsein.

Einen anschaulichen Ausdruck gibt dieser uralten Wahrheit, die erst einer materialistischen Zeit entschwinden konnte, der alte orphische Spruch: „In den Augen des Zeus, des Vaters, des Königs, wohnen die unsterblichen Götter und die sterblichen Menschen ...[1]).“ Was geschaffen wird, muß der Schöpfer im Auge behalten, es muß in ihm weiterleben und verbleiben.

Ganz entsprechend zeigt sich derselbe Grundbestand, den wir hier kennen lernten, vom Standpunkte des ausgegliederten Gliedes aus:

Das Es-selbst-Sein oder das Innebleiben; das Im-Grunde-Verharren oder Rückverbundensein.

Alles Ausgegliederte ist nur dadurch denkbar, daß es im Ganzen beschlossen bleibt. Was heißt das aber „beschlossen“? Es heißt, daß die ausgegliederten, ausgeborenen Teile zugleich in ihrem Grunde urbildlich bestehen bleiben; wobei „urbildlich“ nichts Mysteriöses bedeutet, wie an dem Beispiel von Gedanke und Wort gezeigt wurde. Am tiefsten

---

[1]) Angeführt bei Willmann, Historische Einführung in die Metaphysik, Freiburg 1914, S. 107.

hat dieses Meister Eckehart ausgedrückt, bei dem wir die folgenden, bedeutungsschweren Worte lesen:

„Bruder Eckehart, wann gingt Ihr aus dem Hause?“ — „Immer war ich darin[1].“ — Und:

„Wenn ich dann zurückkomme in den Grund und Boden der Gottheit, ihren Strom und Quell, so fragt mich niemand, woher ich komme oder wo ich gewesen sei: es hat mich niemand vermißt[2].“

Der Schöpfer hat aber sein Geheimnis in der Welt niedergelegt und geoffenbart, indem alles vom Eigenleben der Geschöpfe ausgehende Schaffen wieder dasselbe Aufgehobensein und Beschlossensein des Gesetzten im Setzenden, des Ganzen im Gliede zeigt. — Hierfür seien noch weitere Beispiele angeführt:

a) Wo die Rückverbundenheit fehlt. Kein Ausgegliedertes, so sagten wir schon in anderem Zusammenhange, ist nach Art einer geometrischen Figurenzeichnung zu denken, die nun einmal hingeworfen ist und, technisch gesehen, in ihren Gliedern ein für allemal, ohne den Zeichner, dasteht[3]. Das Ausgegliederte ist auch nicht gleich einem Abgesetzten zu denken, etwa gleich einem vom Meerwasser abgesetzten Schichtenbau, gleich einer Folge von Niederschlägen, Ausscheidungen, welche dageblieben wären, während das Meer sich zurückzog. Auf solche Weise gedacht, wäre das Ausgegliederte tot und gestorben, nicht mehr Glied eines Ganzen, das immer nur lebendig denkbar ist, sondern Stück eines Leichnams statt eines Organismus. Ferner fehlt in gewissem Sinne die Rückverbundenheit in allen künstlichen Ganzheiten, wie z. B. in Mosaiken, sofern der Schöpfer sich von ihnen zurückzieht. Aber sofern diese künstlichen Ganzheiten als Werkzeuge und Dinge wieder in Betracht kommen, z. B. ein Mosaik als Fußboden, müssen sie im Schöpfer und Nachschöpfer (dem Fußbodenbenützer) zugleich inne-

---

[1]) Schriften und Predigten hrsg. v. Büttner, Jena 1912, Bd. I, Stück XII, S. 148.

[2]) Ebenda.

[3]) Tiefer gesehen, bestehen auch in diesem Falle nur Kreidestriche, aber keine Figur, wenn das Werk nicht im Sinne des Zeichners (oder Beschauers) verblieb, z. B. wenn er nicht mehr weiß, was sie bedeutet.

wohnen und erlangen Geschöpfes- und Gliednatur nur nach Maßgabe ihrer Leistungen.

b) Beispiele für die Rückverbundenheit. Auf einfache, handgreifliche Weise scheint uns folgendes Beispiel die Rückverbundenheit der Glieder aufzuzeigen.

Wenn Krieger aus der inneren Festung entsendet werden, um den äußeren Gürtel der Stadt zu verteidigen, so sind sie zwar alle zerstreut und ausgegliedert worden; aber dennoch bleiben sie den Befehlen des Feldhauptmanns, der in der Mitte der Festung verweilt, unterstellt, sie bleiben damit gewissermaßen in ihm gesammelt, zu ihm hingekehrt, mit ihm rückverbunden. Ihrer Aussendung oder Äußerung entspricht eine Innerung, ein Innenwohnenbleiben im Befehlshaber als ihrem Einheitspunkte. Wenn nun plötzlich ihr Oberhaupt, ohne einen Nachfolger zu finden, fiele, oder zum Feinde überginge, dann wären sie alle keine Glieder einer Ganzheit mehr, sondern ein ungeeinter Haufen, eine Anzahl Einzelner, die bald in alle Winde sich verflüchtigten, die als Glieder des Heeres in das Nichts hinabfielen.

Wie in diesem Beispiele, so geht es nun, wie uns bekannt ist, in jeder Ganzheit, in jeder Ausgliederung: Gedanke und Wort; Tun und Tat (Wirken und Gewirktes) verhalten sich stets nach obiger Weise, ob es sich nun um persönliches Tun handelt oder um so vielgliedrige Ganzheiten wie Staat, Recht, Kirche, Heer, Fabrik, immer wird sich dasselbe Verhältnis zeigen. Die Handlung des einzelnen Arbeiters, die Maschine als Hilfsmittel dieser Handlung bleibt nur Glied der Fabrik, sofern sie einerseits im Tun und Denken, Kalkulieren und Veranschlagen des Fabrikleiters enthalten ist, anderseits sofern sie die Rückverbundenheit in dieser Einheit besitzt. Immer ist es der nicht ausgegliederte Einheitsgrund, dem in der Mitte verbliebenen Feldhauptmanne vergleichbar, der allein das Dasein der Glieder hält und speist, und in dem die Krieger als in ihrem Ausgliederungsgrund verharren und wohnen, während sie draußen — dem Ausgliederungsgrunde gemäß — tätig sind!

2. Der Stufenbau der Glieder als Befassen des Unteren durch das Obere und als Enthaltensein des Unteren im Oberen betrachtet.

Das Gegensatzpaar: Insichbleiben und Außersichsetzen (von Seite des Ganzen); sich-selbst-gleich-Sein und im-Grunde-Sein

findet sich in arteigener Weise im gesamten Stufenbau der Ausgliederung wiederholt.

Jede Ganzheit zeigt das Bild, daß die unteren Glieder in den oberen zunächst „potentiell enthalten", gleichsam im Oberen eingeschachtelt, eingeschlossen sind. Die Überhöhung des Niederen durch das Obere ist in der Ganzheit ja keine räumlich-physikalische, wie etwa eine Bergspitze höher ist als die Talsohle; sondern worauf könnte sie anders beruhen, denn auf einer Art „Enthaltensein", „Geschlucktheit", „Absorbiertheit", „Resorption" des Unteren durch das Obere?

Ein Grundfall, in welchem dieses Enthalten- und Aufgehobensein des Unteren im Oberen (oder umgekehrt das Befassen des Unteren durch das Obere) besonders deutlich zum Ausdruck kommt, ist dann gegeben, wenn die unteren Organe in einer Ganzheit versagen. Hier tritt ein, was uns schon aus einem andern Zusammenhange bekannt ist: Wenn die unteren Organe versagen, so kann jeweils ein höheres Organ ihre Aufgaben übernehmen. Wenn der Soldat versagt, kann der Unteroffizier und Offizier für ihn einspringen; wenn der Beamte versagt, sein Vorgesetzter; wenn der untere Richter versagt, der obere; wenn die Pfarrkanzlei versagt, kann die Bischofskanzlei eintreten usf. Wenn aber auf solche Weise die Höheren für die Niederen „eintreten" können, so folgt daraus, daß sie die Niederen jeweils potentiell in sich enthalten — trotzdem die niederen Organe von ihnen ausgegliedert sind. Der Bischof hat seine Pfarrer und doch kann er für sie eintreten; der Oberrichter hat die unteren und doch kann er für sie eintreten usw. Die unteren Glieder sind also vom Zentrum nicht schlechthin „entlassen", gleichsam in die Fremde geschickt; sondern sie bleiben in seinem Grunde. Und die unteren Organe sind das, was sie sind, nur deshalb, weil ihre Existenz im oberen Zentrum zugleich noch immer gegeben ist! Dar-

um ist der Feldherr der Inbegriff aller Krieger, darum ist der König der Inbegriff aller Beamten; der Zunftmeister der Inbegriff aller Werkmeister, Gesellen und Lehrlinge; der Kartelldirektor aller Fabriken und ihrer Arbeiter; der Werkstättenleiter aller Glieder der Werkstätte — weil sie alle ihre Unteren jederzeit stufenweise ersetzen (für sie „eintreten") können; und umgekehrt sind die Unteren nur deshalb wirkliche Organe (Glieder) ihrer Oberen, weil die Oberen ihre Existenz noch immer in sich tragen, nochmals verkörpern. Das Untere muß sich im Oberen selbst nochmals als daseiend finden, um ein Unteres zu sein! Denn der Obere gliedert sich durch die Befehle, die er gibt, in den Leistungen der Untern aus, ohne selbst die Fähigkeit zu verlieren, für diese Leistungen einzutreten und sie zu ersetzen (tiefer Sinn des Dienens „von der Picke auf"!). Darum bleiben die schon ausgegliederten Leistungen zugleich in ihm bestehen!

Diese Einsicht, das muß wiederholt betont werden, hat nichts „Mystisches", Nebelhaftes an sich, sondern ergibt sich aus der Zergliederung jeder ganzheitlichen Organisation, welche Erfahrung und Geschichte und das tägliche Leben aufweisen.

Selbst die Mythologie ist von diesem Standpunkte aus als ein Versuch zu betrachten, die Ganzheit des Weltalls in ihrem Stufenbau der Befassung zu begreifen. Es ist bekannt, daß die Untergottheiten der germanischen, griechischen, römischen Mythologie bloße Darstellungen, Emanationen, Verjüngungen von Wotan, Zeus und Jupiter sind. Wotan ist zugleich Kriegsgott und oberster Richter, Windgott und Wettergott, ebenso Zeus und Jupiter. Sie nehmen ihre Untergottheiten befassend in sich auf, die Untergötter sind ihre Besonderungen.

Alle diese Beispiele zeigen: 1. Daß die niedere Stufe in der höheren angelegt, dem Vermögen nach enthalten ist. Das Höhere ist die Potenz des Niederen. Sie zeigen aber auch 2., daß das Niedere, wenn einmal ausgegliedert (aktualisiert) im Höhern urbildlich, man kann sagen: gattungsmäßig, enthalten bleibt und dieses Höhere nur hierdurch die Potenz des Aktualen weiterhin behält. Die Befassungsfolgen folgen dem Stufenbau, der uns schon von früher her bekannt ist! Es sind: die Teilganzen befaßt im Gesamtganzen; die Zwischenganzen und Gebilde verschiedener Stufe befaßt im Teilganzen; die Glieder im Zwischenganzen. Auch die Glieder sind aber keine Atome keine „Letzten", sondern organisch verschlungen und wieder ineinander befaßt. (Vgl. dazu den Satz: „Niemand ist nur Mitte," unten S. 254.)

Die Kategorie des Stufenbaues und dessen Weise der Befaßtheit ist ein logisch notwendiger Ausfluß des Satzes: Das Ganze ist vor den Teilen. Dann ist das Gesamtganze vor dem Teilganzen; das Teilganze vor den Zwischenganzen; die Zwischenganzen vor den Gliedern — „vor" im Sinne von jeweils Befassendem.

Die Weise der stufenförmigen Befaßtheit besagt, daß die Glieder einen verschiedenen Ausgegliedertheitsgrad besitzen. Je tiefer, um so konkretisierter, ausgegliederter sind sie; je höher, um so weniger konkretisiert, um so vermögender, ausgliederungsfähiger, befassender.

3. Einerleiheit mit sich selbst und Selbfremdheit.

Wer die angeführten Begriffe ganz verstehen und ihrer im Gebrauche gewiß sein will, der muß mit der materialistischen Vorstellung vom Sein vollkommen brechen, die jegliches Ding bloß

als es selbst betrachtet, etwa wie man sich einen daliegenden Stein schlechthin als ihn selbst vorstellt! Man bedenkt dabei nicht, daß man dies ohne Umgebung und Schwerkraft (Gravitations system) niemals vermag, daß auch der lastende und der in die Tiefe fallende Stein insofern nicht ein nur bei sich selbst seiendes Ding ist, als er im Fallen seinen früheren Standort verläßt und verneint und damit ein sich selbst Aufhebendes ist, damit gleichsam zu seinem Zentrum strebt. Obzwar nun dieses Fallen nach dem Fallgesetze ganz eindeutig vor sich geht, so ist doch der Umstand, daß er fällt, ein Beweis dafür, daß sein Dasein als Schweres zugleich a) in ihm selbst (als Stein am Orte X) und zugleich b) noch einmal, wo anders ist, nämlich in jenem Zentrum, dem Erdmittelpunkte, zu dem hin er „lastet" und „fällt" — daß also sein Fallen nicht möglich wäre, wenn er als ein absolut eigenes Selbst, als schlechthin mit sich selbst restlos identisch gefaßt werden könnte. Dann wäre er nur er selbst und nicht zugleich irgendwie im „Zentrum", in dem, was ihn „anzieht", wäre er nicht Glied des „Gravitationssystems"; dann wäre er auch das nur durch sich selbst Bestimmbare — damit aber zugleich tot, leblos und, wenn man es zu Ende denkt: für niemanden vorhanden, wirkungslos, bestimmungslos, ohne Bestimmbarkeit, ganzheitslos, das heißt — nichts!

Dem Glied jeder Ganzheit ist eigen, daß es sein Sein nicht nur in sich selbst, nicht nur darin hat, daß es mit sich selbst einerlei ist nach dem bekannten logischen „Satze der Identität"; sondern, daß es außerdem zugleich in seinem Grunde wohnt, daß es ein Befaßtes ist, welches nur dadurch sich selbst findet, daß es sich auch im Grunde findet, im Grunde beschlossen sieht. Wir wollen dieses Zugleich-im-Grunde-Sein die „Selbfremdheit" des Gliedes nennen und finden damit (indem wir die oben S. 220 begonnene Gegenüberstellung ganz zu Ende führen), daß die Weise des Gliedes in seinem Verhältnis zum

Grunde eine zweifache ist: Das bloße „Es-selbst-sein" oder das „Sich-selbst-gleich-Sein": die *Einerleiheit mit sich selbst* (Identität); und das zugleich Im-ausgliedernden-Grunde-Sein oder die *Selbfremdheit* (Nicht-Identität).

Mit diesen Ergebnissen gewinnen wir folgenden Satz:

Das ausgliedernde Ganze hat als Befassendes zugleich die Weise des In-sich-Seins und des Außer-sich-Seins; das gesetzte Glied hat die Weise der Einerleiheit (Identität) und der Selbfremdheit. Diese Weise nennen wir von der Seite des ausgliedernden Ganzen oder Grundes her: In-sich-Befassen des Gliedes oder kurz *Befassung*; von der Seite des gesetzten (ausgegliederten) Gliedes her: Rückverbundenheit oder Befaßtheit des Gliedes im ausgliedernden Ganzen; im Grunde.

Daraus ergibt sich der oben vorangestellte Lehrsatz: In-sich-Befassen des Gliedes ist die Weise des ausgliedernden Ganzen und Rückverbundenheit oder Befaßtheit ist die Weise des gesetzten Gliedes.

Zur Festigung der gewonnenen Ergebnisse noch folgende weitere Erläuterungen und zusätzliche Bemerkungen.

Für die Rückverbundenheit oder Befaßtheit der Glieder sind auch andere Bezeichnungen zur Hand, die wir gelegentlich anwenden werden und die alle in ihrer Weise eine eigene Seite hervorheben: „Einwohnung" des Gliedes im Ganzen als in seinem Grunde; oder „Rückwendung" des Gliedes in den Grund; ferner: „Abscheidung", „Versenkung", „Einkehr", sowie „Innerung" im Gegensatz zur Äußerung, was den Gegensatz ergibt: „Gesetzt oder Geäußert werden" gegen „Sich-Innern" im Setzenden. Sodann kann die Rückverbundenheit auch als ein „Sich-Öffnen" des Gliedes zum Grunde, zur Einheit, als Sich-Aufheben in dieser Einheit bestimmt werden; oder endlich als Innebleiben und als Geborgenheit, Aufgehobenheit des Gliedes im Grunde. Rückverbindung, Rückwendung,

Einwohnung, Einkehr, Abscheidung, Versenkung, Innerung und Innebleiben, Sich-öffnen zum Grunde, Selbstaufhebung des Gliedes im Einheitsgrunde, Geborgenheit in ihm — das alles sind Bezeichnungen für den oben geschilderten Urtatbestand, welcher dadurch entsteht, daß das Ganze in den Gliedern sich nicht erschöpft, sondern am Grunde des Gliedes bleibt und darum umgekehrt das Glied im Ganzen als in seinem Grunde und seiner Einheit beschlossen hält. Wir wählen vornehmlich den Ausdruck „Rückverbindung" und sprechen von der Urweise oder Kategorie der Rückverbindung, deren Besonderungen die zweite Runde von Seinsweisen ergibt, welche der früher behandelten ersten Runde, den Seinsweisen der Ausgliederung, gegenüberstehen.

Ehe wir zur Betrachtung dieser Weisen übergehen, erscheint es nützlich, noch die unmittelbare ontologische Folgerung aus dem Begriffe der Rückverbindung oder des Innebleibens im Grunde zu ziehen und in einigen andern Zusätzen einige besondere Punkte zu erörtern.

Zusatz 1. Seinsbegriff und Rückverbindung. Über das oben S. 227 an dem Beispiele des Steines Gesagte, seien noch folgende Erwägungen hier angeschlossen.

Es ist ein tief gewurzeltes Vorurteil, daß die Dinge sich in dem erschöpften, was sie als solche selbst sind (an sich selbst = was sie an sich haben), daß sie nämlich nur sich selbst gleich wären — das sog. Prinzip der Identität mit sich selbst (Gleichheit mit sich selbst, Einerleiheit mit sich selbst oder Dasselbigkeit). Wenn die Dinge nur sich selbst gleich wären, nur mit sich selbst einerlei, dann würden sie aus der Welt herausfallen in das Nichts, wie ein Fels in den Abgrund stürzt, wenn ihn nichts zurückhält. Die Dinge würden in ihrem Wesen vernichtet werden, einschrumpfen, sich verflüchtigen, wie die Krieger, die keinem Obersten mehr unterstehen oder die Glieder, die keinem Leben mehr angehören. Ein Ding, das lediglich sich selbst gleich wäre, würde in demselben Augenblicke in nichts zurückgehen.

Jedes Ding ist nur, indem es, außer daß es es selber ist, zugleich ein Gegründetes ist, zugleich in seinem Grunde wohnt, zugleich in seinem

Grunde innenblieb, aus dem es nie gänzlich heraustritt, weil das Ganze in seinen Teilen nicht untergeht; gleichwie der Kriegeroberst nicht in seinen Kriegern sich erschöpft, sondern sie (da er ihre Einheit bleibt) in sich behält; gleichwie die Prämisse einer Schlußkette jeden Schluß in sich hat, der Schlußsatz darum zugleich in der Prämisse enthalten bleibt, der Prämisse einwohnt. Der ausgeborene Schlußsatz ist zugleich als nichtausgeborener in der Prämisse; der ausgesendete Krieger ist zugleich als zurückziehbar, anders verwendbar, d. h. nicht-ausgesendet im Kriegsobersten, usw. Die ausgliedernde Einheit erschöpft sich nicht, versteinert sich nicht, gießt sich nicht aus in den Gliedern, sondern bleibt unerschöpft bei sich selbst und behält sie dadurch, indem sie sie aussendet, zugleich bei sich selbst.

Jedes Ausgegliederte, jedes Ding, das ergab sich immer wieder, ist nur, indem es sowohl es selbst, wie auch nicht es selbst ist, indem es zugleich das Herausgesetzte und das Innebleibende, zugleich das Geäußerte (aber nicht Veräußerte, Weggeworfene!) und das Geinnerte, zugleich das Gesetzte und das Aufgehobene ist, zugleich der Aktus und das in seinem Vermögen (seiner Potenz) Verbleibende. Ohne Fortdauer der Potenz, kein Akt! Wird die Identität des Dinges mit sich selbst mit $A = A$ bezeichnet, wie es in der Logik üblich, so könnte entsprechend für die Selbfremdheit das Symbol gewählt werden $(A = A) = \sqrt{A}$, d. h. das sich selbst gleiche A ist *zugleich* im Ausgliedernden enthalten, das als sein Grund und seine Wurzel erscheint. — Den Mystikern aller Zeiten war die selbfremde Art des Seins bekannt, von den Upanischaden und Plotin an bis zu Eckehart und seinen Nachfolgern ist dieses bezeugt. Darum möge ein Spruch von Angelus Silesius diese Erörterung beschließen:

Ich weiß nicht, was ich bin, ich bin nicht, was ich weiß,
Ein Ding und nicht ein Ding: Ein Tüpfchen und ein Kreis.

Alle unsere Primitiv-Philosophen, als da sind Empiristen, Relativisten, Positivisten, Sensualisten, naturwissenschaftliche „Monisten“, philosophische und nicht-philosophische Atomisten, Mechanisten samt Sippe — sie alle werden über Magie des Seinsbegriffes, über Mystik, über dämmerndes Halbdunkel, über Verstoß gegen das Handgreifliche, über Romantik, oder was ihnen sonst das Übel der Welt dünkt, ein Geschrei erheben und den Begriff der Selbfremdheit ablehnen. Aber die Tatsache, auf die dieser Begriff hinweist, wird als eine Grund- und Ursäule alles Daseins in der Welt anerkannt werden müssen. Sie kann durch kein Geschrei aus der Welt geschafft werden. Selbst wenn, wie für die Atomisten, *die Welt aus Flugsand* bestünde, müßte sie doch zugleich auch aus dem kos-

mischen Taifun herrühren, der, solange er nicht in den Wärmetod entschlummert ist, doch immerhin der Daseinsgrund von Konfigurationen und Zerstäubungen wäre, ein Taifun also, in dem die aktuierten Wirbel alle als Potenzen enthalten sein müßten!, so daß auch in diesem Falle noch ein Schimmer von Selbfremdheit übrig bliebe!

Eine weitere Erörterung des Seinsbegriffes siehe unten 3. Buch, II. Abschnitt „Kategorienlehre und Ontologie".

Zusatz 2. Über die Selbständigkeit des Befaßten oder Rückverbundenen. Der Begriff der Befaßtheit des unteren Gliedes im oberen Ganzen ist kein Widerspruch zum Eigenleben des Gliedes. Das untere Organ ist eine Ausführung des oberen, gerade darum ist es sowohl in seiner Besonderheit, wie in seiner Selbständigkeit vorhanden. „Befaßtheit" sagt nur, daß das obere Organ auch die Fähigkeit habe, jenes Selbständige und Eigene zu vollbringen, neu auszugliedern, welches die Natur darstellt.

Darum machen gerade erst die Begriffe der Befassung und Rückverbundenheit das reale ganzheitliche Leben in seinen tiefern Regeln verständlich. Nämlich auf der einen Seite die in der Praxis des Organisationslebens (aber auch im physiologischen Organismus) überall giltige Regel: Daß das obere Organ das niedere gewähren lassen müsse („In den Sattel setzen, reiten muß es selber!" — Einmischung und Bevormundung sind überall die Zeichen des schlechten Organisators und Kleinigkeitskrämers!); daß aber umgekehrt, wie wir früher sahen, das obere Organ eingreifen müsse, wenn das untere versagt; ferner nur, daß das Obere für das Untere eintreten, nicht aber, daß es dasselbe ersetzen könne.

Vgl. unten über „Dezentralisierung", § 26, 3 b, S. 254 ff. und S. 318.

§ 23. Unverzehrbarkeit und Hinfälligkeit.

Erläuterung zu Lehrsatz 12: Das ausgliedernde, aber selber unausgegliederte Befassende hat die Weise der Unverzehrbarkeit; das Befaßte oder Ausgegliederte hat die Weise der Hinfälligkeit oder Widerruflichkeit.

Wenn das In-sich-Bleibende, das heißt das Ausgliedernde aber selbst Unausgegliederte, im obigen Lehrsatze als „Weise" oder Kategorie erscheint, so gilt das nur in eingeschränktem Sinne. Das unausgegliederte Ganze ist, weil es im Gliede

nicht erscheint, weiselos, d. i. durch aussagende (positive) Bestimmungen — die doch vom Reiche des Gliedlichen hergenommen sind — nicht zu fassen, ähnlich wie Gott als das, was nicht die Welt ist, durch die Weisen und Bestimmungen der Welt nicht bestimmt werden kann, wie Meister Eckehart sagt: „Was Gottes Natur sei, dessen kam nie ein Tropfen in die Vernehmung der Kreatur[1])." Wohl gilt von der Ganzheit der Satz: „Das Ganze wird in den Teilen geboren," wodurch es als bestimmbar erscheint; aber es gilt auch der Satz: „Das Ganze geht in den Teilen nicht unter," der besagt, daß die Tiefe und der Grund der Ausgeburt nicht selbst ausgeboren wird, kein ausfließender Grund ist. Das Ganze vermittelt sich nur in den Gliedern, aber es selbst ist unveräußerlich, unerscheinbar und muß als das die Ausgeburt in sich Befassende und Haltende zurückbleiben und in sich beharren, wie im vorstehenden Abschnitt eindringlich darzustellen versucht wurde.

Es gibt also keine Kategorien des in sich bleibenden Ganzen oder Grundes. Dagegen gibt es Kategorien, welche das Verhältnis des Ausgegliederten zum Unausgegliederten, des Befaßten zum Befassenden dartun, das heißt genau gesagt: Kategorien des Ausgegliederten selber, aber in Hinblick und Bezug auf das Unausgegliederte. Und diese Weisen ergeben eine bloß verneinende Bestimmung des Unausgegliederten: daß es nicht ausgegliedert ist, daß es die noch ungeschiedene Ganzheit, das Unauflösliche, Lautere ist, das vor und über allem Gliedlichen Seiende.

Vom Gliede aus (und in diesem Sinne negativ, als das Nicht-Gliedlichkategoriale) ist demnach das unausgegliederte, befassende Ganze: das Unverzehrbare, Unveräußerliche, Unerschöpfliche, Inkonsumptible, Unverbrauchbare und Unerscheinbare; das Unveränderliche, die Sproßkraft, die Wur-

[1]) Meister Eckehart, herausgegeben von Pfeiffer, Göttingen, S. 389, 7.

zelkraft, der Muttergrund; das Einfache, der stille See des Ganzen; das Zeugende, Herrschende, Setzende; der Urstand des Gliedes; sein Herr und Meister; sein Schöpfer — das Letzte (als Basis) und das Erste (als Ursprung) oder das Vor- und Überdasein.

Vom Ganzen aus dagegen erscheint das Glied in dieser Rückschau als: das Besonderte, zusammen mit allen Gliedern Ausgegliederte, und dadurch „Bestimmte“, Gewiesene, Geschaffene. — Jenes als das Zeugende und Übereinfache, Übernichts, unbestimmt und unbestimmbar; dieses als das Gesetzte, Vielfache, Bestimmte und Bestimmbare; und gerade dadurch auch als das Individuelle.

Dieses Vielerlei von Bestimmungen ist dennoch ganz einheitlich. „Unverzehrbarkeit“, „Unveräußerlichkeit“ auf der einen Seite, „Hinfälligkeit“, „Widerruflichkeit“ auf der anderen Seite, dieses gegensätzliche Paar macht die Urweise aus, die zwischen der unausgegliederten Ganzheit und dem Gliede, zwischen Innenbleiben und Heraustreten obwaltet.

§ 24. Fünklein und Mitte (Zentrum).

Erläuterung zu Lehrsatz 13: Das unausgegliederte Ganze hat die Weise des Fünkleins oder der Urmitte und die Weise der jeweiligen Ausgliederungsmitte im Stufenbau oder des Zentrums. Das Fünklein ist in jedem Gliede unmittelbar und ganz enthalten.

1. Das Fünklein.

Es ist ein althergebrachter, von den verschiedensten Schulen und Richtungen immer wieder gelehrter Satz: daß das Ganze ganz und ungeteilt, und daß es unmittelbar in allen Gliedern ist.

Versteht man darunter nicht etwas Unklares, verbirgt sich hierunter nicht ein unvollziehbarer Begriff? Nein! Das, was

man die „Einheit", die „Solidarität" des Organismus, jeder Ganzheit überhaupt, zu nennen pflegt, und was wir oben (S. 176ff.) in vielen Beispielen der „Entsprechung" kennen lernten, zeugt schon allein hiervon aufs deutlichste. Die Wegnahme des Königs, des Ministers, so sahen wir früher, verändert den ganzen Staat, die Wegnahme einer Maschine verändert die ganze Fabrik, die Wegnahme eines Mittelsatzes verändert die ganze Schlußkette, die Wegnahme eines Tonsatzes die ganze Symphonie. Im Organismus reagieren alle Glieder auf die Veränderung eines einzigen; auf einen Nadelstich hin zuckt der ganze Körper zusammen. Wir verglichen diese vollkommene Empfindlichkeit mit der Prinzessin auf der Erbse. Die absolute Einheit des Ganzen läßt sich kein X für ein U vormachen.

Wesentlich ist nun, den Irrtum abzuwehren, als könne dieser Einheitsbezug in mechanistischer Weise, nämlich als „besonders enge Wechselwirkung der Teile" erklärt werden, wodurch sich angeblich ein Organismus von einem andern „Gleichgewichtssystem" unterscheidet. Denn wenn selbst der Organismus auf solche Weise auffaßbar wäre (was er nicht ist), so wäre damit durchaus kein Einheitsbezug nach ganzheitlicher Art, nach Art der sinnvollen Entsprechung hergestellt, sondern nur hier eine losere, dort eine engere „Verknüpfung" gegeben. Darum paßt denn auch die Hypothese der „graduell verschiedenen Wechselwirkung" auf die nicht-stofflichen, nämlich geistigen und gesellschaftlichen Ganzen von Anbeginn nicht. Man denke an den Einheitsbezug, den die Prämisse in der Schlußkette mit allen Schlußgliedern bildet.

Die „Einheit" der Glieder im Ganzen ist darum mechanistisch niemals zu fassen und zu deuten und nicht anders zu verstehen als dadurch: daß sämtliche, äußerlich noch soweit auseinander liegenden und noch so sehr voneinander verschiedenen Glieder alle *unmittelbar* in der unausgegliederten

Ganzheit wurzeln und verbunden sind. Es ist ein unmittelbares M i t - d a b e i s e i n d e r G a n z h e i t i n j e d e m G l i e - d e , wodurch das Ganze sich darstellt und der Teil zum Gliede wird.

Dieses Letzte, die selber unausgegliederte und darum allein alles andere befassende Ganzheit nennen wir den absoluten Grund der Glieder oder ihre Ur-Mitte oder, mit einem der altdeutschen Mystik angehörigen Ausdruck, das F ü n k l e i n. Jedem Gliede muß von der ersten Art des Ganzen, die noch ungeschieden (undifferenziert) ist, etwas innewohnen. Darum allein sind die verschiedenen, oft so weit auseinander liegenden Glieder doch noch immer Glieder Eines Ganzen; darum allein sind alle Glieder eines Heeres, so weit verschieden sie sonst an Rang und Art sein mögen, Krieger; darum allein alle Glieder eines Staates, so weit verschieden sie vom Minister bis zum Entmündigten sein mögen, Bürger; darum allein alle Glieder der Volkswirtschaft, so weit verschieden sie vom Taglöhner bis zum Milliardenkönig sein mögen, Wirtschafter usf. Alle wurzeln sie u n m i t t e l b a r im letzten, selber nicht ausgegliederten Ausgliederungsgrunde ihres Ganzen und empfangen von ihm über die Differenzierungen und Verschiedenheiten von Ebenbildlichkeit, Rang, Leistung, Stufe und Einbettung hinweg, die Grundart und den Grund-Standort.

Das Fünklein, als das Unverzehrbare, Unveräußerliche und Unerscheinbare, ist ganz und unmittelbar in jedem Gliede; ebenso wie umgekehrt alle Glieder im Fünklein als in ihrer letzten Wurzel und ratio gründen.

Wer das Vorstehende ernsthaft überlegt, kann zu dem Einwande, daß es sich beim „Fünklein" um einen unklaren, unvollziehbaren Begriff handle, nicht kommen. Wir haben es an handgreiflichen Beispielen gezeigt, die jeder nachprüfen kann,

daß es den Gliedern über ihre Verschiedenheit hinweg zukommt, unmittelbar im letzten, selber unausgegliederten Befassenden der Ganzheit zu wurzeln, oder umgekehrt ausgedrückt: daß das Ganze in jedem Gliede ganz und ungeteilt (unausgegliedert) und damit auch unmittelbar wohne. Daß die Prämisse, die den Folgerungen gegenüber unausgegliederter Grund ist, daß die Prämisse in allen Gliedern der Schlußkette ganz, ungeteilt und unmittelbar zugleich ist („stillschweigende Voraussetzung" ist, wie man wohl zu sagen pflegt); daß der Unternehmer als „Seele seines Betriebes" ganz und ungeteilt in jeder Phase, Abteilung und Handlung des Betriebes mit dabei ist; daß der Feldherr mit seinen Plänen ganz und ungeteilt die „Grundlage", d. h. das Allgemeine, die „Seele" aller Unternehmungen des Heeres bildet — dieses und andere Beispiele halten jeder nüchternen Zergliederung stand und zeigen, was wir behaupteten.

Der Begriff des „Fünkleins", so sagten wir eingangs, sei schon alt. Wenn er auch früher nicht im Rahmen des Ganzheitsbegriffes gefaßt wurde, so haben wir durch unsre obige Bestimmung (als das Ganze, das in allen Gliedern ganz und unmittelbar ist) dem uralten Gedanken doch nichts Neues hinzugefügt. Denn er findet sich in wesentlich der gleichen Fassung in den metaphysischen Systemen Indiens, Chinas, Griechenlands, des Mittelalters (auch des Hl. Thomas) und des deutschen Idealismus immer wiederholt, besonders auch in der Form, daß die S e e l e ganz in allen Gliedern wohne und in ihrem höchsten Vermögen, der Vernunft, forma formarum, Form aller Formen sei, wie ein aristotelisches Wort lautet[1]). Wir lassen unten einige kurze Hinweise über unseren Begriff in der deutschen Mystik, bei Aristoteles und bei Fichte folgen.

---

[1]) Aristoteles, de anima, 432 a3. Vgl. unten Zusatz 2, S. 239.

Zuletzt möge noch eine Bemerkung über die Art der „Immanenz" des Fünkleins in den Gliedern am Platze sein. Wenn der Begriff des Fünkleins im Sinne der Ganzheit gedacht wird, so kann von einer solchen falschen „Immanenz", die zur Vereinerleiung des Fünkleins und des Gliedes führte, und in weiterer Folge zu dem, was „Pantheismus" in jenem engen Sinne zu nennen ist, wonach Gott selbst das Geschöpf und die Welt sei — nicht die Rede sein! Ganz im Gegenteil beruht ja, richtig verstanden, der Begriff des Fünkleins darauf, daß es das unausgegliederte Ganze ist, das nicht veräußerte, nicht erschienene. Nun kann sich doch wohl Unausgegliedertes und Ausgegliedertes, Grund und Folge nicht vermischen, beruht doch allein und ausschließlich die ganze Unterscheidung auf ihrer Unvermischbarkeit! (Diese strenge Scheidung hatten wir wiederholt hervorzuheben, besonders bei den früheren Erläuterungen des Satzes: „Das Ganze geht in den Teilen nicht unter" s. oben § 5, S. 77 ff. und § 21, S. 220 ff.)

Niemals ist aber auch bei den großen Metaphysikern die Vermischung der lauteren Ganzheit mit ihren Gliedern, des Grundes mit der Folge, des Schöpfers mit dem Geschöpfe — oder welche Formen man immer dabei ins Auge fassen mag — wirklich erfolgt; weder bei Platon, noch bei Aristoteles, noch bei Plotin, noch auch jemals in der deutschen Mystik, am allerwenigsten bei Meister Eckehart, noch auch, in bezug auf diesen Begriff, bei Hegel. Denn, wenn Hegel sagt: „Das Wesen erscheint," so liegt das Innenbleiben des Wesens in sich selbst gerade infolge seines Erscheinens im Begriffe dieser Kategorie. Meister Eckehart sagt: „Gott fließt in alle Kreaturen und bleibt doch von Allem unberührt[1])." „Ich nehme ein Becken mit Wasser und lege darein einen Spiegel und setze es unter den Strahl der Sonne, so wirft die Sonne ihren lichten Schein

---

[1]) Bei Pfeiffer 141, 20.

heraus aus ihrem Strahlenkranze, aus ihrem Grunde **und vergeht doch nicht**. Das Widerspielen [Rückleuchten] des Spiegels in der Sonne, das ist in der Sonne. Sonne und er [d. h.: die Sonne für sich und der Spiegel für sich] ist doch das, was er ist. Also ist es um Gott. Gott ist in der Seele mit seiner Natur **und er ist doch nicht die Seele**, das Widerspiegeln der Seele, das ist in Gott. Gott und sie ist doch das, was sie ist[1])." „Die Kreatur kann nicht in den Grund der Seele, sie muß hier draußen bleiben in den Kräften[2])."

Zusatz 1. Das Fünklein in der deutschen Mystik. Der absolute Grund ist für jede Ganzheit und darum auch für die menschliche Seele zugleich der absolute Weltgrund oder Gott. Der größte deutsche Mystiker, Meister Eckehart, sagt: „Swenne sich der mensche bekêret von ime selben unde von allen geschaffenen dingen, als vil dû daz tuost, als vil wirst dû geeineget unde gesêliget in dem **fünkelin der sele**, daz zît noch stat nie beruorte. Dirre funke widerseit allen crêatûren [widersteht allem Geschaffenwerden] ...." ".... unde von dirre unbewegelicheit [des Fünkleins] werdent beweget alliu dinc und empfangen alliu leben[3])." Eckehart gebraucht auch für das Fünklein die Bezeichnung „**Hütte des Geistes**", „**Kleidhaus Gottes**", „**die stille Wüste**". „Da, wo die Zeit nie innekam, worein nie Bilder geleuchtet ...[4])".

An einer anderen Stelle sagt Meister Eckehart: „Ich habe es auch sonst gesagt: daß eine Kraft in der Seele ist, die nicht an Zeit noch Fleisch rührt, die aus dem Geiste fließt und in dem Geiste bleibt und völlig geistig ist. In dieser Kraft ist Gott blühend und grünend mit all der Freude und all der Herrlichkeit, wie er in sich selber ist ... denn Gott ist in dieser Kraft wie in dem ewigen Nun[5])."

Tauler spricht vom Fünklein in der Seele: „Gott liegt verborgen und bedeckt im verborgenen Grunde[6])." — „Die Seele hat einen Funken,

---

[1]) Bei Pfeiffer 180, 35 ff.

[2]) Bei Pfeiffer S. 4.

[3]) Ebenda S. 193, 33 194, 6.

[4]) Ebenda, LXVI, 206 ff.

[5]) Deutsch v. J. Bernhart, Meister Eckehart, Kempten 1914 (Sammlung Kösel), S. 53 f.

[6]) Tauler, Schriften u. Predigten, Dtsch. von ..... Jena 1912, I, S. 22.

dessen Durst Gott nur mit sich selbst stillt, ja im inneren Grunde ist Gott der Seele näher und inwendiger als sie sich selbst[1])."

Zusatz 2. Aristoteles, Samkhyalehre, Plotin, Thomas. In Aristoteles' Lehre von Form und Materie sowohl wie in jener vom „unbewegten Beweger" ist der Begriff des Fünkleins im oben entwickelten Verstande deutlich vorhanden.

Der Begriff der Form fordert, daß das wirkliche Ding nicht etwas Ungeformtes enthalte, daß es durch und durch geformt sei und somit die Form nicht an irgendeiner Stelle weniger anwesend oder wirksam sei als an einer andern — anderseits aber selber unverformt, unerschöpft, unausgegliedert sein muß. Das zeigt sich besonders deutlich an der aristotelischen Seelenlehre. Die Seele ist „in Weise der Form Substanz" (des Körpers), *ἀνάγκαῖον ἄρα τήν ψυχὴν οὐσίαν εἶναι ὡς εἶδος σώματος . . .*[2]); und darum ist sie der „erste Aktus", „erste Entelechie" des Körpers. „Daher braucht man nicht zu fragen, ob Seele und Leib eins sind, so wenig wie, ob . . . der Stoff und das, dessen Stoff er jeweilig ist, es sind. Denn ob schon eins und Sein vieldeutig sind, so ist doch beides im eigentlichen Sinne der Aktus[3])."

Des Aristoteles „unbewegter Beweger" ferner ist in genauem Sinne jener Grund, der selbst nicht erscheint, jenes in sich Verharrende, das sich nicht veräußert, das aber Bewegung und Erscheinung hervorruft, wie es der Begriff des Fünkleins verlangt. Der Begriff des unbewegten Bewegers ist freilich mechanisch nicht faßbar, aber darum doch ein vollkommen klarer, zu Ende denkbarer, ja nüchterner Begriff. Aristoteles gebraucht für den unbewegten Beweger, wie bekannt, das Bild des geliebten Gegenstandes, der, ohne sich selbst zu bewegen, den Liebenden bewegt.

In allen großen metaphysischen Systemen ist der Begriff des Fünkleins vorhanden. Auf dieselbe Weise bewegt in der indischen Samkhya-Lehre der Puruscha, der Gottesfunke, der selbst nur „Zuschauer ist," die Prakriti, d. h. die Natur, daß sie gebiert und sich endlos regt. — Bei Plotin findet sich die berühmte Formel: *ὅλη ἐν πᾶσι μέρεσι τοῦ ἐν ᾧ ἐστιν . . . καὶ ἐν ὁτῳοῦν ἀὐτοῦ ὅλη*[4]). — Ebenso die Scholastik. Der Satz des Thomas: „anima est tota in toto corpore et tota in qualibet eius parte„; „Die Seele existiert als ganze im ganzen

---

[1]) Tauler, ebenda, I, S. 151.

[2]) de anima 412 a, 19 ff.

[3]) Ebenda 412 a, 3 ff., nach der Übersetzung von Rolfes in „die Philosophie des Aristoteles", Leipzig 1923, S. 287.

[4]) Ennead. IV, 21.

Leibe, als ganze aber auch in jedem Teile des Leibes" — soll von der Plotinischen Formel herrühren[1]). Indessen ist hier nicht der Ort, darauf einzugehen. Nur auf Fichte und die Neuscholastik sei noch, um der besonderen Fassung willen, hingewiesen.

Zusatz 3. Über Fichtes Lehre von der Selbstsetzung des Ich. An der nicht hinreichend scharfen Beachtung des Unverbrauchten, Unveräußerlichen ist Fichtes Ableitung in der Wissenschaftslehre gescheitert. Nach dem Satze „das Ich setzt sich selbst", müßte das unverzehrbare und unerscheinbare Ich als befassender Einheitsgrund zurückbleiben. Bei Fichtes Ableitung in der Wissenschaftslehre aber sinkt das absolute Ich trotz mancher Vorbehalte alsbald zum endlichen Ich herab (veräußert sich darin), sobald es sich „setzt" (sich im Entgegensetzen = Objekt setzen, setzt, wie Fichte richtig sagt); denn „Setzen" heißt hier verendlichen, veräußerlichen, also sich erschöpfen, weil es ein vollständiges Sich-Setzen ohne Zurückbleiben eines Ungeschiedenen ist. Wenn aber das Unendliche sich vollständig verendlicht, dann bleibt nur eine immanente, eine im Objekt versteinerte (tote) Welt übrig — Fichte mußte diese traurige Folgerung ziehen und konnte die Welt darum nur als Objekt bestimmen, was er in der Form tat, daß es ein sittliches Objekt sei (dadurch wurde schließlich der ganze Selbstsetzungsvorgang nur als sittliche Aufgabe bestimmt). Man begreift, daß Schellings Naturphilosophie diese Austreibung des Lebens rückgängig machen mußte. Aber sie verfiel zunächst in Pantheismus, in Vermischung des Ausgliedernden mit dem Ausgegliederten. Erst der spätere Schelling machte diesen Mangel vollständig gut.

Zusatz 4. Die Neuscholastik hat für den Begriff des Fünkleins in ihren Lehrbegriffen vollen Raum. Die nachstehende Äußerung möge dies beweisen und auch um ihrer treffenden Formulierung willen hier Platz finden. In Lehmens „Lehrbuch der Philosophie", lautet ein Lehrsatz: „die menschliche Seele ist im ganzen Leibe und in jedem Teile desselben[2])." Zur Erläuterung dieses Satzes heißt es u. a.: Da „die menschliche Seele eine einfache Substanz ist, so kann sie da, wo sie ist, nicht teilweise sein, wie der ausgedehnte Körper, der mit seinen einzelnen Teilen nur in den entsprechenden Teilen des Raumes ist, in dem

---

[1]) Thomas, Summa theol. I, p. qu. 76 a, 8. Angef. bei Geyser, Lehrb. d. allgem. Psychologie, I, 1920³, S. 367, der denselben Standpunkt einnimmt und ihn auch für Kant belegt.

[2]) Am angeführten Orte, 2. Bd., 2. Teil, Psychologie, Freiburg i. Br. 1920, 4 Aufl., S. 464.

er existiert. Sie muß . . . in jedem seiner [des ganzen Körpers] Teile ihrer *ganzen* Substanz nach sein. Das Einfache kann eben, wo es ist, nur seiner Ganzheit nach sein[1])." Dem Einwande, das Gehirn sei das Zentrum des Nervensystems und das bedeute, daß es ausschließlicher Sitz der Seele sei, wird von L. folgendermaßen geantwortet: „Aus der erwähnten Tatsache [daß das Gehirn *Zentrum* des Nervensystems sei] läßt sich nur folgern, daß die Seele nicht *mit allen ihren Fähigkeiten* im ganzen Körper, nicht aber, daß sie *ihrer Substanz nach* nur im Gehirn ist[2])."

Zusatz 5. Die Hinfälligkeit des Gliedes ist keine endgültige, unbedingte. Hier handelt es sich nur um eine Kategorie in der Erscheinungswelt. Schon das Enthaltenbleiben des Gliedes im Grunde bewahrt das Glied vor einfacher Vernichtung; auch die Ausgegliedertheit mit vielen anderen Ganzen gemeinsam kommt hinzu. (Siehe darüber unten § 27 S. 65 ff.)

2. Mitte oder Zentrum.

Welcher Weg führt nun vom Fünklein zum besondert, bestimmt und konkret Ausgliedernden im Stufenbau, zur Mitte oder zum Zentrum?

Um den Weg vom Fünklein zum „Zentrum" zu machen, muß man das Verhältnis beider als jenes der *Ur-Mitte* zur *Ausgliederungs-Mitte* verstehen.

Das Fünklein oder das letzte Ausgliedernde eines Ganzen, das selber unausgegliedert ist, ist nur als dieses Letzte, Einfache in jedem Gliede; außerdem gibt es aber noch ein Konkret-Ausgliederndes, in welchem sich ein bestimmtes Glied jeder Ganzheit jeweils befaßt findet, z. B. eine Nervenzelle in ihrem Nervenzentrum, ein Bürger in seiner Gemeinde, seinem Gerichtsbezirke, ein Wirtschafter in seinem Betriebe usw.

Wir müssen, um diese Sachlage vollständig zu erfassen, auf die frühere Einsicht zurückgehen, daß jede Ganzheit sich erstens

---

[1]) Ebenda S. 464.

[2]) Ebenda S. 465.

in einer Mannigfaltigkeit von *Teilganzen* ausgliedert und zweitens in einem *Stufenbau* von in diesen Teilganzen herabsteigenden Gliedern (da, wie wir wissen, die Teilganzen und Glieder nicht wie ein Kranz von Gliedern alle gleich weit von einem einzigen Ausgliederungszentrum entfernt liegen, sondern stufenweise ineinander befaßt sind). Infolge dieser Mannigfaltigkeit der ebenbildlichen Selbstdarstellung des Ganzen in den Gliedern ist dieses „Ganze" als Fünklein oder letztes, unausgegliedertes Einfaches zwar in jedem Gliede unmittelbar enthalten — aber nur als Letztes, Einfaches, *jedoch nicht mit der gleichen konkreten Ausgliederungstätigkeit.* Gleichwie Leben in Nerv, Muskel, Blutkreislauf, Verdauung usf. jeweils in verschiedener Form ausgliedernd tätig, aber als „Leben" überall anwesend ist; gleichwie die Seele als sinnliches, wollendes, denkendes Prinzip jeweils in verschiedenen Bewußtseinszuständen sich tätig ausgliedert, aber als „Seelisches" überall anwesend ist; gleichwie der Staat in König, Minister, Bürger jeweils in verschiedener Form ausgliedernd tätig aber als „Staatlichkeit" überall anwesend ist; gleichwie der Unternehmer einer Fabrik in Kontor, Betriebsleitung, Absatz- und Handelstätigkeit in verschiedener Wirtschaftstätigkeit jeweils in verschiedener Form, ausgliedernd tätig aber als „Wirtschaftsleitung" überall anwesend ist — aber all' dies nur möglich ist, weil das Letzte, Einfache von Leben, Bewußtsein, Staat, Wirtschaft auf dem Grunde jedes Gliedes verharrt; so ist es bei jeder Ganzheit. Das Fünklein ist nicht in den *besonderen* Ausgliederungstätigkeiten und Ausgliederungsfähigkeiten in jedem Gliede, sondern die bestimmten Ausgliederungsfähigkeiten sind nur in bestimmten Gliedern. *Und diese bestimmten Ausgliederungstätigkeiten und -Fähigkeiten sind das jeweilig konkret Befassende im Stufenbau, sind „Zentrum" oder „Mitte."*

Hier wurde der Begriff der Mitte vom Standpunkte des ausgliedernden Ganzen aus bestimmt; vom Standpunkte der Rückverbundenheit des Gliedes aus wird er später noch zu betrachten sein (siehe unten § 26, S. 246 ff.).

§ 25. Abgeschiedenheit.

Erläuterung zu Lehrsatz 14: Die Rückverbundenheit des Gliedes im Fünklein hat die Weise der Abgeschiedenheit.

Die Weise der Rückverbindung des Gliedes ist ihrer allgemeinen Natur nach nur eine, sie besteht in der Selbstaufhebung des Gliedes schlechthin. Da aber jede Ganzheit aus einem Stufenbau besteht, so sind gleichsam zwischen den Haltestellen der Selbstaufhebung Unterschiede zu machen: Die absolute Selbstaufhebung oder Abgeschiedenheit, in welcher das Ganze, die Gesamtheit des Ausgegliederten in der letzten Einheit zurückgenommen wird; die Selbstaufhebung im Bereiche des Stufenbaues, in welcher ein Befaßtes sich im Befassenden aufhebt, wodurch dieses zur konkreten Ausgliederungsmitte wird; endlich dieselbe Selbstaufhebung, aber im Gange der Ausgliederung betrachtet: die Rücknahme innerhalb der Umgliederung.

Über die Abgeschiedenheit ist nach der vorherigen ausführlichen Erörterung des Begriffes des Grundes nichts wesentlich Neues mehr zu sagen. Die Abgeschiedenheit besteht darin, daß das Glied seine eigene ausgliedernde Tätigkeit, und das heißt, seine Tätigkeit nach außen hin im Geiste zurücknimmt, ein „Lassen aller Dinge" übt, wie die deutsche Mystik sagt, und sich ganz dem Einfachen, Letzten, Unausgegliederten, das es befaßt (nicht aber seinem konkreten Ausgliederungszentrum) zuwendet.

Dieses Lassen aller Dinge und Sich-selbst-Lassen ist aber keineswegs ein Aufgeben und Verschmelzen der Persönlich-

keit mit dem Fünklein, wie in diesem Zusammenhange abermals hervorzuheben ist. Geschöpf und Schöpfer, Ausgegliedertes und Ausgliederndes können sich niemals vermischen. Die Abgeschiedenheit ist dagegen die letzte Reduktion des Ausgegliederten auf sein eigenes Einfaches, das in seinem Grunde wohnt (s. darüber noch unten § 29, S. 280 ff., Persönlichkeit).

Die mystischen Schriften aller Völker sind voll von dem Zustande der letzten Vereinfachung, der letzten Verinnerlichung des Menschen zu seinem Grunde. Es ziemt uns nicht, selber darüber zu sprechen, wo hohe Meister die Menschheit gelehrt haben. Meister Eckehart erklärt die Abgeschiedenheit folgendermaßen:

„Was ist denn nun Abgeschiedenheit, daß sie solche Macht in sich birgt? Wahre Abgeschiedenheit bedeutet, daß der Geist so unbeweglich steht in allem, was ihm widerfährt, es sei Liebes oder Leides, Ehre oder Schande, wie ein breiter Berg unbeweglich steht in einem kleinen Winde. Diese unbewegliche Abgeschiedenheit macht am meisten den Menschen gottähnlich[1]."

„Nun zu der Frage, was der Gegenstand der lauteren Abgeschiedenheit sei? Nicht dies oder das ist ihr Gegenstand; sie geht auf ein reines Nichts, denn sie geht auf den höchsten Zustand, in welchem Gott ganz nach seinem Willen in uns walten kann. . . . . Gott waltet, je nachdem er Bereitschaft findet: sein Walten ist ein anderes im Menschen als im Stein. . . . . In einem Herzen, wo noch dieses und jenes Raum hat, da findet sich auch leicht etwas, was Gott am vollen Wirken hindert" . . . — „Das abgeschiedene Herz begehrt aber nichts und hat auch nichts, dessen es gern ledig wäre." — „Diese Gleichförmigkeit wird hergestellt, indem der Mensch sich Gott unterwirft. . . . . Das abgeschiedene Herz steht aller Kreaturen ledig, ist gänzlich Gott unterworfen und steht in der höchsten Gleichförmigkeit mit ihm: Darum ist es am empfänglichsten für das Einfließen Gottes." — „Je mehr der Mensch sich von dem Geschöpf entfernt, desto mehr eilt ihm der Schöpfer zu." — „Nun möchte jemand sagen: Wer könnte denn im unverwandten Anblicken des göttlichen Gegenstandes verharren? Dem erwidere ich: Niemand, der lebt, hier in der Zeit. Es soll dir auch nur darum gesagt sein, damit du wissest, was das

[1]) Meister Eckeharts Schriften u. Predigten, Jena, Bd. I, S. 13.

Höchste ist, und worauf du dein Begehren und Trachten richten sollst. Wenn aber dieses Schauen dir entzogen wird, und du bist ein guter Mensch, so muß dir sein, als sei dir deine ewige Seligkeit genommen. Dann kehre bald darein zurück, daß es dir wieder werde; und behalte dich allezeit fest in Obacht; und dorten laß, soweit es irgend möglich ist, dein Ziel und deine Zuflucht sein[1])!"

„Mein äußerer Mensch schmeckt die Kreaturen als Kreaturen; mein innerer Mensch schmeckt sie als Gabe Gottes; aber mein innerster Mensch schmeckt sie nicht als Gabe Gottes, sondern als von jeher mein[2])." [Das will sagen: Wenn die Kreatur ist, dann in ihrem eigenen schöpferischen Grunde.]

„Warum geht ihr nur aus? Warum bleibt ihr nicht bei euch selber und greift in euren eigenen Schatz? Ihr tragt doch alle Wirklichkeit dem Wesen nach in euch[3])!"

„Darum haben alle Dinge ein Eilen hin zu ihrer höchsten Vollkommenheit und flüchten sich aus ihrem Leben in ihr Wesen[4])."

Im Grunde „da bin ich, was ich war, da nehme ich weder ab noch zu, denn da bin ich ein Unbewegliches, welches alle Dinge bewegt[5])."

Bei Tauler[6]) heißt es: „. . . . soll da . . . ein Übergang aus sich selbst und über sich stattfinden [in den Grund] so müssen wir alle Eigenschaft des Wollens und Begehrens und Wirkens verleugnen, es soll da ein bloßes lauteres Gott-im-Sinn-Haben zurückbleiben . . . damit er [Gott] sein Werk und seine Geburt in dir gewinnen kann. . . ."

Der Sinn der Abgeschiedenheit, als Urweise gefaßt, wie wir es an dieser Stelle nötig haben, ist überall der, daß das Ganze sich nicht darum und in dem Sinne ausgliedere, damit das Ausgegliederte aus ihm herausfalle und nun ein eigenes „Sein" habe und ein eigenes Leben führe. Der Sinn der Ausgliederung ist erst erreicht, wenn das Ausgegliederte zugleich

---

1) Ebenda S. 18 ff.
2) Ebenda I, S. 148.
3) Ebenda S. 102.
4) Ebenda S. 147.
5) Ebenda S, 177.
6) Am angeführtem Ort, Bd. I, S. 3 f.

Eigenheit und vollkommener Einklang mit seinem Ganzen ist. Dieses heißt es, daß das Glied in seinem Eigensein stirbt und seinen Urgrund wieder findet. Das Ganze wird nur darum zum Gliede, damit das Glied wieder in die Einheit des Ganzen hinabsteige und in seinem Grunde sich finde. Das ewige Ziel des Gliedes oder Einzeldaseins ist, seine Einzelhaftigkeit zu überwinden und zu verlieren.

Darum besteht, das sei zuletzt noch gesagt, Abgeschiedenheit nicht in müßiger Zurückhaltung und schließt tätiges Leben nicht aus.

Jedes Tun muß einen Hauch von Abgeschiedenheit haben. Tun ohne Abgeschiedenheit verliert seinen Boden unter den Füßen, wird unwesenhaft und belädt sich mit Schuld.

§ 26. Eingliederung oder Mittewendigkeit (Zentripetalität).

Erläuterung zu Lehrsatz 15: Die Rückverbundenheit des Gliedes in seiner Ausgliederungsmitte hat die Weise der Eingliederung oder Mittewendigkeit (Zentrierung oder Zentripetalität). Die Mittewendigkeit wird, als im Gange der Umgliederung befindlich, zur Rücknahme oder Zeugung.

1. Begriffsbestimmung.

Als Mitte, zum Unterschied von Urmitte oder Fünklein, ergab sich uns jedes konkret Ausgliedernde. Danach ist das Teilganze für seine Zwischenganzen und Unterganzen unmittelbar „Mitte"; die Zwischenganzen und Unterganzen sind wieder für ihre Glieder, die sie ausgliedernd unter sich befassen, unmittelbar „Mitte". Es darf aber bei dieser Begriffsbestimmung nicht vergessen werden, daß der Begriff der Mitte kein Ausgliederungsbegriff, sondern ein Rückverbundenheitsbegriff ist, da er auf dem

Innebleiben, dem Befaßtsein des Ausgegliederten im Ausgliedernden beruht. Darum wird erst durch die Rückverbundenheit des Gliedes in seinem es Befassenden dieses Befassende „zur Mitte", zum „Zentrum" — und nur nach Maßgabe dieser Rückverbundenheit oder Selbstaufhebung.

Von der Seite der Ausgliederung her betrachtet, muß hervorgehoben werden, daß „Mitte" ohne die Weise des „Stufenbaues" nicht denkbar wäre. Ohne sie würde sich jedes Glied aus dem absoluten Ausgliederungsgrunde, der Urmitte, unmittelbar ausgliedern und sich auch im Fünklein aufheben. Es gäbe daher nur einen Ausgliederungsgrund, die Urmitte, und eine Aufhebungsweise, die Abgeschiedenheit. Durch Stufenbau erst wird die konkret-aktuierende Ausgliederungsmitte von der Urmitte verschieden und darum auch die Selbstaufhebung des Gliedes in beiden Arten von „Mitte".

Die Rückverbundenheit des Gliedes in seiner Mitte hat die Weise der Selbstunterwerfung oder Selbstaufhebung unter die Mitte, das heißt aber soviel wie: sie hat die Weise, sich zum Umkreis einer Mitte, eines Zentrums zu machen. Dieses Sich-zum-Umkreis-Machen nennen wir einfach die (konkrete) Eingliederung oder die Mittewendigkeit oder auch Zentripetalität des Gliedes. Andere Benennungen wären: Zentriertheit, Mitteverbundenheit, Mittestrebigkeit des Gliedes, Mittebindung, Mitteneigung des Gliedes, oder: das Mitte-Suchen, das An-der-Mitte-Haften des Gliedes, sein Hang und seine Hinkehr, seine Zukehr zur Mitte. Angesichts der sprachlichen Sprödigkeit aller dieser Bezeichnungen ist die einfache Bezeichnung „Eingliederung" vorzuziehen, wobei aber stets festzuhalten ist, daß „Eingliederung" nicht irgend einen beliebigen gliedhaften Bezug andeutet, sondern die „Mittewendigkeit", die Zentriertheit des Gliedes in seiner bestimmten Mitte meint, z. B. des Kriegers in seinem Heereskörper, des Gläubigen in seiner Religionsgemeinschaft, des

Bürgers in seinem Staate, des Volksgliedes in seinem Volkstum, des Sippengliedes in seiner Sippe, des Wirtschafters in seiner Zunft usf.

Die Weise der Eingliederung sagt: Jedes Glied ist nicht nur ausgegliedert, sondern auch eingegliedert, nicht nur hinausgewendet, sondern auch zurückgewendet, nicht nur aus der Mitte sich begebend, sondern auch mittewendig; es ist nicht nur auf arteigene Weise, nämlich durch seine bestimmte ebenbildliche Ausgliederung gesetzt, sondern auch auf arteigene Weise rückverbunden, nämlich als sich zum Umkreise einer arteigenen Mitte machend, nach den obigen Fällen z. B. des Kriegers zum Gliede des Heeres nicht des Friedensvereines.

In der Weise der Abgeschiedenheit lag eine Abkehr von allem Konkreten, das Einziehen aller Ausgliederungs- und Lebenskräfte des Gliedes, das sich damit selbst bis zum ersten Grunde hinunter aufhebt (was aber zuletzt Tätigkeit nicht aufhebt, wie wir ausführten). In der Weise der Mittewendung dagegen liegt eine andere Abkehr von jener Ausgliederungstätigkeit, die dem Gliede durch Wucherung seines Eigenlebens möglich wäre. Die Mittewendigkeit verlangt die vollständige Sammlung auf den Dienst für die Mitte. „Einordnung", „Sich-Unterwerfen", ist daher zu wenig gesagt, da dieser Begriff nur das Gefüge (das äußere Gefüge) bezeichnet. Dasjenige, was im Dienste an seinem Höheren aufgeht, ist diesem nicht nur unterworfen, sondern verzichtet auch, wie ein treuer Diener seines Herrn, auf alle jene Weiterentwicklung des Eigenlebens, der vita propria, die nicht selber der Mitte unmittelbar oder mittelbar zugute kommt. Mittewendigkeit heißt daher, Beseeltsein von der Mitte, Aufgehen in der Mitte, aber gerade in diesem Aufgehen von der Mitte seine ganze Daseinskraft und Eigenlebendigkeit immer wieder zu empfangen. Bei diesem schöpferischen Akte der Mitte ist festzuhalten, daß

er erst durch die Hingabe oder Selbstaufhebung des Gliedes möglich wird. Um dieses ganz zu verstehen, muß man sich abermals klarmachen, daß „Mitte" nicht in einem äußerlichen, sozusagen geometrischen oder mechanischen Sinne genommen werden darf, wie etwa der Mittelpunkt eines gezeichneten Kreises äußerlich dadurch bestimmt ist, daß er überall gleich weit vom Umfange entfernt liegt; zum lebendigen Begriffe der Mitte gehört vielmehr jene schöpferische, durch Selbstaufhebung des Gliedes frei werdende Kraft. In dieser liegen zwei Stücke: 1. das Schöpferische der Ausgliederung; 2. die Herrschaft über das Ausgegliederte. Diese schöpferische Macht wie Herrschaft ist aber nicht einseitig; das ausgegliederte Glied mit seinem Eigenleben muß sich seinem Höheren unterwerfen. Und diese Unterwerfung selbst ist wiederum nichts Mechanisches, nicht ein äußerliches, materielles sich Bücken und Ducken; sondern ein Sich-selbst-Aufgeben als ein Sich-Eingeben in das Höhere, ein Sich-Entäußern- und Zurücknehmen, oder wie wir es oben ausdrückten: sich zum Umkreise der Mitte machen! Darum heißt das Streben des Gliedes zu seinem Höheren durch Selbstaufhebung: sich das Höhere zur Mitte als zum Haupte machen.

An diesem Begriffe der Mitte wird von neuer Seite klar, wie die Selbstaufhebung des Gliedes zu seiner Lebensbedingung gehört. Nur dadurch, daß das Glied sich seinem Höheren gibt, öffnet es gleichsam dieses Höhere für sich und ermöglicht diesem, als das ausgliedernde, schaffende Zentrum weiter sich zu setzen. Dagegen bedeutet sich sein Zentrum durch Bei-sich-selbst-Bleiben und Nicht-Aufhebung verschließen für das Glied die Abtrennung vom Ganzen, die Selbstvernichtung.

Noch von einer anderen Seite her zeigt sich, daß „Mitte" kein bloß formaler oder mechanischer Begriff ist! Denn jedes Zwischenganze und Unterganze im Stufenbau ist nach der Weise der herabsteigenden Ebenbildlichkeit bestimmt. Daher ist

„Mitte" ein ebenbildlich *bestimmter* Grund seiner ausgegliederten, ihm unterstehenden Glieder! Der Satz: „Ebenbildlichkeit verleiht Art", kehrt daher hier in bestimmter Anwendung wieder. Wir können ihn in die Form kleiden: *Mitte hat Art* — zum Unterschiede vom Fünklein, das vor aller Art ist. Mitte hat Art, z. B. als: „König", „Minister", „Zunftvorsteher", „Heerführer", „Redner" (in einer Versammlung), „Dichter" (gegenüber dem Publikum) — sie alle sind in *arteigener* Weise Mitte, sie sind nicht schlechthin „Mitte". Aber selbst die Schwerkraft, die Elektrizität, sie alle sind eine eigene Art von Zentralität, welche hier in „Spannung" oder Polarität (positiver und negativer Pol), dort in Ortsbewegung (Bewegung zum Schwerpunkt hin) ihre Betätigung und Zentrierung findet!

Über das Verhältnis von Mitte und Umgliederung siehe unten Punkt 4, S. 258.

2. Mitte und Befassung.

Die Begriffe „Mitte" und „Befassendes" sind eng verwandt, doch nicht einerlei. Im Begriffe der Befassung wird nur das Enthalten-Sein oder Innebleiben des Befaßten im Befassenden betrachtet. Aber die Eigenschaft, „Mitte" zu werden, wird erst aktuiert durch Selbstaufhebung des Gliedes im Befassenden. Erst diese Hinkehr und Hingabe macht dies Befassende zur „Mitte", d. h. zur neuschaffenden, zur neuerdings ausgliedernden Mitte. Das Befassende, das an sich nur die Potenz des Befaßten (Aktuierten) ist, wird erst durch die Selbstaufhebung des Gliedes in ihm zum Schöpfer und Herrn und dadurch erst zum *aktiven* Zentrum, zur schaffenden Mitte.

In dem Verhältnis Befassendes und Befaßtes liegt nur das formale Verhältnis von *Über- und Unterordnung*, d. h. der allgemeinen Form des Stufenbaues überhaupt; im Wesen der „Mitte" liegen aber weitere Besonde-

rungen, vor allem jene von Führung und Nachfolge, die wir unten zu behandeln haben.

Endlich erscheint hier auch die früher behandelte Weise der „Vermittlung", die sich aus dem Stufenbau ergab, wieder. Denn es gilt, was von selbst einleuchtet, der Satz: Kein Glied kann seine Mitte überspringen; es kann daher zu höheren Mitten nur durch die Vermittlung seiner eigenen kommen. — „Vermittlung", von oben nach unten gedacht, gehört dem Stufenbau, der Ausgliederung an; „Vermittlung", von unten nach oben gedacht, — indem das niedere Glied sich dem höheren zuwendet — gehört der Rückverbindung oder Selbstaufhebung des Gliedes an! (Im übrigen gilt über die Vermittlung das schon oben S. 169 ff. Ausgeführte.)

3. Mitte und Umkreis.
(Führung und Nachfolge. Bestandwechsel zwischen Mitte und Umkreis.)

Die beiden folgenden, für das Verständnis alles ganzheitlichen Lebens grundlegenden Sätze, welche das Verhältnis des Gliedes zu seiner Mitte, oder allgemein gesagt, das von „Mitte" und „Umkreis" kennzeichnen, lauten:

1. Mitte und Umkreis stehen im Verhältnis von Führung und Nachfolge oder dessen Ableitungen, d. h. im Verhältnis von: Herrscher und Beherrschtem; Leiter und Geleitetem; Unabhängigem und Abhängigem.

2. Nichts ist nur Mitte; alles ist, wenn in einem Verhältnis Mitte, zugleich in einem anderen Umkreis. Und umgekehrt: Nichts ist nur Umkreis, alles ist, wenn in einem Verhältnisse Umkreis, in einem andern Mitte.

a) Führung und Nachfolge. Macht.

Der erste Satz bezeichnet ein Verhältnis, das nicht nur in Gesellschaft, Staat und Wirtschaft maßgebend ist, wo es ja ganz deutlich wird, daß der König nicht nur Zentrum des Staates, sondern auch Führer des Staates, der Feldherr nicht nur Zentrum, sondern auch Führer des Heeres ist usf.[1]); sondern überall, wo Ganzheit besteht. In der Schlußkette ist die Prämisse führend (herrschend, leitend, unabhängig); die Folgerungen sind geführt (beherrscht, geleitet, abhängig); in einem Liede ist die Melodiestimme führend gegenüber den begleitenden Stimmen; in einem Schauspiele der Held gegenüber den Nebenpersonen; in einem Satz das Subjekt gegenüber den Aussagen; im menschlichen Organismus endlich ist das innervierende Nervensystem zentral und führend („regulierend") gegenüber dem innervierten Muskelsystem.

Ein wichtiges, hieraus folgendes Grundverhältnis ist dieses. Die Mitte herrscht über die von ihr geführten Glieder grundsätzlich nicht in gleicher Weise — denn sie kann ja auch niemals zwei gleiche Glieder ausgliedern, es können sich darum niemals zwei Glieder in vollkommen gleichartiger Weise in ihr aufheben. „Mitte" ist ja kein formaler Begriff, denn „Mitte hat Art". Daraus folgt weiter: Die Glieder einer Ganzheit sind grundsätzlich einander nicht beigeordnet, etwa wie die Seiten eines gleichschenkeligen Dreieckes; sondern grundsätzlich herrscht das Verhältnis eines tätigen (aktiven, schöpferischen, veranlassenden, bestimmenden, nützenden) Ganzen und eines passiven (geführten, veranlaßten, genützten) Gliedes. Das geführte oder passive Glied ist darum auch nicht in demselben Sinne Vollglied wie das führende, sondern nur mitwirkendes, der führenden Tätigkeit gleichsam grundmachendes Glied; man darf (in diesem

[1]) Näheres hierüber siehe in meiner Gesellschaftslehre, Leipzig 1923², S. 132f., 426ff. u. ö.

Sinne) sagen: bloßes Hilfsglied, dienendes Glied. — „Gleichheit“ unter den Gliedern erweist sich grundsätzlich als unmöglich und würde jede Aktivität, d. h. jedes Leben ausschließen. Erst aus Spannung und Unterschied kann Leben erstehen.

Das Verhältnis Mitte — Umkreis ist eng verbunden mit der Vollkommenheitsweise „Rang“. Die Rangfolge geht den Stufenbau entlang und daher auch das Verhältnis Mitte — Umkreis (das aus dem Stufenbau folgt) entlang. Wenn „Rang“ eine Grundtatsache der Weltgestaltung ist, wie wir oben S. 154 f. ausführten, dann auch: Führung — Nachfolge; Herrscher — Beherrschtes.

Einer besonderen Klärung bedarf noch der mit dem Verhältnis Führung — Nachfolge und Herrscher — Beherrschtes eng zusammenhängende Begriff der Macht. Man sagt: „Kein Recht ohne Macht,“ oder gar „Macht geht vor Recht“ — Sätze, welche die Erfahrung leider oft genug bewährt. Unser Begriff des Zentrums dagegen — als durch freiwillige Selbstaufhebung des Gliedes erneuerte Ausgliederungskraft des Grundes — verlangt die Herrschaft des Zentrums durch reine Gültigkeit. Danach dürfte es nur autoritative Herrschaft geben, d. i. nur die im Befassenden gegenüber dem Befaßten wirksame Aktuierungskraft, ähnlich der Herrschaft der Prämisse in der Schlußkette; der Herrschaft der Melodie im vielstimmigen Gesang usw. Und über diese Tatsache wird denn auch nicht wegzukommen sein. Herrschaft durch reine Gültigkeit entspricht allein dem Wesen der Ganzheit — soweit die Rückverbindung (Selbstaufhebung des Gliedes) in Betracht kommt. Da aber die jeweils gegebene Gestaltung der Ganzheiten, Teilganzen, Zwischenganzen und Glieder immer schon da ist; und da diese gegebene Gestaltung der ursprünglichen Ausgliederung entspringt, was

aber nichts anderes heißt als der ursprünglichen Ausgliederungs-Macht des sich ausgliedernden Ganzen; so sind dadurch zweierlei Gültigkeiten gegeben:

1. Von seiten der Ausgliederung: Gültigkeit verwirklicht durch Macht;

2. von seiten der Rückverbindung des Gliedes: reine Gültigkeit, anerkannt durch Selbstaufhebung des Gliedes.

Wesen und Richtung beider Gültigkeiten ist aber dieselbe. Die Macht-Gültigkeit hat nur das Wesen pflegender Herrschaft, niemals ausbeutender, d. h. wesenswidriger Herrschaft; sie hat damit genau dieselbe Richtung wie die rückverbindend entstehende reine Gültigkeit.

Auch in diesem Lehrstücke, wie in allen anderen, zeigt sich die gänzliche Verkehrtheit des machiavellistischen und des marxistischen Staatsbegriffes. „Staat" soll danach grundsätzlich auf ausbeutender Herrschaft (Herrschaft des Stärkeren bei Machiavelli, Klassenherrschaft bei Marx) beruhen. Unterdrückung oder Ausbeutung des Beherrschten heißt aber wesensgemäß zugleich: Selbstvernichtung des Herrschers. In dem Maße, als der Herrscher das Beherrschte unterdrückt, mindert und schwächt, schwächt er auf die Dauer sich selbst. Darum können Geschichte und Leben zwar von Mißbräuchen der Herrschaft erfüllt sein, ihr Wesen aber kann niemals darin bestehen, am allerwenigsten innerhalb des Staates (vgl. darüber Näheres in meiner „Gesellschaftslehre", Leipzig 1923², S. 460).

b) Nichts ist nur Mitte — nichts ist nur Umkreis. Dezentralisation gegen Zentralisation.

Rein mechanisch und äußerlich (geometrisch-zeichnerisch) vorgestellt, könnte überall nur eine Mitte sein: nur ein Mittelpunkt im Kreis[1]), nur ein Schwerpunkt in der Kugel (ähnlich die individualistische Auffassung in der Gesellschaft, worüber später);

---

[1]) Von dem Falle der Ellipse mit 2 Brennpunkten, der grundsätzlich dasselbe besagt, sei hier abgesehen.

und jedenfalls ist der Mittelpunkt nur Mitte und nicht etwa Umkreis.

Anders in der Welt der Ganzheit. Hier gilt der Satz: Niemand ist nur Mitte, niemand ist überall und gleich sehr Mitte. Nein, was hier Mitte ist, ist dort Umkreis, was dort Umkreis ist, ist hier Mitte. Was in diesem Zusammenhang Herr ist, ist in jenem Diener, was hier Geber ist, ist dort Nehmer. Der König ist nur „Mitte" im Staate; er ist aber nicht mehr Mitte, wenn er einen Arzt um Rat frägt, einen Priester holen läßt, die Kunstausstellung besucht, ein Schauspiel, ein Musikstück anhört — dann ist der Arzt, Priester, Maler, Dichter, Schauspieler, Tondichter, jeweils Mitte. Was die Verständigkeit in Sachen der Motten und Schmetterlinge betrifft, ist der Motten- und Schmetterlingsammler Mitte, jeder andere aber „Laie", Umkreis. So geht es überall. Der Vordersatz ist in seiner eigenen Schlußkette König und Mitte (Zentrum); aber derselbe Satz, dieselbe Wahrheit ist in einem anderen systematischen Zusammenhange vielleicht Hilfsglied oder Folgerung; die Melodie in der Arie, die an ihrer Stelle Mitte ist, weil sie die Begleitstimmen beherrscht, ist in der Ganzheit des „Satzes" und des ganzen Musikstückes nur nebensächlich, nicht Mitte. — Aus all dem ergibt sich aber weiter:

Nichts ist nur Umkreis, alles ist irgendwo auch Mitte. Das Kind in der Familie, das doch von beiden Eltern ganz und gar abhängt, ist trotzdem irgendwo wieder Mitte, z. B. im Kreise seiner Gespielen, wo es führt und herrscht; der letzte Krieger im Heere, dem niemand zu gehorchen braucht, ist doch irgendwo Mitte, z. B. als „Horchposten", als „Plänkler", wo ihm ausdrücklich und im höchsten Maße „Selbständigkeit" zuerkannt, ja, wozu er erzogen, angespornt wird. — Desgleichen ist die Familie zwar dem Staate gegenüber Umkreis, in sich selbst ist sie ein eigenes Königreich („mein Haus meine Burg"); der Arbeiter an der Drehbank ist Umkreis gegenüber dem Betriebs-

ingenieur, aber in seinem eigensten Arbeitskreis, nämlich an seiner Drehbank, ist er allein König. Der Ingenieur kennt die letzten Handgriffe, Kniffe und Feinheiten der Maschine gar nicht (trotzdem er König im Reiche des Maschinenwesens ist); er muß schließlich auch vom Eisendreher die selbständige Beherrschung seines eigensten Umkreises ebenso verlangen, wie der Hauptmann ähnliches vom Plänkler verlangt.

Die Grundtatsache, daß niemand ganz und nur Mitte sein kann, was absolute Despotie in sich schlösse; wie daß niemand ganz und nur Umkreis sein kann, was absolute Knechtschaft in sich schlösse — diese Grundtatsache alles Lebens ist, einmal erkannt, leicht einsichtig zu verstehen[1]). Mit rein mechanisierten, toten Gliedern könnte keine Ganzheit leben, sie muß sie alle irgendwo in ihrem eigenen Reiche als König bestehen lassen! — Was nur Umkreis wäre, wäre mechanisiert, vom höchsten, geheimsten Leben der Ganzheit ausgestoßen; was nur Mitte, gliche der Lamia als einer Blutsaugerin ihrer Beute, der Glieder. Daher erhebt die Ganzheit jedes Glied, das in einer niedern Stufe ausgegliedert ist, zugleich in einen ihm eigensten Bereich, in welchem es Zentrum, d. h. selber Ganzheit, selber selbständiges Leben ist; und umgekehrt duldet sie kein Glied, welches, an einer hohen Stufe ausgegliedert, nur Mitte wäre; auch dieses muß dem Gesetze der Ganzheit nachkommen und irgendwo eine schlechthin geführte Stellung als Glied (Umkreis) in anderen Zusammenhängen einnehmen.

Es ist die lebendigmachende Ebenbildlichkeit, die vita propria des Gliedes, welche verhindert, daß die Ganzheit durch Abstufung mechanisiert und abgetötet würde. Es ist ein Wechselspiel von auf und nieder, ein Bestandwechsel von oben und unten, durch den die Ganzheit alle Glieder von allem verkosten läßt.

[1]) Das gilt nicht nur von geistigen Ganzheiten, es gilt auch von der Natur.

Das praktisch wirksame Baugesetz der Ganzheit, das sich aus dem Satze „nichts ist nur Mitte; nichts ist nur Umkreis", ergibt, ist aber das der Dezentralisation oder der gebundenen Selbständigkeit des Gliedes, das Baugesetz der Gestuftheit. Es liegt klar zutage, daß wir hier nicht nur etwa organisatorische oder politische Grundformen, sondern ein Baugesetz aller wahren Ganzheit, wo und was immer sie sei, vor uns haben. Gilt dies, dann darf man sagen: Der Lehensstaat ist das Abbild des Weltalls — ist doch alles Lebendige und Ganze auf seine Weise lehensmäßig, dezentralisiert, abstufend gebaut; von der Schlußkette bis zum Organismus, von der Sprache bis zum Kunstwerk; selbst von Kirche und Heer, den am meisten vereinheitlichten Organisationen, bis zur Familie. (Näheres s. in meiner Gesellschaftslehre 1923², S. 246 f., 428 u. ö.)

Ferner ist folgendes zu bedenken: schon das Eigenleben der Glieder bedingt Dezentralisation. Denn das jeweils befassende, höhere Zentrum ist ihm zufolge zwar die Möglichkeit des unteren (des Gliedes), aber nicht dessen Auswirkung. Bei der Auswirkung kommt also noch Eigenes, Selbständiges dazu — etwas Unabgeleitetes, etwas, wofür das Glied seine eigene Mitte ist, seine eigene Ausgliederungsmacht; was wäre denn sonst für Eigen-Leben, Eigen-Macht, vita propria übrig? Soll darum die lebendigmachende Ebenbildlichkeit kein leeres Wort bleiben, so muß begriffsgemäß Dezentralisation den Bau des Ganzen bestimmen. Nur Dezentralisation ermöglicht gegliedertes Leben; Zentralisation ist Mechanisierung. Ganzheit aber muß leben, oder kann gar nicht sein.

Denkwürdig ist, daß auch hier die Ganzheitslehre allein dazu kommt, dem einzelnen Dinge volles Recht und Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, während nach dem kosmischen wie gesell-

schaftlichen Atomismus (Individualismus) gerade das Individuum vernichtet wird. Nach der Ganzheitslehre ist es allerdings Glied, aber als Glied so unwiederholbar (s. oben S. 144) wie mit einem absolut ihm gehörigen und selbständigen Bereiche versehen — als Eigenleben und Mitte. Es ergeben sich in genauer Abfolge die Gleichungen: Atomisierung = Zentralisierung = Mechanisierung; dagegen: Gliederung = Mittesein jedes Gliedes (auch des vorwiegend im Umkreis befindlichen) = Eigenleben = lebensmäßige Selbständigkeit des Gliedes = Dezentralisation = Leben des Gliedes und des Ganzen.

Der Satz: „Nichts ist nur Mitte, alles ist zugleich Mitte und Umkreis", sowie auch das Baugesetz der Lebensmäßigkeit (Dezentralisation) führt schließlich auf einen anderen Satz: „Keine Mitte gliedert ihren Umkreis allein aus"; der allgemeiner bedeutet: „Keine Ganzheit schafft allein". Wir werden aber diesen Satz erst später, im Zusammenhange mit dem Begriffe der Gezweiung behandeln (siehe unten § 27, S. 267 f.).

4. Mitte und Umgliederung (Zeugung).

Geht die Selbstaufhebung des Gliedes in seiner Mitte in der Zeit vor sich, so ist sie die Grundlage der „Umgliederung", wie wir diese oben (S. 186 f.) kennenlernten. Wir erkannten dort das Sich-Aufheben des Gliedes in seinem Aktions-Zentrum, die Rücknahme, die von einem Gliede ausgeht (nach dem Beispiele der neu einzustellenden Maschine), dann alle Glieder ergreift und teils in der Neuausgliederung neuer Glieder, teils in der Bestätigung alter Glieder, d. h. Neuausgliederung alter Glieder und teils in der Ausscheidung alter, nicht-bestätigter Glieder besteht (in dem Stoffwechsel). — Wir hatten dort den Begriff der Rücknahme vorweggenommen und erkennen ihn nun genauer als den der Mittewendigkeit in der Form der Selbstaufhebung des Gliedes, gleichsam einer Reduktion, einer Unmittelbarkeit nach Art der Ekstase, einer Einkehr in den Grund zum Zwecke der Neuausgliederung.

Hiermit wird es klar, daß Mittewendigkeit (Selbstaufhebung) des Gliedes zugleich die Grundlage aller Zeugung ist. Denn jede Umgliederung enthüllte sich uns schon früher (s. oben § 19) und enthüllt sich uns wieder in dem neuen Zusammenhange als Fortsetzung des Lebensganges der Glieder und des Ganzen, als Fortzeugung, Zeugung; wodurch der Zirkel entsteht: Zeugung enthüllt sich als bloßes Umgliedern (Um-Schaffen); Umgliedern enthüllt sich als Zeugung. Denn in ihr werden durch Selbstaufhebung der Glieder diese reduziert und dann verjüngt wieder neu ausgegliedert. Die Zeugung besteht daher aus Aufhebung, d. h. Reduktion, Rücknahme der Glieder und schöpferischer Neu-Ausgliederung neben bestätigender Neuausgliederung. Zeugung ist ein Bestandteil, eine Eigenschaft alles Lebens in jedem Augenblick, nicht eine gesonderte Eigenschaft eines bestimmten Bereiches des Organismus (s. oben § 19, S. 197, 193 ff.). Nach dem Satze: „Mitte hat Art" geschieht Zeugung auf arteigene Weise unaufhörlich in allen Zentren des Organismus, in allen lebendigen Ganzheiten.

Der Begriff der Zeugung als Selbstaufhebung des Gliedes in seiner Mitte enthüllt auch das Geheimnis der Geschlechtlichkeit. „Mitte", so sahen wir, gliedert niemals ein Glied aus, sondern mehrere. Es hebt sich daher auch nicht ein Glied allein in der Mitte auf, sondern dazu gehört die brüderliche Gegensätzlichkeit des anderen, sich in der Mitte aufhebenden Gliedes. Diese Gegensätzlichkeit ist es, welche die Grundlage der Geschlechtlichkeit bildet. Nicht in sich selbst zeugt und bildet die Rückverbindung, sondern sie empfängt aus der Entsprechung einer anderen Rückverbindung im gleichen Zentrum und sie zeugt im anderen Gliede des Zentrums, das sich ihr gleichfalls durch Rückverbindung selbstaufhebend (empfangend) darbietet. Die Begriffe „Mitte", „Umgliederung", „Zeugung", „Geschlechtlichkeit der Zeugung" — und wie wir später sehen werden „Gezweiung" (s. unten § 27, S. 262 ff.) — weisen

daher aufeinander hin, erklären einander gegenseitig und gehören zusammen. Der später zu begründende Satz: „Keine Ganzheit schafft allein," ist die letzte Vollendung dieses Netzes von Begriffen.

Wenn es in der organischen Welt Fälle ungeschlechtlicher Fortpflanzung gibt, so beweist das nur, daß die Trennung der gegensätzlichen (zeugenden) Sphären (Zweigganzen, Zwischenganzen, Glieder) nicht überall äußerlich zum Ausdruck kommt. Es beweist keinesfalls, daß ohne innerliche Spannung und Gegensätze, die von derselben letzten Art wie der geschlechtliche Gegensatz sind, jene Fortpflanzung möglich wäre. Darüber belehrt auch der alte mythische Begriff der Androgyne.

Man darf dies als die beiden mystischen Lebenszyklen bezeichnen: Der Eingang durch Selbstaufhebung, der Wiederausgang durch die Neuausgliederung, die Neugeburt in verjüngter Form. Aus diesen beiden Lebenszyklen folgt: *Ein „Bestehen" des Ausgegliederten durch, von und in sich selbst gibt es nicht.* Hier eröffnet sich abermals das Geheimnis der vita propria, wie es uns im Zusammenhange anderer Seinsweisen schon begegnete und nicht fremd ist. Das Eigenleben des Gliedes, auch Leben und Selbstbewußtsein des Menschen, kann nicht in dem Sinne als selbständig gedacht werden, daß es aus sich selbst schöpfte, daß es selber eine fixierte Macht und ein fixiertes Sein wäre! Es ist ein ebenbildlich Gesetztes und immer neu Gesetztes. Solche immer erneute Setzung ist aber nur möglich durch Selbstaufhebung des Gliedes. Hingabe ist die Bedingung für Eigenleben. *Nur indem sich das Glied hingibt, empfängt es seine eigene Wirklichkeit, sein Leben, sich selbst wieder*[1])!

Wer dieses Grundgesetz alles Seins nicht verstanden hat, der weiß noch wenig von der Welt. Nicht umsonst kennt weder

---

[1]) Analytisch habe ich im geistigen Leben diesen Vorgang genau nachgewiesen in meiner „Gesellschaftslehre", 2. Aufl., 1923, S. 123 ff.; — siehe auch unten die Darstellung der Gezweiung, § 27, S. 261 ff.

Physik noch Geisteswissenschaft ein vollkommen ruhendes Sein. Es gibt kein fixiertes Sein. Es gibt nur, wie sich uns auch in andern Zusammenhängen, bes. vom Begriffe der Rücknahme aus ergab, bewegtes, d. h. durch Selbsthingabe intermittierendes, fortwährend zurückgehendes und neu geschaffenes Sein! Diese Bewegung aber ist, wie in der geistigen Welt, von der Art, der Selbstunterwerfung unter die Mitte. Das Sprichwort sagt: „Stillstand ist Rückschritt," und es sind, so fanden wir schon oben, keine leeren Worte, sondern ihr Sinn geht auf eine Urweise des Seins, hat kategoriale Wahrheit an sich. Was wieder ausgeht und aufersteht und was dagegen aufgehoben und vernichtet bleibt, das liegt allein in Plan und Gliederung des Gesamtganzen beschlossen. Aus unserem früheren Beispiele der Fabrik (s. oben S. 192) ging hervor, wie nur das neue Ganze (die neue „Kalkulation", der neue „Plan" der Fabrik) bestimmt, welche Maschinen bestehen bleiben, welche nicht und welche neue Gestalt überhaupt das Verjüngte erhalten wird. Ebenso ist es in einem neu organisierten Staate, in einem neu durchdachten Begriffssystem: Nur das ausgliedernde Ganze ist der Schöpfer und Erhalter und so erkennen wir in den letzten Urweisen den Sinn und die Wahrheit des Schriftwortes: Ohne ihn fällt kein Sperling vom Dache.

§ 27. Die Gezweiung oder die Gemeinschaft. Erläuterung zu Lehrsatz 16: Eingliederung hat die Weise der Gezweiung.

1. Das Wesen der Gezweiung.

a) Wesenserklärung.

Die Rückverbindung des Gliedes geschieht stets nur unter der Voraussetzung der Ausgegliedertheit, unter der Voraussetzung des logisch schon vorher durch die Ausgliederung gegebenen Tatbestandes. Da aber Ausgliederung eines einzigen

Gliedes aus einer Mitte nicht möglich ist, sondern nur als Mit-Ausgliederung, so steht die Rückwendung des Gliedes in seine Mitte unter der Bedingung: daß auch andere Glieder sich in diesem Zentrum aufheben. Diese Tatsache nennen wir *Gemeinschaft oder Gezweiung.*

Gemeinschaft oder Gezweiung ist die Weise der Selbstaufhebung des Gliedes in der es überhöhenden Mitte. Kein Glied findet sich *allein* in seinem Zentrum aufgehoben, es findet stets auch ein anderes (oder viele Glieder) vor. *Der Mit-Ausgliederung entspricht die Gezweiung,* d. h. die Mit-Aufhebung, die gemeinsame Mittewendigkeit zweier Glieder, die Mit-Zentriertheit, oder Mit-Eingliederung, oder wie man es sonst ausdrücken möge.

Demnach ist wichtig, zu erkennen: Daß das Entscheidende an der Gezweiung nicht die Mitausgegliedertheit ist, die ihr nur vorhergeht, sondern die Mit-Eingliederung, in der sie recht eigentlich erst besteht! Denn die Mitausgliederung ist Schöpfungsgrund (Ursprungsgrund), aber nicht fortdauernder Lebens- und Bestandsgrund. „*Gezweiung*" *ist aber der Bestandsgrund und die Lebensform alles Gliedlichen.* Darum ist der Prozeß der Aufhebung im gemeinsamen Zentrum, die Mit-Aufhebung, Bedingung für Leben und Entfalten des Gliedes.

Die gesellschaftswissenschaftliche Zergliederung erweist es überall, daß es in Erfahrung, Leben und Geschichte kein Geistiges gibt, welches in vollkommener innerer Absonderung (Isoliertheit) entstünde und bestünde. Das Geistige im Menschen ist niemals anders als in Gemeinschaft entfaltbar, ist niemals in geistiger Einsamkeit. Mein Geistiges ist niemals voll für mich, sondern stets zugleich in irgendeiner (wenn auch nur mittelbaren, aber stets) *wesenhaften* Bezugnahme auf eine andere Geistigkeit. Geistiges ist als absolutes Für-sich-Sein nicht denkbar und in Geschichte und Erfahrung nicht auffindbar; es ist, wie wir

jene „Bezugnahme“ auch kennzeichnen können, nur in Mit-dabei-Sein eines anderen Geistes, in Berührung mit einem anderen Geiste, möglich. Dieses „Mit-dabei-Sein“ hat die verschiedensten Formen und Wege. Schon das bloße „Interesse“, welches die deutsche Sprache tiefsinnig als „Anteilnahme“ bezeichnet, ist eine solche Form. Kein Gelehrter könnte denken und forschen, kein Künstler schaffen, wenn nicht wenigstens aufnehmend und empfangend ein „Publikum“, eine Zuhörerschaft, ein „Interessenkreis“ vorhanden ist oder als später vorhanden erhofft wird. Für das Nichts kann nicht geschaffen werden. Beethoven könnte nicht den letzten Strich unter seine Neunte Symphonie setzen, wenn er plötzlich die innere Gewißheit hätte, daß nie ein menschliches Ohr diese Musik vernehmen werde; sein geistiges Schaffen würde in diesem Augenblicke zu Eis erstarren. Es wäre denn, daß er es um Gotteswillen täte, also wieder eine geistige Berührung, zuletzt vielleicht mit den Engeln des Himmels, die seine Musik anhörten, fände. Darum sagt Goethe: „Was wär' ich ohne dich, Freund Publikum? — All' mein Gedanke Selbstgespräch, — All' mein Empfinden stumm.“ — Und von dem alten Schriftsteller Archytas ist uns folgendes Wort überliefert: „Wenn jemand zum Himmel hinaufstiege und die Natur der Welt und die Schönheit der Gestirne erschaute, so würde das ihn beseligende Staunen seine Süßigkeit verlieren, wenn er niemanden hätte, dem er davon berichten könnte[1].“

Einige weitere Beispiele mögen noch die Gezweiung veranschaulichen.

Alle Verhältnisse des Lebens zeigen in ihrer Weise die gleiche schöpferische Gegenseitigkeit, wie sie die vorstehende Zergliederung aufwies. Freund und Freund, Mann und Weib, Künstler und Kritiker, Kritiker und Publikum, und nicht minder Schüler und Lehrer, Mut-

[1] Angeführt bei Willmann, Geschichte des Idealismus, 1. Bd. 1907², S. 305.

ter und Kind — sie alle zeugen in ihrem geistigen Verhältnisse untereinander jeweils in ihrer Weise von der auferweckenden und entfaltenden Kraft geistiger Gemeinschaft. Was der Mensch auch an geistiger Kraft und Realität entwickle, es ist gar nicht anders denkbar denn im Rahmen einer Gemeinschaft. Was ein Mensch sich selbst ist, ist er notwendig dem andern, ja ist er nur durch den andern, wie kein Künstler ohne Publikum, kein Freundschaftsgefühl ohne Freund, keine Liebe und kein Liebender ohne Geliebte, keine Mütterlichkeit ohne Kind, selbst keine Heldenhaftigkeit ohne Feind! In diesem Sinne schafft das Kind die Mütterlichkeit, denn dieses erst macht ihr Grund, schafft die Geliebte die Liebe, denn sie erst macht ihr Grund, schafft der Feind die Heldenhaftigkeit, denn er erst macht ihr Grund. Geht man auf solche Weise alle Formen geistiger Wirklichkeit durch, so zeigt sich: daß ein anderes Geistiges als das durch geistige Gemeinschaft angeregte, gegründete und immer neu geschaffene und neu gegründete nicht auffindbar, nicht denkbar ist.

Aber nicht nur (geistige) Realität schaffend ist Gezweiung, sondern in ihr ist auch eine innerliche Schichtung von Führung und Nachfolge wie von Vorbild und Nachbild, was sich übrigens auch aus dem Begriffe der Mitte ergibt (siehe oben S. 252). — An dieser Stelle mögen diese kurzen Hinweise genügen, da ich in meinem Buche der „Wahre Staat" eine knappe, in meiner „Gesellschaftslehre[1])" eine ausführliche Darstellung und Begründung gegeben habe.

Die vorstehenden Erörterungen und Beispiele begründen hinreichend den Begriff der Gezweiung. Sie zeigen: daß die Rückverbindung des Gliedes in seinem Zentrum wesensgemäß und sinngemäß nicht erfolgen kann, ohne daß zugleich eine andere Rückverbindung in demselben Zentrum erfolgt:

Vom Standpunkte des Gliedes selbst aus gesehen, ohne Ansehung von Mitte und Mittewendigkeit, ergibt sich aber eine andere Formel für das Wesen der Gezweiung, welche lautet: Selbstsein durch Sein im andern; wesentlich hieran ist, daß es kein unmittelbares „Sein im andern" ist, sondern ein mittelbares — durch die gleiche Mitte hindurch. Jedes Glied, jedes Ding ist nur, indem es im ande-

---

[1]) Leipzig 1923², S. 131 ff. u. ö.

ren eine Stätte hat, *im anderen* sein Dasein findet. Der Vollzug findet aber nur dadurch statt, daß sich beide in der gleichen Mitte finden. Man kann diese Wahrheit in ihrer inneren Notwendigkeit erkennen, wenn man bedenkt, was oben auseinandergesetzt wurde, daß die Selbstaufhebung des Gliedes nicht in einem abstrakten Zentrum, sondern: 1. in einem Zentrum Vieler geschieht, und daß 2. mit dem Sich-Gründen im Zentrum das Sich-Gründen in all' jenem, *dessen* Zentrum es ist, mitgesetzt und mitgedacht ist; denn „Zentrum hat Art"!

b) Vielmittigkeit der Glieder.

Außer dem Umstande, daß sich kein Glied *allein* in seiner Mitte aufhebt, sondern mit ihm ein anderes das Gleiche tut; ist die Gezweiung noch dadurch bestimmt: daß sich kein Glied nur in Einer Mitte aufhebt! Jedes Glied hebt sich in mehreren Mitten auf. Dem Satze: „Nichts ist nur Mitte, nichts ist nur Umkreis", entspricht auch der Satz: Kein Glied hat nur Eine Mitte, jedes Glied ist mehreren Mitten unterworfen und hebt sich in mehreren auf. Wir nennen diese Erscheinung die All-Eingliederung oder genauer die Vielmittigkeit des Gliedes (Multizentrierung oder Multizentripetalität). Die Beispiele für diese Erscheinung sind dieselben, wie sie oben für den Satz: „Nichts ist nur Mitte" gegeben wurden: Der König ist in Wissenschaft, Kunst, Religion, Gesundheitswesen usf. nicht Mitte, sondern vielmehr Umkreis, also mittewendiges Glied, denn er unterwirft sich darin dem Gelehrten, dem Künstler, dem Theologen, dem Arzte. — Aber der Satz: „Nichts ist *nur* Mitte" findet seine Ergänzung in dem andern Satze, dem Satze der Vielmittigkeit, der in entsprechender Formulierung lautet: „*Nichts ist bloß in einem einzigen Gebilde Mitte*"; alles ist zugleich in mehreren Gebilden Mitte! So der König nicht nur im Staate, sondern auch in seiner Familie, ferner als

Haupt des Hauses (der Dynastie), Haupt des Heeres usf. Genau so steht es umgekehrt mit dem Gliede: Wie die Mitte nicht nur Mitte ist, ist das Glied nicht nur Glied (sondern auch in andern Gebilden Mitte); und wie die Mitte nicht nur eines einzigen Umkreises (Gebildes) Mitte ist, so ist auch das Glied nicht nur Glied einer einzigen Mitte, sondern vieler. Nichts ist bloß in einem einzigen Gebilde Glied; alles ist zugleich in mehreren Gebilden Glied (Umkreis). Jedes Glied unterwirft sich vielen Mitten. Da es der Sprache widerstrebt, von einer „Viel-Umkreishaftigkeit" zu sprechen — entsprechend der „Vielmittigkeit" — so nennen wir diese Erscheinung Vielgliedsamkeit oder, da der Umkreis abhängig und dienend ist, Vieldienstbarkeit.

Daraus ergibt sich, daß „Gezweiung" auch darauf beruht, daß das Glied sich vielen Mitten eingliedert und in jeder dieser Eingliederungen sich als Mit-Eingegliedertes mit andern Gliedern in der jeweiligen Mitte findet. Jede Selbstaufhebung des Gliedes im Zentrum beruht auf der Mit-Aufhebung anderer Glieder im selben Zentrum.

c) Zusammenfassung und Vollendung.

Das Vorstehende zusammengefaßt, ergeben sich folgende Sätze über die Gezweiung:

1. Kein Glied hebt sich allein in einer Mitte auf; stets sind es mehrere Glieder, die sich in ein und derselben Mitte aufheben — die Mit-Aufhebung gehört zum Wesen der Gezweiung (die Mit-Aufhebung entspricht der Mitausgliederung).

2. Kein Glied hebt sich nur in Einer Mitte auf, stets auch in anderen Mitten; denn jedes Glied ist mehreren Mitten eingegliedert (wie umgekehrt keine Mitte nur Mitte eines Umkreises stets mehrerer Umkreise ist). Es ist

dies die Erscheinung der allseitigen Eingegliedertheit, Vielverbundenheit oder Vielmittigkeit des Gliedes, welcher die Vielgliedsamkeit der Mitte entspricht. Da der Satz: „Nichts ist nur Mitte" die „Dezentralisation" begründete, so ergibt sich uns aus dem Vorstehenden der Satz: *Dezentralisation entspricht der Vielmittigkeit des Gliedes* bei wechselndem Unterworfenheitsgrad.

Die entsprechenden Sätze gelten für die Mitte:

3. *Keine Mitte gliedert nur Ein Glied* aus; stets sind es mehrere Glieder (Mitausgegliedertheit jedes Gliedes mit andern).

4. *Keine Mitte gliedert nur Glieder Eines Gebildes aus*; stets Glieder in mehreren Gebilden.

Aus Satz 1—4 zusammen ergibt sich aber der folgenschwere Satz, der den Begriff der Gezweiung erst ganz vollendet:

5. Keine Mitte gliedert allein ihre Glieder aus, ein Satz, den wir in die Worte kleiden: *Keine Ganzheit schafft allein.*

Soweit eine Begründung nach allem Bisherigen hierfür noch nötig ist, geben sie folgende kurzen Überlegungen: 1. kein Glied unterwirft sich allein; 2. kein Glied unterwirft sich nur *einer* Mitte; darum ist auch umgekehrt: 1. keine Mitte ohne Vielheit der Glieder; 2. keine Mitte ohne die Mithilfe anderer Mitten. Und endlich 3. nichts ist *nur* Mitte — denn *nur*, *was allein Mitte wäre, könnte auch allein schaffen*: Gott. Nur die absolute Mitte, der Urgrund ist allein Mitte und schafft auch allein.

Zu dem Satz: „keine Ganzheit schafft allein" noch einige Beispiele. Er zeigt sich besonders deutlich in der Schlußkette und im „System" (Begriffsgebäude) einer Wissenschaft. Es ist nicht der erste Vordersatz (die erste Prämisse) allein, aus dem alles folgte; sondern erst aus dem Vordersatze und Mittelsatze folgt ein Schluß, zu dem ein weiterer Mittelsatz

hinzutreten muß; und so geht es in der ganzen Schlußkette fort: stets müssen mehrere Ganzheiten, Vordersätze und Mittelsätze, zusammenstehen, um einen Schlußsatz hervorzubringen. (Nebenbei gesagt: wieder ein Beispiel der Dezentralisation als absolutes unabänderliches Baugesetz aller Ganzheiten.) — Dasselbe Verhältnis der Begriffe zueinander im „System" ist von gleicher Art, zeigt aber den Sachverhalt noch plastischer, da im System die Umgliederung jedes einzelnen Begriffes nur mit Hilfe anderer Begriffe, niemals für sich allein geschehen kann. —

Ebenso ist es bei jedem anderen Zentrum. Der „König" kann als das absolute Zentrum, dem alles untersteht, nicht einmal gedacht werden; stets müssen seine Ministerien, Feldherren und Sachverständigen aller Art mit ihm arteigen zusammenstehen; „arteigen" will sagen, daß sie nicht als seine bloßen Sendlinge, sondern auch als ursprünglich Eigenes, z. B. Sachverständige, als Mitte, auftreten müssen, soll ein Befehlen und Schaffen des Königs möglich sein.

Keine Ganzheit schafft allein, darum ist auch das Glied in seiner Rückwendung zum Höheren weder allein in der Rückwendung, noch auf einer einzigen Bahn der Rückwendung (zu nur Einem Zentrum), sondern vielfach: das ist das Wesen der Gezweiung.

2. Gezweiung und Verbandswechsel[1]).

Dem Begriffe der Vielmittigkeit des Gliedes verwandt ist der des Verbandswechsels oder Mittewechsels. Darunter verstehen wir die Tatsache, daß, äußerlich betrachtet, ein Glied aus einer Ganzheit „austreten" und in eine andere „eintreten" kann, wie z. B. ein Staatsbürger aus dem Staate A austritt und in den Staat B eintritt, ein Gläubiger aus der Kirche A austritt und in die Kirche B eintritt, ein Arbeiter aus der Fabrik A austritt und in die Fabrik B eintritt; wie endlich ein Wort aus einer Sprache, ein Begriffsmerkmal aus einem Begriffe, sogar organische Materie (bei der Transplantation) aus

---

[1]) Weiteres zu diesen kurzen, weil nur die Kategorien betreffenden Bemerkungen siehe in meiner „Gesellschaftslehre", 1923², S. 118 ff.

seiner Ganzheit jeweils austritt und in eine andere Ganzheit eintritt.

Wesentlich zum Verständnis des Verbandswechsels ist dieses: Der Verbandswechsel bedeutet kein Aussetzen der Gezweiung. Denn gäbe es ein solches Aussetzen auch nur im geringsten Maße, so wäre Gezweiung nicht mehr die Lebensform des Gliedes. Das Glied könnte dann auch ohne Ganzes bestehen — was begriffswidrig ist. Verbandswechsel ist nur Veränderung, nicht „Aussetzen". Einerseits handelt es sich bei ihm um nicht voll durchvergemeinschaftete Ganze und Glieder, um unfertige Zustände usw., andererseits ist an Umgliederung und Entfaltung zu erinnern. Durch Selbstaufhebung geschieht es, daß auch in der ständigsten Ganzheit in jedem Augenblick jedes Glied sich zurückgibt, die Ganzheit es wieder ausgliedert. Der Verbandswechsel ist eine auf dieser Seinsweise beruhende Möglichkeit. Zuletzt ist er nur im uneigentlichen Sinne ein „Wechsel"; er beruht auf einer Läuterung, Berichtigung jener Ganzheit, aus der ausgeschieden, und jener, in die ein Glied neu aufgenommen (neu ausgegliedert) wird, ähnlich etwa wie Gedankenelemente einem Begriffe zugewiesen werden, indem sie von dem anderen sich geschieden, sich nicht mehr „haltbar" finden. Statt der Läuterung kann freilich auch der umgekehrte Weg der Trübung, des Irrtums, gegangen werden.

Der Verbandswechsel ist jene Erscheinung, die am meisten zu der falschen Vorstellung beiträgt, als würde das Glied tatsächlich auf sich selbst gestellt und von sich selbst leben und bestehen können! Aber er ist jedenfalls nur eine Veränderung im Glied-Sein — eine Veränderung, die doch auch im selben Ganzen ebenso stattfinden könnte, z. B. wenn die Kirche A selbst sich in jene A′ verwandelt. Keineswegs tritt das Glied dabei auch nur einen Augenblick in den luftleeren Raum, in die gliedlose Welt oder geht durch diesen leeren, gliedlosen Raum hin-

durch, um zu dem anderen Verband zu kommen. Nur auf Grund 1. der Selbstaufhebung des Gliedes der Gezweiung, 2. des intermittierenden Charakters dieser Selbstaufhebung als Umgliederung (als Prozeß); und endlich 3. nur auf Grund der Tatsache, daß sich kein Glied nur in einer Mitte aufhebt, ist jener Wechsel der Zentren, in denen die Gezweiung stattfindet, möglich; während das Glied eine Mitte wechselt, bleibt es in anderen Mitten gegründet.

§ 28. Beziehungslosigkeit oder Unberührbarkeit der Teilganzen und Glieder. Zuartung und Verganzung. Gliedlichkeit als Gegenkategorie gegen Relation und Ursächlichkeit.

Erläuterung zu Lehrsatz 17: Gezweiung hat die Weise der Beziehungslosigkeit oder Unberührbarkeit der Teilganzen und Glieder; die Unberührbarkeit hat die Weise der Zuartung und Verganzung.

1. Die Beziehungslosigkeit der Teilganzen.

Aus dem entwickelten Begriffe der Gezweiung folgt, daß die Glieder einer Ganzheit, und wenn sie selbst dem gleichen Zentrum angehören, niemals in unmittelbare „Beziehung" oder „Relation" zueinander treten können. Wir sahen oben im geschichtlichen Überblick, daß die moderne Kategorienlehre und Logik die „Beziehung" der Dinge immer mehr als Urkategorie faßt und daß „Ursächlichkeit" in ihrem Wesen zuletzt als einerlei mit dieser „Beziehung" der Dinge gefaßt wird. Gegenüber dieser Fehlmeinung zeigt sich nun abermals, was sich schon in einem andern Zusammenhange ergab: Relation oder Beziehung einzelner Dinge zueinander ist keine Kategorie, sondern eine absolute Unmöglichkeit. Es gibt keine unmittelbare „Beziehung", „Wechselwirkung" zwischen Gliedern einer Ganzheit und darum

zuletzt überhaupt nicht zwischen Dingen, welcher Art immer; es gibt nur ein gemeinsames Gründen der Glieder in der gleichen Mitte. Wenn man schon das Wort „Beziehung" gebrauchen sollte, so müßte man sagen: Die Glieder und Teilganzen haben eine unmittelbare „Beziehung" nur zu ihren Mitten, zum Ganzen; niemals zu anderen Gliedern und Teilganzen.

Diese Tatsache, daß die Glieder niemals unmittelbar miteinander in „Verkehr", in „Verbindung" sein, aufeinander „wirken", sich aufeinander „beziehen" können, nennen wir die Beziehungslosigkeit oder Unberührbarkeit der Glieder und Teilganzen. Wir verdeutlichen diese Erscheinung, da sie am Verhältnis der Teilganzen zueinander leichter zu erkennen ist als am Verhältnis der Glieder eines und desselben Teilganzen, zuerst an den Teilganzen eines Organismus.

Für das Blut — einmal in seiner eigenen Seinsebene und Lebensform vorgestellt — gibt es keine „Muskeln". Für das Blut existieren die Muskeln, in denen es zirkuliert, nur als „Gefäßwände", also gleichsam als Blutkammern, als Arbeitsfeld, als Gebiet für den Blutumlauf, als Stätte des Blutverbrauches oder der Bluternährung, als das mit Blut zu Erfüllende usw. — also immer als Gegenstand der Blutfunktion und in diesem Sinne als etwas Blutartiges. — Für die Nerven wieder sind, im Bes. für die motorischen Nerven, die Muskeln nur da als ein zu Kontrahierendes, ein zu Innervierendes — also nur als Gegenstand für Nervenleistung, als Arbeitsgebiet oder Feld für die Nerven und in diesem Sinne als eine Art von Nerv selbst. — Für den Muskel wieder gibt es Blut nicht als Blut (das ja als ein eigenes Organsystem in Gefäßen seinen Umlauf nimmt), sondern nur als Feld oder Teil des Muskellebens selber, z. B. als das, was „Zufuhr von Nahrung", „Abfuhr von verbrauchten Stoffen" darstellt, kurz als Muskelernährung, und damit existiert im letzten Grunde Blut für den Muskel nur, sofern es Muskel-Tätigkeitsfeld und in diesem Sinne selbst Muskel-

bestandteil ist; ebenso gibt es „Nerv" für ihn nur in seiner Eigenschaft als eine bestimmte Lebensfunktion, Lebensart des Muskels, nämlich als „Kontraktion" usw. Vermittelndes. Im Sinne dieser Darlegung gilt daher: Muskel lebt mit Blut und Nerv nur, sofern beide selbst Muskelart haben; Nerv lebt mit Blut und Muskel nur, sofern beide Nervenart haben; eine andere Berührungsweise, eine andere Beziehungsart zwischen beiden ist nicht vorhanden. Das heißt aber nichts anderes als: Der Nerv lebt nur in seiner Glied- und Verrichtungseigenschaft im Ganzen; ein anderes Verhältnis als das zum Ganzen, seiner Mitte, hat er nicht. Blut lebt nur in seiner Glied- und Verrichtungseigenschaft im Ganzen; ein anderes Verhältnis zum Ganzen, seiner Mitte, hat es als Teilganzes nicht. Dasselbe gilt nun für jedes Teilganze oder Organsystem, jedes Zwischenganze, jedes Glied. Jedes Organsystem lebt nur in der Art seiner Verrichtungseigenschaft. Das bedeutet immer: Gründen in der Ganzheit, bedeutet „Beziehung" zum Zentrum, nämlich in der Form der Mittewendigkeit, nicht aber zu einem anderen Teilganzen. Darum kann es auch für das Auge nur Licht geben, niemals Schall, denn es muß in seiner Gliedhaftigkeit verbleiben; für das Ohr nur Schall, niemals Licht, denn es muß in seiner Gliedhaftigkeit, seiner Mitte, verbleiben. Was man in materialistischer Bezeichnung die „spezifische Energie der Sinnesorgane" nannte, ist in Wahrheit ein allgemeines Lebensgesetz der Ganzheit, das mit physikalischer „Energie" nichts zu tun hat. Es lautet:

Jedes Teilganze, jedes Glied lebt nur in seinem Gebilde, d. h. nur in seiner Ebene der Ebenbildlichkeit, nur in Eingliederung in seine arteigene Mitte und nur mit seinem Gezweiten.

Außer der uns schon bekannten Weise der Einbettung oder Verörtlichung (Regionalität), die hier wieder erscheint, ist es die Unmöglichkeit der unmittelbaren „Beziehung" der Glieder, die hier zum Ausdruck kommt, die Unmöglichkeit, daß Ungleichartiges aufeinander stößt. — Bevor wir das Begriffliche weiter erörtern, sei noch auf andere Beispiele hingewiesen.

Wir betrachten das Zweigganze „Wirtschaft" in der Gesellschaft. Die Wirtschaft ist mit dem Merkmale „Mittel für Ziele" in ihrer Glied- und Verrichtungseigenschaft gekennzeichnet. Diese Eigenschaft bestimmt also ihre Beziehung zu dem gesellschaftlichen Gesamtganzen. Nur in dieser Eigenschaft tritt die Wirtschaft auch den andern Teilganzen gegenüber. „Recht" z. B. ist der Wirtschaft nicht ein Inbegriff von „Gerechtigkeit", von Sätzen, Normen, Satzungen usf., sondern von Wirtschaftsmitteln, z. B. wenn das Wechselrecht sicheres Kreditgeben und einen niedern Zinsfuß ermöglicht; „Staat" ist der Wirtschaft nicht ein Inbegriff von Volkstum, Sittlichkeit usf., sondern ein Wirtschaftsmittel, z. B. indem er durch günstige Handelsverträge den Absatz ins Ausland ermöglicht. Alles das heißt aber: die Teilganzen, welcher Art immer, sind für die Wirtschaft zu Wirtschaftsmitteln also selber zu Wirtschaft geworden.

Wenn nun, wie wir sahen, für die Wirtschaft der Staat seiner Natur nach nicht „Staat", d. h. Organisation von Sittlichkeit, Volkstum, Einheitserscheinung des Sozialen überhaupt ist, so kann es auch keinen sog. „Einfluß" der Wirtschaft auf den „Staat" oder des „Staates auf die Wirtschaft" geben; sondern entweder ist „Staat" ein giltiges Ziel für die Wirtschaft, dem sie als „System von Mitteln für Ziele" dienen muß (z. B. wenn der Monarch, wenn der Staatsbeamte besoldet wird, wenn ein Staatsgebäude gebaut wird); oder — das, was von andrer Seite her „Staat" heißt, wird in ihr selbst zur „Wirtschaft", der Staat wird Teil der Wirtschaft überall dort, wo das wirtschaftliche Handeln die durch das staatliche Leben geschaffenen Tatsachen als Mittel, als Wirtschaftsmittel gebraucht. (Man könnte diese Wirtschaftsmittel „Kapital höherer Ordnung" nennen.) Wo die Genauigkeit, Strenge, Unbestechlichkeit der Verwaltung gewertet wird, wo ein vom Staate abgeschlossener Handelsvertrag für Tausende von Kaufleuten und Unternehmern das Mittel zur „Erschließung neuer Absatzquellen" wird — dort überall wird Staat einfach zum Wirtschaftsmittel.

— *Niemals kann daher das Teilganze „Staat" dem Teilganzen „Wirtschaft" als „Staat" gegenübertreten* auf sie unmittelbar „wirken", mit ihr in „Beziehung" sein; sondern entweder nur als ein dem Gesamtganzen Angehöriges (welches Gesamtganze in diesem Falle bloß „Zielsystem" ist); oder als Glied, als Bestandteil der Wirtschaft selbst.

Ebenso auch allen andern Teilganzen gegenüber: das Recht ist für die Wirtschaft Wirtschaftsmittel (wie wir schon oben sahen, z. B. als Kreditrecht, Handelsrecht, Rechtssicherheit); die Wissenschaft ist für die Wirtschaft „Wirtschaftsmittel", z. B. die mathematische Formel für den Brückenbauer. Sie ist ihm nicht mathematische Erkenntnis, nicht „Wissenschaft", denn das wäre eine logisch-mathematische Betrachtung der Formel, die den brückenbauenden Ingenieur-Unternehmer nichts angeht, ihm unmöglich ist; sondern Mittel zum Bauen der Brücke, ganz ähnlich wie Stahl und Eisen. Wir können diese Erkenntnis in folgende Sätze kleiden:

„Staat" muß sich in Wirtschaft verwandeln, um mit der Wirtschaft in Beziehung zu treten;

„Recht" muß sich in Wirtschaft verwandeln, um mit der Wirtschaft in Beziehung zu treten;

Wissenschaft muß sich in Wirtschaft verwandeln, um mit der Wirtschaft in Beziehung zu treten. Dies geht so durch sämtliche Teilganze der Gesellschaft weiter.

Und ebenso umgekehrt. Für den Staat ist die Wirtschaft nur ein Bestandteil vom Staate selbst. Ob der Staat die Volkswirtschaft oder die Volksbelustigung oder das wissenschaftliche und religiöse Leben organisiert — sofern er in seiner Weise organisiert, ist er nur Staat; das „Was" dessen, was er organisiert, ist ihm gleichermaßen nah und fern. Es gilt mithin: Wirtschaft muß sich in Staat verwandeln, um zum Staate in Beziehung zu treten. Sofern sie dies nicht tut, ist sie nicht „Wirtschaft", sondern überhaupt das Nichtstaatliche, ist sie Teil vom Gesamtganzen.

Das Gleiche gilt für die anderen Teilganzen. Für das Recht ist Staat, ist Wirtschaft, ist Wissenschaft, ist Kunst und Religion nicht je ein arteigenes Teilganzes, sondern unterschiedslos das Gesamtganze, das Nichtrechtliche der Gesellschaft, daher das rechtlich zu Ordnende schlechthin. Sofern Wirtschaft, Staat, Wissenschaft aber doch zu ihm in Beziehung treten sollen, müssen sie sich selbst erst in Recht verwandeln. Das Recht ist System der Normen; ob der (durch Normen geregelte) Stoff dieses Systems wirtschaftlicher Art ist (Wirtschaftsrecht), ob dem Familienleben angehörig (Familienrecht), ob dem wissenschaftlichen Leben (Rechtsverhältnis der

Hochschulen und Akademien), ob dem staatlichen Leben (Staatsrecht), ist für das Recht ganz gleichgültig. Es gilt daher wieder: Wirtschaft muß sich in Recht verwandeln, Wissenschaft muß sich in Recht verwandeln, um mit dem Recht in „Beziehung" zu treten.

Nun noch ein letztes Beispiel, die Wissenschaft. Vom Standpunkte der Wissenschaft aus erscheint das Recht als ein logisches Gebäude von Begriffen; die Wirtschaft gleichfalls als ein logisches Gebäude von Rangordnung der Mittel, wie z. B. besonders die doppelte Buchhaltung als ein klarer Ausdruck solcher reiner Logik bestimmbar ist; der Staat ebenso als ein logisches Gebäude jener Begriffe, welche die „Konsequenz", „Widerspruchslosigkeit", „Einheit" des staatlich-organisatorischen Handelns bestimmen.

Alle diese Beispiele zeigen, den gleichen Tatbestand: daß ein Teilganzes mit dem andern nur durch Mitte-Verkehr in Verbindung tritt, nicht auf unmittelbarem Wege, nicht durch „Wechselwirkung". *Die Teilganzen sind für einander unberührbar*, sind aufeinander nicht unvermittelt beziehbar!

Als das Wesen jenes mittelbaren oder Mitte-Verkehrs zeigt sich nun bei näherer Betrachtung: die jeweilige Entsonderung des anderen Teilsystems. Unter „Entsonderung" verstehen wir, daß das andere Teilganze im selben Zentrum aufgehoben und auf diese Weise seiner arteigenen (spezifischen), dem eigenen Teilganzen *unerreichbaren*, weil fremden Eigenschaften entkleidet wird (der „Wirtschaft" ist das Arteigene von Recht, Volkstum, Krieg usw. fremd; dem Muskel, der nur kontrahiert, das Arteigene von Nerv usf. wie oben geschildert). Die „Entsonderung" führt dazu, daß das andere Teilganze zum Bestandteil des eigenen Teilganzen wird, z. B. sofern das Recht für die Wirtschaft zum Wirtschaftsmittel, der Muskel für den Nerv Kontrahierungsfeld, Innervationsfeld wurde; diesen Fall nennen wir *Zuartung*. Oder die Entsonderung führt dazu, daß das andere Teilganze nur schlechthin als *von der Art des Ganzen überhaupt* betrachtet wird, diesen sogleich näher zu erörternden Fall nennen wir *Verganzung*.

Die Verganzung zeigt sich besonders deutlich am Beispiele der Wirtschaft. „Staat" wird zum Ziele, dem die Wirtschaft dient, „Recht" wird zum Ziele, dem die Wirtschaft dient, „Kunst", „Wissenschaft", „Religion" werden zu Zielen, denen die Wirtschaft dient, genau so gut wie „Gesundheit", „Lebensfristung" ein Ziel ist, dem die Wirtschaft dient; „Ziel" zu sein ist ja das einzige Merkmal, welches das Ganze der Gesellschaft für die Wirtschaft hat! „Staat", „Recht", „Wissenschaft", „Kunst" usw. haben daher für die Wirtschaft den Charakter des gesellschaftlichen Ganzen schlechthin angenommen; sie sind also alle auf diese bestimmte Art in „Verbindung" mit der Wirtschaft getreten. Sie haben alle ihre eigene Art (als „Staat", „Volkstum", „Religion" usw.) verloren, sind entsondert worden, sind zu „Ganzheit" schlechthin geworden. — Dies ist die Weise der Verganzung.

Der andere mögliche Fall ist die Weise der Zuartung. Indem sich Staat, Recht, Wissenschaft, Kunst, Religion, dadurch daß sie Wirtschaftsmittel werden, sozus. selbst in Wirtschaft verwandeln und auf diesem Weg an der Wirtschaft teilnehmen; sind Staat, Recht, Wissenschaft, Kunst, Religion auf eine solche Weise entsondert, daß sie selbst Glieder, Teile der Wirtschaft werden. Sie sind zum eigenen, nämlich wirtschaftlichen Teilganzen zugeartet worden.

Durch Verganzung wird dem Teilganzen alles zum Gegenstande (Objekt von ganzheitlicher Art) schlechthin gemacht. Durch Zuartung alles ihm selbst einverleibt.

Zuartung und Verganzung sind die beiden Weisen, durch die Teilganze mit anderen Teilganzen, Glieder mit anderen Gliedern in Verbindung treten. Indem jedes Teilganze (Glied) in seinem Zentrum ruht, gewinnt es diese beiden Verhältnisse zu allen anderen Teilganzen und Gliedern des Gesamtganzen. Dagegen muß es nochmals wiederholt werden: Eine kausale

Wechselwirkung zwischen verschiedenen Teilganzen (Gliedern), eine kausale und unmittelbare „Beziehung", „Berührung", einen „Einfluß" auf einander gibt es nicht. Bei näherem Zusehen zeigt sich jede solche „Wechselwirkung" als ein gänzlich unvollziehbarer Begriff. Werden nämlich die Dinge als „Für-sich-Sein" gedacht, so sind sie ja begriffsmäßig (voraussetzungsgemäß) getrennt, isoliert, eine „Beziehung", eine „Wirkung" auf andere wäre dann unbegreiflich. Sie müßten in schweigender Ruhe in ihrem eigenen Wesen wohnen, in sich selbst beharren. Denn eine „Beziehung" wäre ja schon etwas *über* ihnen!, also etwas, das sie unter sich *befaßte*, wäre ein *Zusammenhang*, in dem sie selber sich eingeschlossen fänden — wie? Als Glieder! *Denkt man aber den Begriff des Teilganzen und Gliedes zu Ende, so kommt man auf das Ganze als zum Zentrum*, in dem die Teilganzen und Glieder vereint sind. Das Vereint-Sein der Glieder im Zentrum schließt aber ihre *unmittelbare* Beziehung aus. — Wie man es auch wende: Die „Beziehung", die „Wechselwirkung" ist als solche niemals da, sie ist in Wahrheit eine *Befassung* des Gliedes unter die Mitte, unter das Ganze, bzw. die Rückverbindung der Glieder in ihrer Mitte, in ihrem Ganzen. Nur „Mitte-Verkehr", also nicht „Wechselwirkung", nicht unmittelbare „Beziehung", in welcher Form immer, ist möglich.

Wir können die vorstehende ausführliche Erörterung in folgende Sätze zusammenfassen: 1. *Soweit die Teilganzen und Glieder in derselben Mitte gründen, besteht das Verhältnis der Zuartung* — sie können sozus. dieselbe Lebensart aus demselben Zentrum schöpfen — da nichts nur Mitte ist und viele Glieder daher in verschiedenen Zentren zentrieren, ist z. B. die Zuartung des Rechtes in die Wirtschaft möglich; 2. *Soweit die Teilganzen und Glieder nicht in derselben Mitte*

gründen, muß der Weg bis zum Gesamtganzen hinauf beschritten werden und dort finden sie einander lediglich als Glieder desselben Gesamtganzen — als Glieder des Ganzen schlechthin — und es besteht das Verhältnis nur allgemeinster Ganzheitseigenschaft oder gegenseitiger Verganzung. Vom Standpunkte des Zusammenlebens der Glieder untereinander (nicht dem Verhältnis zur Mitte) ergibt sich:

Zuartung heißt: Ein Glied lebt mit andern Gliedern inmitten seiner eigenen Art, z. B. die Wirtschaft mit Anderem, soweit es wirtschaftliche Gliedeigenschaft hat.

Verganzung heißt: Ein Glied lebt mit andern Gliedern nicht inmitten seiner eigenen Art, sondern in der Gesamtmitte des Gesamtganzen überhaupt, z. B. die Wirtschaft mit Anderem als Gesellschaftsgliedern überhaupt, nämlich als Zielen.

Nach der Weise der Einbettung, ferner nach den Sätzen: „Mitte hat Art", „Nichts ist nur Mitte oder nur Glied", „Nichts ist nur in einem Gebilde Glied oder Mitte" (der Vielmittigkeit) und nach der Weise der Gezweiung als Selbstaufhebung der Glieder in ihren Mitten wird Zuartung und Verganzung sowie der Ausschluß unvermittelter Beziehungen der Glieder als das Notwendige einsichtig erwiesen.

2. Gliedlichkeit gegen Ursächlichkeit.

Mit der Weise der Unberührbarkeit und ihren Sonderformen von Zuartung und Verganzung ist ein grundlegender Unterschied des Verfahrens aller ganzheitlichen Wissenschaften gegenüber den die Kausalität supponierenden oder sog. exakten Naturwissenschaften ans Licht gebracht. Gliedlichkeit nach Zuartung und Verganzung ist die Gegen=

kategorie für Ursächlichkeit oder vielmehr jene wahre Kategorie, zu deren teilweisem Ersatz die Ursächlichkeit dienen muß.

Die Beispiele und Erörterungen des vorigen Abschnittes zeigten uns immer wieder: daß jedes Glied nur mit seinem Zentrum verbunden sein, daß es zu einem anderen Gliede keine Verbindung haben kann, es sei denn durch das Zentrum hindurch. „Zuartung" und „Verganzung" sind aber damit die formalen Weisen der Gliedlichkeit, wie sie allgemein durch Ausgliederung und Rückverbindung bestimmt werden. Die Vorstellung der Kausalität als seelenloser „Aufeinanderfolge" und die Vorstellung des unmittelbaren „Wirkens", der „Wechselwirkung", „Beziehung" der Dinge aufeinander erwies sich dagegen als schlechthin wesenswidrig; „Kausalität", bleibt daneben nur als verfahrenmäßig unterstellende Annahme, als Supposition, nicht als wesenhafte Kategorie übrig.

Wieso die Unterstellung der Kausalität als Verfahren — d. h. die verfahrenmäßige Annahme als ob es Ursächlichkeit gäbe — kategorial überhaupt möglich ist, soll später erörtert werden. Weiteres über „Ganzheit und Ursächlichkeit" s. unten 3. Buch I, S. 294 ff.

3. Das Verhältnis der Unberührbarkeit der Teilganzen und Glieder zur Ebenbildlichkeit.

Die beiden Weisen der Zuartung und Verganzung zeigen, wie das Teilganze und zuletzt jedes Glied, sein Leben im Schoße des Gesamtganzen (und jedes Glied im Schoße seines übergeordneten Zwischenganzen oder Teilganzen) als ein in sich Versunkenes und vom Andern Unberührbares führt! Und wie auf diese Weise ein unmittelbares Verhältnis zweier Teilganzen und Glieder unmöglich ist. Scheint aber nicht durch solche Unberührbarkeit, In-sich-Versunkenheit ein Widerspruch zur Ebenbildlichkeit zu erstehen? In der Ebenbildlichkeit, so könnte man einwenden, erkannten wir das Grundgesetz des

Bestandes der Welt ja gerade darin, daß die Dinge einander wesensgleich und verwandt sind. Nur dadurch, daß die Dinge einander nicht wahrhaft fremd sind, ist die Welt möglich. Anders müßte sie in Staub zerfallen. Das war unser Ergebnis. Liegt nun aber nicht in der Unberührbarkeit der Teilganzen eine gewisse Fremdheit? Die Antwort darauf ist folgende:

Während in der Ebenbildlichkeit die Allverwandtschaft der Glieder jeder Ganzheit und zuletzt der Dinge der Welt gegeben ist, ist in der Unberührbarkeit und Beziehungslosigkeit jener Schritt geschehen, der die Dinge zu etwas Eigenem, Selbständigem und In-sich-Versunkenem (im Zentrum Ruhendem) bildet, der macht, daß die Welt nicht ein Ozean der Liebe und Vermischung ist, sondern untergegliedert wird in Teilganze und ihre mannigfachen Stufengebäude; der macht, daß engere Verwandtschaftskreise erstehen, die nur auf die große Allmutter, die Ganzheit blicken oder aber, indem sie in ihrer eigenen Art verweilen, in sich selbst ein Ganzes bilden. Das Leben des Ganzen ist nicht Ein wogendes Meer, sondern fließt wie das gesamte Flußsystem der Erde wohlgegliedert dahin.

Hier, in der Unberührbarkeit, erschließt sich auch das Mysterium der Persönlichkeit. Doch ist hierfür noch ein anderer Zusammenhang maßgebend.

§ 29. Persönlichkeit.

Erläuterung zu Lehrsatz 18: Rückverbundenheit hat die Weise der Persönlichkeit.

Alle Weisen der Rückverbundenheit des Gliedes, die wir betrachteten, zeigten sich in Bezug auf das Dasein des Gliedes als solche des letzten Wirklich-Machens und Vollendens in folgendem Sinne: 1. Die Abscheidung gründet und verankert das Glied in die Tiefe; 2. die Mittewendung gründet und verankert

es in das Getriebe, in das Leben seiner ausgliedernden Kräfte; 3. die Umgliederung sahen wir gleichfalls nur durch Rücknahme als Aufhebung in der Ausgliederungsmitte möglich; und ebenso 4. neben der Ausgliederung auch die Gezweiung, da sie aus Mit-Ausgliederung und Mit-Aufhebung besteht.

Alle diese Weisen der Rückverbundenheit gehen aber nur auf die Vollendung der auslegenden und stufenbauenden Ebenbildlichkeit, sie vollenden das Sein des Gliedes nach Art und Stufe, denn Mittewendung und Gezweiung beruhen auf Stufe, Mitte ist das Fünklein der konkreten Stufe. Es bleibt noch eine letzte Vollendung übrig: Die Vollendung des Eigenlebens, des Gliedes zur Persönlichkeit.

Alles das, was in seinem Eigenleben erkenntlich ist, sei es eine Pflanze, ein Kristall, ein Himmelskörper, ein Tier, ein Mensch, hat sein Selbst als Ganzheit und zwar als in sich geschlossene Ganzheit — es hat Selbstbezogenheit, die wir *ontische Persönlichkeit*, d. h. bloß im objektiven Sein gegründete Dinglichkeit nennen wollen; aber solange die Rückverbundenheit in eine höhere Ganzheit, die Selbstaufhebung in eine höhere Mitte, fehlt, fehlt auch das, *woran dieses Geschlossene sich anknüpft* und so seine Geschlossenheit zur Ichheit oder Persönlichkeit machen soll. Diese Geschlossenheit tritt erst *an* einem Höheren in Erscheinung. Mit anderen Worten: Erst in der Selbstaufhebung im Höheren entsteht ichförmige, d. h. *geistige Persönlichkeit*, denn erst hier findet die vita propria etwas in ihr gesetzt, das *nicht sie selbst ist* (und auch nicht der Reiz, das Äußere, Objektive auf das sie als Ganzheit geschlossen reagiert), sondern 1. ein Höheres *in* ihr und zugleich 2. das sie Setzende, man könnte bildlich sagen, das in sie „Einströmende", ihr die Kraft des Selbstseins und der *Aktivität* Gebende. Es ist entscheidend, den Unterschied dieses inneren Quellpunktes von dem äußeren, fremden Reiz, dem Objekt,

festzuhalten. Dem Objekt findet sich das Ganze, als „geschlossen reagierend" gegenüber; seiner höheren Mitte findet es sich aber nicht gegenüber, sondern diese findet es in sich, und dadurch erst sich selber als — geistige Persönlichkeit. Dem „Außen" gegenüber muß die Ganzheit sich setzen; ihrer höheren Mitte gegenüber sich aufheben; erst dieser, ihrer höheren Ausgliederungsmitte gegenüber findet sie sich als Ich, als Persönlichkeit.

Persönlichkeit ist die Krone des Seins, welche Rückverbindung im Leben der Ganzheit gewährt. Und obzwar Persönlichkeit im All nirgends vollkommen fehlt, wenn anders das All ein Kosmos und nicht ein Urgemenge ist; so wird sie doch überall nur dort und überall nur um so mehr, je mehr Selbstaufhebung im Grunde dem Wesen möglich ist. Die Dinge unterscheiden sich in ihrer Ich-Persönlichkeit nur dem Grade nach. Nach diesem Kriterium sind die Ganzheiten einzuteilen.

Nach allen bisherigen Erörterungen ergeben sich als Bestandteile der Persönlichkeit zwanglos die folgenden:

1. Einzigartigkeit und Unwiederholbarkeit. Wir sahen oben, daß infolge der Ebenbildlichkeit der Ausgliederung nur verschiedene Teilganze, Stufen und Lebensarten in den Gliedern entstehen können, daß das Homogene ausgeschlossen, dagegen das in organischer Ungleichheit sich Entsprechende unumgänglich gesetzt ist. Darum kommt jeder Ganzheit, jedem Gliede die Einzigartigkeit zu (s. oben § 13, S. 145).

2. Das Eigenleben, die Ausgliederungsmacht, die eigene Aktivität oder die vita propria. Auch diese ergab sich als Folge der Ebenbildlichkeit (s. oben § 13,3, S. 129 ff. u. § 20, C, S. 212 ff.).

3. Die Unberührbarkeit des Bereiches des Gliedes (Teilganzen, Zwischenganzen), die Beziehungslosigkeit des Gliedes, die In-sich-selbst-Versunkenheit, das, was man an der Persönlichkeit die „Burgfreiheit der Person", ihr Innerstes, Zentrales nennen kann. Diese Unberührbarkeit erkennt man als

unentbehrliche Voraussetzung von Persönlichkeit, denn wie sollte ich-förmige Selbstbezogenheit anders entstehen, als durch das Versunken-Sein in sich selbst, welches alles Andere nur durch Zuartung und Verganzung aufnimmt, es dagegen nicht wie die Strahlen, die durch eine Linse gehen, aufnimmt, wodurch das Ich ein bloßer Brennpunkt aller im Raume und in der Zeit einherschwebenden „Beziehungen" und „Wechselwirkungen" wäre. Wäre Wechselwirkung, so könnte nimmer Persönlichkeit, dann könnte nur „Produkt", „Brennpunkt", „Zusammenballung" sein.

4. Zu all diesem kommt als das Wesentlichste die Selbstaufhebung im höheren Zentrum und zuletzt im Urgrunde, in Gott. Je mehr Selbstaufhebung, um so mehr Persönlichkeit — Abgeschiedenheit ist letzte Vollendung der Persönlichkeit. Diese Wahrheit ist der Mystik aller Zeiten wohlbekannt. Was hier Persönlichkeit, ist dort Verklärung zu nennen. Dafür einige Zeugnisse.

Meister Eckehart sagt: Der Mensch „ist nicht davon selig, daß Gott in ihm ist . . .; aber davon, daß er erkennt, wie nahe ihm Gott ist, und daß er Gott wissend und minnend ist[1])." Dieses „Erkennen" ist nicht rational zu fassen, wie auch der Zusatz „minnend" bezeugt, wir haben darunter vielmehr die Selbstaufhebung, die Persönlichkeit schafft, zu verstehen.

In den indischen Upanischaden heißt es: „Was nun diese Vollberuhigung [die Seele im Tiefschlafe] ist, so erhebt sie sich aus diesem Leibe, gehet ein in das höchste Licht und tritt dadurch hervor in eigener Gestalt[2])."

Jede tiefere Zergliederung des Wesens der Ichheit ist dazu gekommen, ihre Wurzel in der Selbstaufhebung zu finden. Daß in der scholastischen Philosophie der Begriff der „individualitas" im Sinne von Persönlichkeit nicht gefehlt hat, ist bekannt, aber die Darlegung dieses Gedankenganges würde an dieser Stelle zu schwierig sein[3]). Dagegen sei

---

[1]) Pfeiffer, 221, 17.

[2]) Chândogya-Up. 8, 3, 4 (Deussen, 60 Up., Leipzig 1905, S. 191) — von mir gesperrt.

[3]) Die Grundlage dafür ist der aristotelische Satz „ἐνέργεια χωρίζει", Aktuiertheit trennt, was weiterhin zu dem Satze führt: alles Wirkliche

auf die „transzendentale Apperzeption" Kantens hingewiesen, von der wir oben darlegten (siehe S. 22 ff.), daß sie zuletzt nichts andres ist als jene reine Aktivität, jenes Ausgliederungszentrum, in welchem das Ganze unseres Bewußtseins sich selbst erst findet — weil das Aktive in ihm ist, sein Quell, sein Höheres — und dadurch erst das Bewußtsein zum Selbstbewußtsein, die Ganzheit (des Bewußtseins) zur Ichheit macht.

Noch deutlicher hat dies Fichte in seinem grundlegenden Satze „das Ich setzt sich selbst", ausgesprochen. Diese „Selbstsetzung" ist nichts anderes als die absolute Spontaneität der „transzendentalen Apperzeption", sie ist dieselbe spontane Aktivität der Ausgliederung, zu der alles zurückdrängt und in der alles seine Rückverbundenheit oder Selbstaufhebung findet, was sich als aktuiertes Bewußtsein, d. h. als das Gliedliche findet, in dem das Ganze geborem wird.

Mit voller Bewußtheit hat auch der jüngere Fichte diesen Gedanken festgehalten, wenn auch seine Darlegung an vollkommener Schärfe zu wünschen übrig läßt. Er äußert sich darüber in seiner „Psychologie" in folgender Weise:

„Das . . . Wesen unseres Geistes entwickelt zunächst seine Grundanlagen an der Wechselwirkung mit dem Andern [nämlich der Außenwelt] zum Bewußtsein dieses Andern . . ., es wird darin zum „Subjekt", einem „Objekt" gegenüber . . ." Außer diesem Subjekt-Objektverhältnisse, meint J. H. Fichte, bezeichne noch ein anderes Prinzip das Wesen unseres Geistes. Es kann, so sagt er, nicht verborgen bleiben, „daß innerhalb des Rahmens jener . . . Grundverhältnisse es bestimmte Bewußtseinszustände gibt, welche sich durchaus nicht erklären lassen aus der bloßen Wechselwirkung von . . . Geist und Außenwelt, bei denen wir vielmehr ein von Innenher auf den Geist und sein Bewußtsein wirkendes Prinzip anzuerkennen genötigt sind . . . ein Verhältnis daher, in welchem . . . ein Höheres in [den Geist] eingeht, Eins mit ihm wird und durch ihn sich offenbart[1])."

---

ist Einzelwesen. Vgl. Willmann, Histor. Einführung i. d. Metaphysik 1914, S. 89, 62 u. ö., und Lehmen, Lehrb. d. Philosophie I. Bd., 5. A., 1923, S. 357 ff. u. 393 ff.

[1]) Immanuel Hermann Fichte, Psychologie I. Teil, Leipzig 1864, S. XXIV f. — Auch auf Brunstäd, die Idee der Religion, Halle 1922, S. 240 ff., sei hier hingewiesen, der aus Hegelischem Geiste schöpft!

Zusatz über den Unterschied von Ganzheit und Persönlichkeit, Ganzheit und Substanz. Man könnte sagen: „Ganzheit, Eigenleben der Ganzheit (bzw. des Gliedes) ist ja schon „Persönlichkeit", denn sie hat ihrem Begriffe nach den Einheitspunkt, den inneren Bezugspunkt in sich." Das letztere ist richtig, doch ist zu bedenken, daß dieser Einheitspunkt und diese innere Bezogenheit nur in der Geschlossenheit nach außen, nur dem „Objekte", dem „Reiz" gegenüber da ist. Man muß begreifen, daß niemand sich am eigenen Schopfe aus dem Sumpfe ziehen kann, sondern jeder sich irgendwo anhalten muß. Der Grund, den eine Ganzheit in der höheren Ganzheit findet, ist nun jener Punkt, an den sie sich gleichsam anhalten, der Nagel, an den sie sich hängen kann — nicht ein Punkt „außerhalb der Welt" ist es, von dem aus man die Welt aus den Angeln heben könnte, wie Archimedes gefordert hat; sondern jene höhere Mitte, der sie selbst gliedlich zugehört, die ihr innerliche Mitte, ist es, in der jede Ganzheit, jedes Ding seinem Höheren gegenüber wieder befestigt wird; sie allein ist der feste Punkt, auf den die jeweilige (selbst gliedliche) Ganzheit sich beziehen, von dem sie sich abheben, durch den sie darum Ichförmigkeit erlangen kann. Die Teilnahme des Gliedes an dem Grunde seiner höheren Ganzheit sichert ihm die Unmittelbarkeit, die alles Ichförmige, Persönliche auszeichnet.

Jede Ganzheit in ihrer Eigenschaft als das Geschlossene und sich selbst Ausgliedernde gefaßt, ist bereits das, was die aristotelische und scholastische Philosophie Substanz (*οὐσία* = essentia = Wesenheit) nannte, und dem sie das Akzidens, als die wechselnden Eigenschaften der Substanz gegenüberstellte.

Es ist aber klar, daß „Substanz" noch nicht einerlei mit „Persönlichkeit" ist. Was Substanz ist, muß durch Mittewendigkeit, durch Selbstaufhebung und Abscheidung in seinen Grund erst noch etwas hinzubekommen, gleichsam noch einen Hintergrund, von dem aus sich erst seine eigene ausgliedernde Einheit abhebt — um zur Persönlichkeit, zum Ich zu werden. — (Vgl. Weiteres über den Substanzbegriff unten 3. Buch, IV 2, S. 349 ff.)

§ 30. Die Vollkommenheit der Rückverbundenheit. Rückverbundenheit und Sittlichkeit.

Während die ebenbildliche Ausgliederung eine sachliche Urweise ist, die dem Gliede Art und Wesen verleiht, fügt die Rückverbundenheit dem ausgegliederten Inhalte nichts hinzu; sie ermöglicht aber erst die Geburt des Gliedes und bindet seine

Mannigfaltigkeit im Innebleibenden, der Mitte, zur Einheit und zur Persönlichkeit. Darum ist Rückverbundenheit des Gliedes im Ganzen sowohl (erst nachträglich) vollendend, wie (schon vorher) bedingend. Als Bedingender kann ihr eine arteigene Vollkommenheitsweise nicht zukommen, da die Vollkommenheit erst im Bedingten, im Gliede und seinem Eigenleben erscheinen kann. Als Vollendender jedoch kommt ihr arteigene Vollkommenheit zu. Diese „Vollendung" besteht darin, daß das ausgegliederte Glied sich dem Innebleiben in der Ganzheit fügt und hingibt, während es sich nach der vita propria ja widersetzen könnte; sie besteht in dem Sich-Fügen und -Hingeben. Als die Stufen der Abscheidung und der Hinwendung zur Mitte haben wir die Weise dieses Sich-Hingebens kennen gelernt. Nur Stufen oder Grade, nicht aber eine inhaltliche Vollkommenheitsweise kann es demnach geben, da die inhaltlichen Weisen nur am Ebenbildlichen, Gestalteten, zur Erscheinung kommen (s. darüber oben §§ 14 und 15, S. 149 ff.).

Aber die Zurückwendung selbst bedeutet schon eine Vollkommenheit. Jede Rückverbundenheit hat von Seite des Gliedes her etwas von Schauen und Versenktheit an sich (nicht gerade in bewußter Form); und darum ist das Nicht-Entziehen, das Versenktbleiben schon die Vollkommenheit selbst, die wir hier finden. Doch hat sie noch eine andere, bestimmte Seite. Wir sahen früher (s. oben S. 193), daß Zurückwendung des Gliedes in seinen Grund und seine Mitte Reduktion, Verjüngung ist. Und damit ist jede erneute Rückwendung eine Heilung, Reinigung, Stärkung, Neugeburt. Wie man in der Musik die Auflösung eines Mißklanges eine Heilung nennt, so ist in den Weisen des Seins die Hingabe des Gliedes an seine Ausgliederungsmitte und seine Ganzheitsmitte schon an sich die Heilung von seiner Selbstheit und hiermit wieder zugleich das Erneuernde und Urschöpferische. Nur dadurch empfängt jedes Ding, empfängt jeder Mensch sich selbst, daß er sich hingibt und auf-

opfert. Wenige ahnen, welche tiefe, die Welt heilende und immer wiedererzeugende Bedeutung das Wort hat: „Verlier es, um es zu besitzen!“ Je weniger der Mensch in seinem Grunde zu wohnen vermag, um so weniger besitzt er an innerer Wurzel und Gegründetheit, an innerer Ruhe und Festigkeit. Dies alles heißt aber zuletzt: an Dasein (Existenz) und an Persönlichkeit. Die friedelosen Menschen und Dinge gebärden sich gar ungestüm in der Welt, aber sie haben eine schwanke Wurzel und einen seichten Grund, darum haben sie weniger Sein als der tief Gründende, Gediegene, seinem Ganzen und seiner Mitte in Ruhe Einwohnende.

Wer dieser schlichten Lehre, die uns der Einblick in die Urweisen des Seins erschließt, recht auf den Grund kommen will, wende sich an unsre großen Dichter und Musiker und er wird das Dauernde und Unverwüstliche alles dessen, was in der Tiefe der Ganzheit wohnt, in seinem Gemüte erfahren. Auch die Weltgeschichte lehrt dasselbe. Es ist dafür gesorgt, daß nicht das Seichte und Oberflächliche, sondern nur das Tiefgegründete und Gediegene im Laufe der Begebenheiten bestehen bleibt.

Diese Vollkommenheitsweise des heilenden Selbstgründens enthält als Ziel den Pflichtbegriff in sich, als Werk und Tat den Tugendbegriff, der nichts in sich schließt, als den Grad jenes Werkes der heilenden Gründung und Selbsthingabe anzuzeigen. Denn in dieser sind Stufen gegeben. Die höchste Stufe ist die Selbstaufhebung im letzten Grunde der Ganzheit, die Abgeschiedenheit; die andere Stufe ist die Selbstaufhebung im jeweiligen wirksamen Ausgliederungsgrunde, in der wirksamen Mitte. Jene ist Heiligkeit, diese ist in einem umfassenden Sinne Heldentum. Jene ist absolute Hingebung an die absolute Mitte; dieses, das nicht nur im Kampfe zu finden, wird stufenweise weniger allgemein, sondern inhaltlich erfüllter je nach Wesen und Art der Ausgliederungsmitte; denn es tritt dann immer mehr der Satz in Geltung: „Mitte hat

Art"; und das Glied ist ja notwendig seiner Mitte ähnlich und nimmt deren Art um so mehr an, je mehr es sich dieser Mitte zuwendet. Die inhaltlichen Bestimmungen, die sich an diese Vollkommenheiten anschließen, fallen dann mit den Vollkommenheitsformen der Ausgliederung zusammen.

Diese kurze Betrachtung zeigt uns an, wie sich das Sittliche aus den Urweisen des Seins ergibt. Die Sittenlehre erhebt sich nicht auf dem Grunde des Subjekts, sondern auf dem der Gliedhaftigkeit und Verwobenheit als auf dem Grunde des Seins, das, wie es ganzheitlich und in jedem kleinsten seiner Glieder voller artgemäßem Eigenleben ist, selber dem Sittlichen nicht absolut fremd ist.

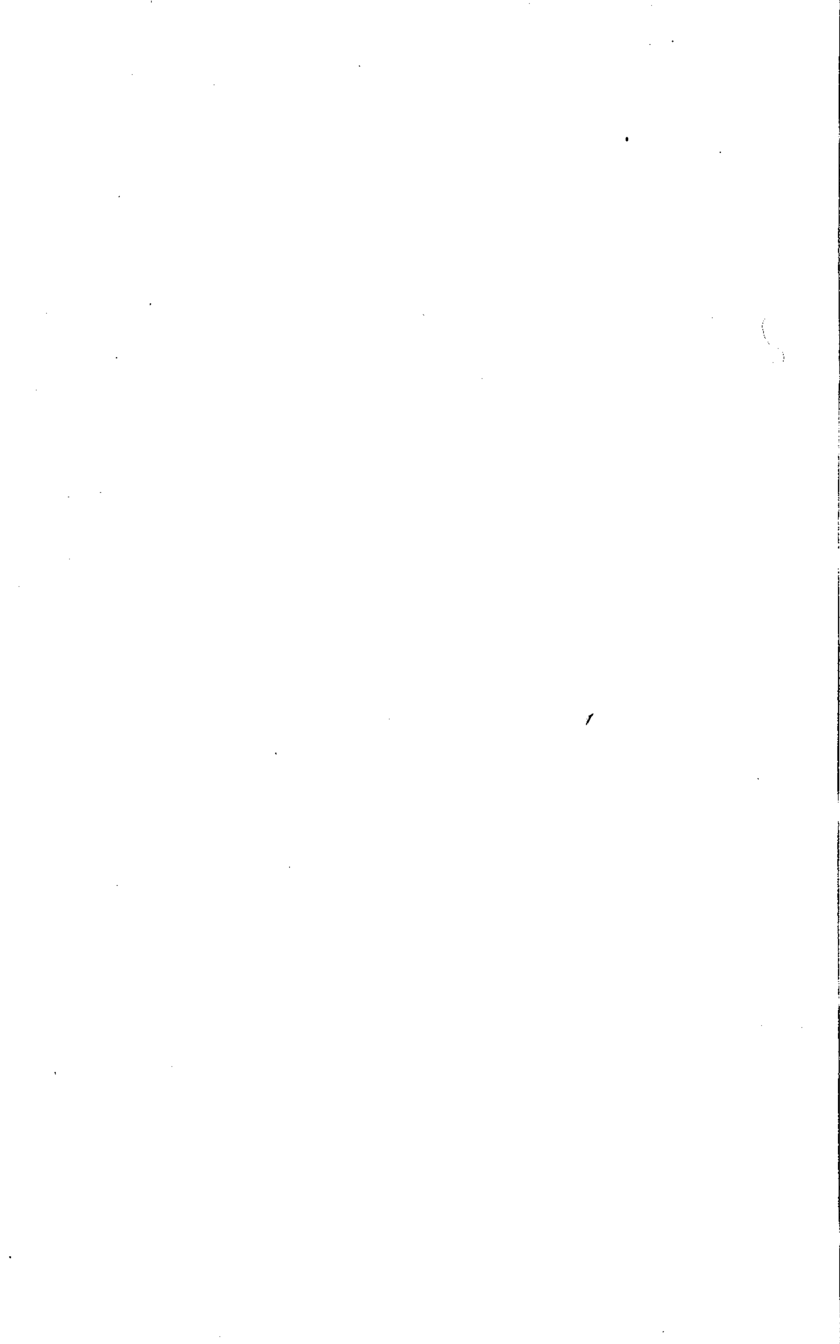
Rückblick und Abschluß.

Überblicken wir zuletzt das Verhältnis von Rückverbindung und ebenbildlicher Ausgliederung im Gesamten, so haben wir von der oft hervorgehobenen Grundtatsache auszugehen, daß die Rückverbindung wie als Bedingung, so auch erst als Vollendung der Ausgliederung und alles Seienden überhaupt erscheint. Innesein des Auszugliedernden im Ausgliedernden ist der erste Anfang aller Ausgliederung; Innebleiben des schon Ausgegliederten durch Rückwendung, fortdauernde Rückverbindung ist notwendig, um die Ausgliederung, wie das Ausgegliederte weiter lebendig zu erhalten. Daraus folgt im Verhältnis beider Runden der Seinsweisen oder Kategorien, der logische Vorrang der Rückverbundenheitsweisen: Rückverbundenheit ist vor Ausgegliedertheit, Innesein ist vor Ausgliederung. Nie könnte ja die Ausgliederung vollzogen werden, wenn nicht das Ganze in sich beharrte; nie könnte dann das Ausgegliederte nachträglich die Rückverbindung erlangen, wenn es sie nicht schon vorher gehabt hätte; stets tritt

es als Ausgegliedertes nur hervor, weil es im Ganzen enthalten, in ihm gebunden und rückverbunden ist. — Darum gilt auch weiter: Selbfremdheit ist vor Selbgleichheit, Nicht-Identität des Dinges (Gliedes) mit sich selbst vor Identität mit sich selbst, denn Innesein ist vor Außensein, Rückverbundenheit oder Befaßtheit ist Anfang wie Vollendung des Ge-Äußerten.

Die Lehre von den Seinsweisen lehrt uns die Welt nicht nur in ihren gliedernden Schritten nach außen, sondern auch in ihren Bindungen nach innen hin verstehen, die das Innebleibende und Erste, das Prius in ihr ausmachen.

Die Ebenbildlichkeit ist der Weg des Werdens, sie ist das Wunder der Welt und das Geschenk Gottes an das Seiende. Die Rückverbundenheit ist zuerst die Vorbedingung des Seins und, sobald es geworden ist, die Befestigung desselben. Indem aber erst die Rückverbundenheit Persönlichkeit schafft, wird die Weise der Persönlichkeit zum letzten Siegel alles Seins. Kraft der Ebenbildlichkeit wird das große Ganze in einer Welt von kleinen Ganzen dargestellt, kraft der Rückverbundenheit strebt das kleine Ganze hin zum großen, wurzelt dauernd in ihm und vollendet sich in solcher hingebenden Gegensetzung zum Persönlichen. Nun erst, indem es das höchste Siegel seiner eigenen Selbstheit empfängt, ist es ganz in ihm aufgenommen und geborgen.



3. Buch.

Ausblicke.



Unsere bisherigen Untersuchungen haben sich im Ganzen möglichst karg an die bloße Erörterung der Seinsweisen gehalten, um deren Feststellung und Erkenntnis von den Folgerungen, die sich daraus ergeben, streng zu trennen. Nur an wenigen Stellen, wo es die Deutlichkeit der Kategorien selber gebot, wurden solche Folgerungen sogleich erörtert. Diese sollen nun auch hier nicht planmäßig gezogen werden. Was hier beabsichtigt ist, ist lediglich das, einige unter jenen grundlegenden Folgerungen herauszuheben, welche ein Licht auf unsere Erkenntnis über die Seinsweisen selber werfen und Dunkelheiten, die sich dort finden mögen, aufhellen. Wir betrachten darum zuerst das Verhältnis unserer Lehre zur Ursächlichkeit, dann einige Folgerungen auf die Seinslehre und auf den Schöpfungsbegriff, zuletzt auf den Gottesbeweis.

I.

Ganzheit und Ursächlichkeit.

Das erste Bedenken der Gegner wird vermutlich unserer Anfechtung der Ursächlichkeit gelten, ihr erstes Bestreben wird die Rettung der naturwissenschaftlichen Verfahren und die Rechtfertigung der modernen Naturwissenschaft selbst sein.

Es liegt uns fern, die berechtigten Beweisgründe, welche von dieser Seite her angeführt werden können, zu verkennen. Zuerst wird man auf den regelmäßigen Verlauf besonders der anorganischen Naturvorgänge hinweisen. Jedes Fallen z. B. geht zweifellos nach dem Fallgesetze vor sich. Und der zweite, nicht minder wichtige Hinweis wird der auf die tatsächlichen Erfolge der modernen Naturwissenschaften sein. Sollte es da möglich sein, daß es gar keine Ursächlichkeit gibt? Wir berechnen doch mit ihrer Hilfe den Lauf der Gestirne, wir bauen mit ihrer Hilfe unsere Maschinen und Eisenbahnen, wir stellen danach Arzneimittel her, wir bekämpfen Seuchen auf Grund der mit ihren Verfahren erlangten Kenntnisse.

Die Tatsachen, die in diesen Hinweisen liegen, können natürlich nicht geleugnet werden und insofern stimmen wir den Verfechtern der modernen ursächlich-naturwissenschaftlichen Verfahren vollständig bei. Eines aber sind Tatsachen und ein Anderes ihre Deutung.

Zwei Fragen sind es, die zur Austragung des Streites zuletzt beantwortet werden müssen. Erstens: ist neben der Ganzheit

in der Welt Un-Ganzheit (Häufung, Aggregat) im letzten Grunde überhaupt noch möglich? Wir werden diese Frage verneinen; zweitens, wenn nicht: wie war das ursächliche Verfahren neben dem ganzheitlichen dann überhaupt denkbar?, und noch mehr: sogar mit offensichtlichen Erfolgen praktisch anwendbar, wie doch die Entwicklung der Wissenschaft seit Renaissance und Aufklärung beweist?

Bevor wir uns mit dieser Frage beschäftigen, sei vorher noch über den Begriff der Ursächlichkeit eine kurze Bemerkung eingeschaltet.

1. Der Begriff der Ursächlichkeit und seine Folgen für das Verfahren.

Wir fassen den Begriff der Ursächlichkeit im weitesten Sinne und verstehen darunter nur das Gegenteil von ganzheitlicher Ordnung der Dinge, d. h. von Gliedlichkeit. Die Gliedlichkeit ist eine sinnvolle, in Gezweiung ihr Wesen findende Bestimmtheit jedes Dinges als niederes Ganzes zu seinem höheren Ganzen sowohl wie zu seinen eigenen Gliedern, nach vielerlei Sonderweisen, wie insbesondere: der Leistung, des Ranges, Wirkungskreises, der Vermittlung, Unberührbarkeit, Zuartung und Verganzung, Mittewendigkeit und Gezweiung.

Alles was nicht Gliedlichkeit ist, ist Ursächlichkeit, nämlich n i c h t - sinnvolle Verknüpftheit und Enthaltenheit im Zusammenhange. Den häuslichen Streit der Verfechter der ursächlichen Verfahren um die besondere Gestalt des Ursächlichkeitsbegriffes lassen wir damit als gänzlich belanglos beiseite liegen. Ob sie mit Hume, Mill, Mach, Avenarius und anderen Empiristen und Positivisten die reine Aufeinanderfolge der Dinge, d. h. als bloßes Vorher und Nachher, Antecedens und Consequens fassen; oder ob sie nach mehr oder weniger Kantischer Weise die „Verbindung durch eine Regel" dabei denken

(in welch letzterem Falle Ursächlichkeit eine apriorische Kategorie wäre), macht für uns keinen grundsätzlichen Unterschied. Denn sobald nur überhaupt die Ursache als Gesamtheit der Antezedentien eines zeitlich Folgenden gefaßt wird — wie es im Empirismus und bei Kant erfolgt — ist die Frage nach der Natur der Regelmäßigkeit und Eindeutigkeit dieser Aufeinanderfolge nur noch nebensächlich. Ob es sich um eine bloße „Gewohnheit oder Übung" dabei handelt (Hume: „custom or habit"); um eine „unbegreifliche", aber dennoch „regelmäßige Aufeinanderfolge von Beziehungen der Ähnlichkeit" (Comte, der Positivismus überhaupt) handelt; um eine bloße Wiederholung des Häufigsten (R. Avenarius, „das denkbar meist sich Wiederholende"); ob, wie bei Mach, eine angebliche „Ökonomie" unserer Begriffsbildung hinter jener Regelmäßigkeit steckt, wodurch der Kausalbegriff durch den Begriff der „mathematischen Funktion" ersetzt werden soll; oder ob es sich um eine „reine Beschreibung" durch Gleichungen (Kirchhoff) oder um eine aus der bloßen Wahrscheinlichkeit folgende durchschnittliche Massenwirkung der Atombewegungen handelt (Bolzmann) oder endlich um eine Verstandesregel (Kant); ob es sich mit einem Worte um solipsistische, sensualistische, positivistische oder sogar um apriorische Fassung der Regelmäßigkeit in der Aufeinanderfolge handelt — immer ist es ein solcher Begriff des Gegenstandes, welcher jene mechanischen, quantitativen Forschungsverfahren bedingt, die nicht eine sinnvolle Verbundenheit und Eindeutigkeit des Erfahrungsablaufes annehmen und daher nach dem Satze: „Der Teil ist vor dem Ganzen" verfahren[1]).

Es ist dann auch gleichgültig, ob durch eine „metaphysische Annahme" die Kausalität bloß als eine Äußerungsform einer

[1]) Eine genaue Nachweisung der Lehrgeschichte siehe bei Wentscher, Geschichte des Kausalproblems in der neueren Philosophie, Leipzig 1921.

„transzendenten Finalität“ oder eines anderen metaphysischen Vorganges gefaßt wird, wie z. B. bei E. v. Hartmann, denn in allen Wissenschaften wird dann trotzdem der Kausalbegriff, wird die Vorstellung des Mechanischen verfahrenmäßig herrschen.

Man darf die Ursachenwissenschaftler den Skeptikern vergleichen. Diesen nämlich, denen nichts gewiß ist, gilt doch der Zweifel als gewiß. Ebenso gilt den Verfechtern der ursächlichen Auffassung das Zerrissene und Zerstückte als Zusammenhang — nicht als zusammenhanglos, nicht als ein „Für-Sich“!

In methodischer Hinsicht, d. h. in der Art, wie der Ursachenbegriff in den einzelnen Wissenschaften Gestalt annimmt, Verfahren und Geist der Forschung bestimmt, ist er zuletzt überall durch folgende Merkmale gekennzeichnet: 1. durch die Quantifizierung und Messung der Erscheinungen, die infolge Zurückführung der Qualität auf Quantität überall angestrebt wird. Die mathematische „exakte“ Gestalt des Naturgesetzes, die Fassung eines Erscheinungsgebietes in Gleichungen wird daher zum methodisch notwendigen Ideal aller ursächlichen Wissenschaft.

2. Durch die Mechanisierung, worunter wir den grundsätzlichen Ausschluß jedes sinnvollen Verhältnisses zwischen den Erscheinungen verstehen. Jeder Zweck, jedes seelische, willensartige oder sonstige Band zwischen den Erscheinungen wird verneint. — Die Mechanisierung ist immer schon in der Quantifizierung gegeben, sie kann aber auch ohne Quantifizierung erreicht werden, wie das Beispiel der „Assoziationsmechanik“ der Vorstellungen beweist.

3. Durch Atomisierung. Quantifizierung drängt notwendig zur Atomisierung. Denn die quantifizierende Erklärung besteht ja eben darin, Qualität in Quantität aufzulösen = Qualität aus quantitativen Umwandlungen zu erklären. Geht man diesen Weg folgerichtig weiter, so gelangt man zur Annahme letzter Quanten, aus denen allein schließlich alle Veränderungen abzuleiten sind — den Atomen! Ob darum die einfachen Atome Demokrits oder die komplizierten der neuesten „Modelle“, bestehend aus Stern und Planeten, zugrunde gelegt werden, verfahrenmäßig bedeuten sie genau dasselbe! Stets werden: 1. die Erscheinungen (Qualitäten) als Ergebnisse der Atome betrachtet und nicht etwa umgekehrt, und 2. werden eben gerade dadurch die messenden, mathematischen Bestimmungen des Gegenstandes erst möglich.

Die methodische Notwendigkeit dieser drei Tendenzen des Ursachenbegriffes ist so durchschlagend und unentrinnbar, daß sie sich auch in den Geisteswissenschaften durchsetzen, soweit der Ursachenbegriff wirklich angewendet wird, z. B. wenn das Vorstellungselement als Atom der Assoziationsmechanik, das wirtschaftliche Gut oder seine Nutzgröße als Atom der Markt- und Preismechanik erscheint.

2. Die Unterstellung der Ursächlichkeit.

Wir gehen zur Erörterung unserer ersten Frage über, welche lautet: Wenn Ganzheit besteht, ist dann überhaupt noch Unganzheit, Haufenartigkeit möglich? Diese Frage muß notwendig jeder verneinen, der den Begriff und das Dasein echter Ganzheit anerkennt. Soll Ganzheit überhaupt sein, dann muß alles Ganzheit sein! Denn Ganzheit kann nirgends halt machen. Jede Ganzheit muß einer höheren Ganzheit eingegliedert sein, bis zu einer höchsten. Gibt es aber eine höchste Ganzheit, dann kann nichts sein, was ihr nicht angehörte.

Darum ist für uns allein wesentlich die zweite Frage: Wie ist das ursächliche Verfahren überhaupt denkbar, wenn es grundsätzlich nichts Unganzes in der Welt gibt, und wie ist der Tatbestand der Naturwissenschaften dann zu erklären?

Die Antwort liegt im Begriffe der „Ursächlichkeit" als einem bloßen Grenzbegriffe! Ursächlichkeit im strengen Sinne dieses Begriffes gibt es nicht und kann es nicht geben, wenn Ganzheit überhaupt in der Welt ist. Aber es gibt Dinge, die vom Standpunkte bestimmter Ganzheiten „einander fremd" sind, die darum in dem inneren, sinnvollen Wesen ihrer eigenen Gegliedertheit nicht zu erfassen sind. Was auf solche Weise fremd und unganz erscheint, kann nach rein äußerlichen Merkmalen betrachtet werden, es kann so betrachtet werden, als ob es unganzheitlicher, als ob es rein aggregativer oder haufenartiger Natur wäre; als ob nicht als sinnvolles Glied eines lebendigen Ganzen, sondern als mechanische Folge seiner zeitlichen

Antezedentien aufzufassen wäre. „Ursächlichkeit" ist eine Unterstellung, die durch Gliedlichkeit entfernter Ordnung der untersuchten Erscheinungen möglich wird, aber stets eine methodische Unterstellung bleibt! Die bloß „ursächlich" erkannten Dinge gehören Ganzheiten von so ferner Ordnung an, daß ihr ganzheitlicher Zusammenhang vorläufig unerkennbar ist. Die „Mittelbarkeit höchster Ordnung" ist von der Kategorie der Unberührbarkeit der Teilganzen aus zu verstehen. Die Glieder haben nach dieser keine „Beziehung", „Wechselwirkung" untereinander, sondern hängen nur durch Vermittlung ihrer gemeinsamen Mitte zusammen. Wenn nun die gemeinsame Mitte so entfernt ist, daß sinnvolle Zuartung und Verganzung nicht mehr möglich ist, dann treten die Glieder zwar nicht vollkommen außer Zusammenhang, denn sie hängen ja in den höheren und höchsten Zentren des Gesamtganzen noch miteinander zusammen, aber sie werden einander fremd, sie haben nur sehr mittelbare Zusammenhänge, durch immer höhere, entferntere Zentren hindurch. Der Begriff des gliedlichen Zusammenhanges entfernter Ordnung ist daher ein durchaus reeller Begriff, der im Bau und Wesen der Ganzheit begründet und durchaus nicht künstlich konstruiert ist.

Methodisch gesehen liegt danach in der Ursächlichkeit eine Umkehrung des teleologischen „Als-Ob" der kantischen und neukantischen Art vor. „Als-Ob" soll bei Kant heißen: Betrachtung der Dinge, als ob sie von Zweck und Sinn bestimmt wären. Das ursächliche Verfahren betrachtet nach unserer Erklärung die Dinge umgekehrt: als ob sie keine Ganzheiten wären, als ob sie untereinander absolut fremd und ungliedlich wären. — Immerhin ist diese Ausdrucksweise ungenau, da das „Als-Ob" der Unganzheit von unserem Standpunkt aus nur eine Nähe-

rung sein kann. Das absolut Unganze gibt es ja nicht, das absolut Fremde wäre auch vollständig unerkennbar; eine vollkommene Annahme von Fremdheit, ein vollkommenes Absehen von Gliedlichkeit ist daher unmöglich. Was die ursächlichen Verfahren überhaupt möglich macht, ist also doch nur ein Rest von Ganzheitlichkeit, der in ihnen steckt: eine Gliedlichkeit von so entfernter Ordnung, daß die sinnvolle Bestimmtheit unerkennbar wird; äußere Anhaltspunkte, wie sie die Aufeinanderfolge und quantitative Beschreibung bieten, treten dann dafür ein. Das ist eine Armut, kein Reichtum. Der nach bloßen äußerlichen (quantitativen) Anhaltspunkten die Dinge schildernden Wissenschaft bleibt das *Wesen* der Dinge ewig fremd. *Dies ist der Schlüssel dafür, daß die mathematisch-ursächliche Naturwissenschaft keine verstehende, geistig nachschöpfende Wissenschaft ist, wie es die Geisteswissenschaften sind.* Denn wer von Staat, Wirtschaft, Sittlichkeit, Recht, Religion geisteswissenschaftlich reden will, muß verstehend wissen, was Recht, Wirtschaft usw. seinem inneren Wesen nach ist; wer von Seele, Denken, Kunst in Seelenlehre, Denklehre, Kunstwissenschaft reden will, muß verstehend wissen, was Seele, Denken, Schönheit ist; die quantifizierende sog. exakte Untersuchung dagegen ist eine bloß messende Kunde und verdient, da sie vom Wesen der Dinge absehen und sie in Größen auflösen muß, um sie verzeichnen zu können, den Namen der Wissenschaft nicht in demselben hohen Sinne, wie die Geisteswissenschaften. Diese gehen auf Wesenswissen, jene auf Kenntnis und sind darum ihrer methodischen Art nach nur Notwissenschaften, gleichsam eine großartige Buchhaltung der Natur!

Hier muß auch der große Irrtum berichtigt werden, *daß die moderne Naturwissenschaft ihre Erfolge der „Induktion", „reiner Beschreibung" und absolut mechanischer Einstellung*

verdanke. Wahr ist, daß sie gerade durch die mechanische Einstellung oft schwer behindert wird, wie eben heute die unbeschreibliche Verwirrung beweist, in der sich die Physik befindet und ebenso die Krise der Biologie. Der Umstand, dem die moderne Naturwissenschaft allein ihre Erfolge verdankt, ist die unbegrenzte und unbefangene Erweiterung der Erfahrung, die insbesondere dadurch erfolgte, daß der menschliche Geist sich von inneren Dingen abwendete und daher mit ganzer Tatkraft jenes Geschäft zu betreiben begann, das er früher vernachlässigte; dem konnte er darum auch ganz andere technische und wirtschaftliche Hilfsmittel zur Verfügung stellen als früher. — Darum bin ich auch von der Alleingültigkeit der mathematisch-quantitativen Verfahren, von der methodischen Alleinmöglichkeit einer exakten Naturwissenschaft nicht überzeugt und meine vielmehr, daß sich ein gewaltiges Stück Naturphilosophie nach Art jener von Schelling, Baader, Hegel, Oken, Steffens, Eschenmayer, Karl Ernst von Baer und vieler anderer großen Forscher mit den heutigen Verfahren verbinden lassen müßte, wodurch diese nicht nur eine Ergänzung und Überhöhung erführen, sondern erst die rechte Wahrheit und Wesentlichkeit gewännen.

Das Große, das in der modernen mathematischen Naturwissenschaft unzweifelhaft liegt, soll nicht verkannt und verkleinert werden. Und auch die Nützlichkeit der Erkenntnisse, die sie enthält, muß für das moderne Leben hervorgehoben werden. Eines ist aber die Frage der Nützlichkeit und erreichter Ziele, ein Anderes die Würde echter, auf Ganzheit und Wesen gehender Wissenschaft. Eine solche Würde kommt ihr heute nicht zu.

Die modernen Geisteswissenschaften, die unter den ursächlichen Naturwissenschaften aufgewachsen sind und sich nun plötzlich selbst erkennen, gleichen dem Schwane, der unter Enten aufgewachsen, plötzlich seine edlere Natur entdeckt, sich selbst

erkennt und diejenigen, die er bisher für Brüder hielt, nun nicht mehr als die Seinen anerkennen darf.

Wenn wir die Kausalwissenschaften als große Buchhaltung der Natur bezeichneten, so soll das keine scharfe Phrase sein, sondern eine wesensmäßige und eine verfahrenmäßige Verschiedenheit gegenüber den ganzheitlichen, besonders den Geisteswissenschaften bezeichnen. Diese Natur-Kunde geht notwendig vom Vorher zum Nachher, von Stück zu Stück, sie ist ein Pfad des Tales, sie beginnt im Tal und bleibt im Tal. Denn sie will grundsätzlich die Dinge nur als äußere, als Stücke betrachten. Die ganzheitlichen Wissenschaften drängt es notwendig von den gegebenen Ganzheiten zu den sie umfassenden höheren Ganzheiten. Während darum die Naturwissenschaften — wenigstens so, wie sie jetzt verstanden und wertgehalten werden — immer und überall nüchtern, das will sagen, als Vernichter des Metaphysischen gewirkt haben, ist die Ganzheitslehre gezwungen, bei dem einmal Gegebenen nicht stehen zu bleiben. Sie drängt in ihrem innersten Gefüge, in ihrer innersten, verfahrenmäßigen Natur zum Höheren, Befassenden, sie drängt nach aufwärts. Sie muß das Höhere schon mit dem Gegebenen anerkennen. Und so gelangt sie schließlich zum Höchsten. Sie hat den Drang in sich, vom Wissen weiterzustreben zur Weisheit.

Über die „geschlossene Naturkausalität" und die „Wechselwirkung" zwischen Seele und Leib siehe den folgenden Abschnitt II, S. 310 ff. Ein Licht auf das Ursächlichkeitsverhältnis wirft auch die Erkenntnis des Verhältnisses der Ganzheiten zueinander, s. unten S. 322—326.

II.

Kategorienlehre und Ontologie.

Die Lehre von den Seinsweisen ist nur die Grundlage für die Lehre vom Sein, für die Ontologie, aber noch nicht diese selbst. Sie steht der Ontologie allerdings näher als anderen Lehren, für die sie gleichfalls grundlegende Begriffe liefert, z. B. der Sittenlehre durch die Formen der Vollkommenheit in den Kategorien. Aber die Sittenlehre empfängt auch durch die Gesellschaftslehre und die Metaphysik ihre Grundlegung. Darum steht die Kategorienlehre der Ontologie am nächsten.

Wie die Kategorienlehre zur Ontologie hinausführt, das geschieht durch den Begriff der Ganzheit. Und zwar sind es vor anderen zwei Begriffe, die hier von Bedeutung werden: der Begriff des Seins selber und das Verhältnis der Ganzheiten untereinander, deren Erkenntnis keine Seinsweise betrifft, sondern die Grundlage der erfahrbaren Gliederung der Welt.

1. Der Begriff des Seins.

a) Das Sein als unterbrochenes, unaufhörlich neu gesetztes Sein.

Wiederholt führte uns die Erörterung der Weisen auf die Erkenntnis: daß der Begriff des Seins im Sinne eines fixierten, einmal schlechthin daseienden und daher auch dableibenden Seins — wie er etwa in der Meinung zum Ausdruck kommt: dieser Stein *ist*, d. h. seine träge Masse, sein Kilogewicht kann nicht mehr aus der Welt geschafft werden, diese Atome sind als

Letzte, Einfache, Unzerstörbare — daß dieser Seinsbegriff ein fehlerhafter Begriff, ja zuletzt ein Unbegriff, d. h. ein unvollziehbarer, ein nicht zu Ende denkbarer Begriff ist. Alles Sein ist unaufhörliches Neu=Geschaffen=Werden, alles Sein ist unterbrochenes oder intermittierendes Sein in dem Sinne, daß es immer wieder zunichte und immer wieder aufs Neue geschaffen wird. Der Seinsbegriff ist daher nur vom Schöpfungsbegriff aus zu verstehen.

Der Beweis dieser Sätze ergibt sich aus dem Begriffe der Ganzheit. Denn ganzheitliches Sein ist nur als Ausgegliedertes denkbar; alles Ausgegliederte ist aber nur, indem es durch Umgliederung immer wieder neu ausgegliedert wird. Darum ist, wie wir bei unseren früheren Untersuchungen in verschiedenen Zusammenhängen fanden, das Sein kein beharrendes, kein fixiertes, sondern es vergeht in jeder Zeitspanne, um sofort wieder neu geschaffen zu werden. Wir könnten diesen Gedanken auch so ausdrücken: daß alles Sein nicht nur ausgegliedertes Sein, d. h. Äußerung einer Ganzheit, Darstellung eines setzenden Inneren, eines Schöpfenden ist; sondern auch Rückverbundenheit, d. h. Selbstaufhebung.

Auch vom Standpunkt des Eigenlebens des Gliedes aus ergab sich dasselbe. Die im Gliede befindliche Ausgliederungskraft, so sahen wir früher, ist eine zugewiesene, verliehene. Sie stammt von dem jeweils höheren Ganzen und zuletzt vom jeweiligen Gesamtganzen. Darum müßte diese eigene Ausgliederungskraft sofort versiegen, wenn jene der übergeordneten Mitte versiegen würde. Es ist die ungeheuere Täuschung des Individualismus und Atomismus jeder Art, die Selbstausgliederungskraft des Gliedes als eine beständige und in ihm endgültig beruhende zu betrachten! Der Umtrieb, durch den das Glied immer wieder sein Eigenleben erlangt, hat sich uns vielmehr als unaufhörliche Selbstaufhebung (Eingang) und

stets erneute Wiederausgliederung (Ausgang) enthüllt (s. oben § 19, S. 199 und § 26, S. 260). Das Sich-Geben ist die Vorbedingung für das Sich-Nehmen, Ausfließen die Bedingung für Sich-Finden, Untergang die Bedingung für Aufgang.

Immer wieder zeigt sich, daß das Sein nicht ein für allemal gesetzt ist, sondern immer neu gesetzt und neu geschaffen werden muß. Die Erfahrung bestätigt überall diesen Begriff des Seins. Daß dem bei geistigen, echt ganzheitlichen Erscheinungen so ist, haben wir oben gezeigt. Jede Umgliederung erkannten wir als einen auf fortwährender Rücknahme und Neuausgliederung beruhenden Vorgang, der als Entfaltung einer Ganzheit, deren fortwährend erneuter Selbstsetzungsakt ist (s. oben S. 193 und S. 258 ff.).

Daß es sich bei den seelischen Erscheinungen ebenso verhält, lehrt die Psychologie. Sie spricht von einem ruhelosen „Bewußtseinsstrom" und zeigt uns einen unaufhörlichen „Wechsel" von Vorstellungen, Gefühls-, Denk- und Willensakten, die alle in der „Einheit des Bewußtseins" ihr Zentrum finden — ihr Zentrum in dem ganz bestimmten Sinne, daß sie in ihm immer wieder aufgehoben, aber auch immer wieder ausgegliedert werden. Besonders deutlich zeigen sich „Gedächtnis" und „Reproduktion" im einheitlich geordneten Denkverlauf als solche Erscheinungen ganzheitlicher Wiederausgliederung. Aber schon die „Einheit des Bewußtseins" überhaupt, d. h. das begleitende „Ich" („Ich" denke, „Ich" habe gestern gedacht . .) bei jedem psychologischen Elemente ist nur möglich und verständlich als jene „Einheit", in welcher sich die Glieder rückverbunden finden und — in ihrer Eigenschaft als zentrierte oder mittewendige — jeweils immer wieder aufheben. Die Ausgliederung und Wiederausgliederung des Suspendierten (Aufgehobenen) ist eine identische Erscheinung, daher jenes aktuale Wissen, welches das erste Gewußte ausgliedert, dasselbe ist, wie jenes jeweils nur potentiell gesetzte,

welches wiederausgliedert oder reproduziert — (das sog. Gedächtnis, welches bekanntlich überall aktiv, nirgends wahrhaft mechanisch ist).

Daß die biologischen Erscheinungen gleichfalls nur nach dem Schema des fortwährenden Vergehens und Neuentstehens gedacht werden können, müssen selbst die strengsten Mechanisten zugeben. Im physiologischen Lebensgang entspricht dem Aufbau oder der Assimilation die Dissimilation, der Abbau, die Spaltung. Der Lebensprozeß besteht daher aus fortwährender Suspension des organischen Seins und seiner fortwährenden Neuschöpfung; d. h. es zerfällt die organische Verbindung, wie Eiweiß, Kohlenhydrate, Fette in einfache Verbindungen, wie Kohlensäure, Wasser und Ammoniak — die o r g a n i s c h e Verbindung, das o r g a n i s c h e Dasein wird also fortwährend suspendiert. Die Atomisten sprechen hier etwa von einer „außerordentlichen Hinfälligkeit der einzelnen Moleküle, die sofort, nachdem sie gebaut sind, wieder zerfallen[1])." Aber nicht eine Hinfälligkeit von „Molekülen" oder anderen elementaren Verbänden ist ontologisch dabei das grundsätzlich Wesentliche; sondern die Hinfälligkeit, die Suspension des o r g a n i s c h e n Seins, das, kaum entstanden, in seinem Dasein aufgehoben wird. Wäre nicht fortwährendes Vergehen und Entstehen, Absterben und Wiederaufleben im organischen Sein, so gäbe es die Erscheinungen von Nahrungsaufnahme, Verdauung, Blutkreislauf, Atmung, Sekretion und Ausscheidung aller Art nicht — kurz, der ganze physiologische Lebensvorgang beruht auf jener unaufhörlichen Suspension des organischen Seins! Gäbe es aber alle diese Erscheinungen nicht, so könnten wir nicht dieses rege lebendige Leben führen, sondern hätten etwa das Dasein von Steinen, sofern man diese ganz tot dächte.

---

[1]) Stöhr, Der Begriff des Lebens, Heidelberg 1909, S. 135.

Im Kristall sind — selbst vom Standpunkte des Mechanisten und Atomisten aus gesehen — grundsätzlich gleichartige Erscheinungen der fortwährenden Aufhebung und Neuentstehung des Seins vorhanden; und ähnlich in der chemischen Welt. Nach Darlegung der Unterschiede zwischen Kristall und Organismus sagt der Mechanist und Atomist Stöhr, also gewiß ein unverfänglicher Zeuge: „Wir können suchen, wie wir wollen, wir finden zwischen dem unbelebten . . . kristallisierten Aggregate und dem belebten . . . Aggregate keinen anderen wesentlichen Unterschied als den der . . . Assimilation", nicht aber (führt Stöhr aus) den des Stoffwechsels überhaupt[1]). Auch abgesehen von dem Begriffe des Stoffwechsels im engeren Sinn, ist es bekannt, daß die mineralische Welt in den Tiefen und an der Oberfläche der Erde unaufhörlich durch Zersetzung, Aufnahme und Abgabe von Stoffen, Umwandlung des Gefüges usf. in ihrem Sein dasselbe Vergehen und Entstehen zeigt, wie jedes Sein, wenn auch in langsamerem Schrittmaß. „Obwohl die oberflächliche Betrachtung der Steinwelt", heißt es in einem bekannten Lehrbuch der Mineralogie, „den Eindruck des Ewigen und Unveränderlichen hervorruft, so genügen doch wenige Beobachtungen an Pseudomorphosen, um die Wandelbarkeit der Minerale zu erkennen[2])." Ja, diese Veränderungen haben sogar einen entfaltenden Charakter, im Sinne einer Zunahme der Mannigfaltigkeit. „Es ist . . . sicher," sagt derselbe Verfasser, „daß durch die fortdauernden Umbildungen der Minerale die Mannigfaltigkeit in der Zusammensetzung der Erdrinde beständig zunimmt." — Daß solche Mannigfaltigkeit nur ganzheitlich gedacht werden kann, ist eine Erkenntnis, welche die Mineralogie verfahrenmäßig erst dann wird ganz auswerten können, wenn sie sich von den ursächlichen und mechanischen Ge-

---

[1]) Stöhr, Der Begriff des Lebens, 1909, S. 255; vgl. im selben Sinne auch Lehmann, Flüssige Kristalle und die Theorie des Lebens, 1908.

[2]) Becke-Tschermak, Lehrbuch der Mineralogie, 8. Aufl., Wien 1921, S. 378.

sichtspunkten, die sie heute beherrschen, frei macht. Dazu ist in neuesten Begriffen wie „Mineralgesellschaft" und „innere Korrelation der Minerale" bereits ein grundlegender Anfang gemacht.

Auch in den gesamten Tatsachen, welche die physikalischen und chemischen Wissenschaften kennen, kann kein Widerspruch gegen unseren Begriff des intermittierenden Seins gefunden werden. Die so oft von den Physikern hervorgehobene Grunderscheinung, daß nichts Ruhendes in der Welt angetroffen wird, ist es, die für uns spricht. Diese Ruhelosigkeit und Veränderlichkeit wird freilich materialistisch immer wieder dahin gedeutet, als ob ein ein für allemal Seiendes lediglich in den kleinsten Bestandteilen seinen Ort verändere. Dieser Begriff der kleinsten Teilchen oder Atome ist es vornehmlich, der unserm Seinsbegriff widerspricht; aber auch ferner der Begriff der Erhaltung der Materie und jener der Erhaltung der Energie bedarf der Aufklärung. Seinen allgemeinsten Ausdruck fand der Gedanke des ein für allemal Daseienden im sog. Satz von der „Erhaltung" oder der „Unzerstörbarkeit" der Materie. Diese Unzerstörbarkeit stützt sich auf die unveränderliche „Masse" der wägbaren Körper, wobei aber Masse nur den Sinn hat, daß sie in allen Rechnungen als gleicher Faktor stehen bleibt. Gleichviel wie weit nach *diesem* Begriffe (einer bloßen Konstanz im Wechsel) ein Sein schlechthin noch erfordert würde — da die „Erhaltung der Materie" ein von der heutigen Physik ohnehin verlassenes Dogma ist, bildet sie keinesfalls einen Beweisgrund gegen unsern Begriff des unstetigen Seins. Wie verhält sich aber zu ihm das Dogma von der „Konstanz" oder „Erhaltung der Energie"? Welche Bewandtnis es immer damit haben möge — für uns genügt es, *daß im Begriffe der „potentiellen Energie" die jeweilige Suspendierung der aktuellen von der Physik selbst festgestellt wird.* Der Begriff der „potentiellen Energie" ist es gerade, welcher verbietet, die „Erhaltung" in dem Sinne

zu fassen, als ob die „Energie" ein in sich Beharrendes, d. h. selber wieder Materielles wäre, das umgeformt und umgeknetet werden könnte. „Energie" ist, als kinetische, stets nur als ein im Setzen Begriffenes denkbar; eine schon hervorgebrachte Energie — die man wie ein schlechthin seiendes Materielles allenfalls ansehen könnte — ist aber ein Widerspruch in sich, hieße eine tote Lebendigkeit. Darum gilt: Es gibt im ontologischen wie im physikalischen Sinne keine andere als stets neu entstandene, neu gesetzte Energie.

Auch das Weltbild der Physik also ist das der Fluktuation, des Kommens und Gehens, und widerspricht nicht dem Begriffe der fortwährenden Neuausgliederung. Der Begriff der Konstanz hat dabei nur den Zweck zu betonen, daß im ewigen Wechsel des Werdens die quantitative Erfassung möglich ist, wofür man das Bild der „Erhaltung" nimmt. Unserm Seinsbegriff widersprechend ist dagegen der Begriff des Atoms.

Das Atom muß bedingungslos und unausweichlich das stetige, in sich gleichbleibende Sein in sich schließen, wobei es bedeutungslos ist, wie es im Besonderen beschaffen ist; ob es sich um harte, unelastische Massenteilchen, nach Demokrit, oder um Planeten-Elektronen, die einen Kern umkreisen, nach den neuesten „Modellen", handelt, ändert daran grundsätzlich nichts. Indem im Atom oder den Teilen des Atom-Komplexes denknotwendig ein Letztes, Einfaches gegeben ist, ist auch das absolut Konstante, Unzerstörbare, Unveränderliche mit ihm gegeben; also das Gegenteil des intermittierenden, stets neu ausgegliederten Seins; damit aber ferner: das, was von sich aus die Welt zusammensetzt, der Teil der vor dem Ganzen ist; damit stellt sich all der Widersinn unentfliehbar ein, den wir oben (s. § 4, S. 65 ff.) aufgedeckt haben. Da der Satz: „Der Teil ist vor dem Ganzen" absolut unvollziehbar ist, ist es begreiflich, daß ihn noch kein einziger großer philosophischer Denker, kein einziges hohes philosophisches System — von

den indischen Upanischaden bis zum deutschen Idealismus — annahm. Hier, wie bei allen letzten Kämpfen, muß das Helmgitter gelüftet werden. Der Atomismus der modernen Physik, gegen den kein Geringerer als Mach ankämpfte, ist keine Erfahrungshypothese, sondern — das soll man wissen! — im letzten Grunde eine Frucht der materialistischen, empiristischen und unmetaphysischen Gesinnung der Zeit, die überall den Satz zur Geltung bringen möchte: Der Teil ist vor dem Ganzen. „Ausgliederung" dagegen kennt kein letztes Einfaches, kein Atom, da sie sich nur in Gliedern darstellt. Glieder aber sind nicht absolut Unterstes nach dem Satze: „Nichts ist nur Umkreis, nichts ist nur Mitte." Gäbe es je irgendwo ein letztes Einfaches, dann gälte auch der Satz: „Der Teil ist vor dem Ganzen," denn dann wäre das Ganze nicht mehr ausgliedernd, sondern jenes letzte Einfache setzte es zusammen. Darum ist der Atombegriff in seinen geisteswissenschaftlichen und kulturellen Auswirkungen das Verderblichste, das sich denken läßt.

Der bisherige Kampf in der nichtmaterialistischen Psychologie gegen die Lehre von der „geschlossenen Naturkausalität", die durch die Gültigkeit des Satzes der Erhaltung der Energie im Organismus gegeben sein soll, wurde sehr erfolgreich und geistvoll geführt, u. a. namentlich von H. Schwarz und Busse[1]). Dieser Kampf scheint mir aber daran zu leiden, daß die Energie selber als eine objektive, gewissermaßen materielle Menge angesehen wurde. Jene Verfasser entgegneten den Mechanisten, daß die umsetzenden „Anstöße" oder die „Auslösungen" der Energie, die z. B. in den Nerven aufgestapelt ist, durch seelische Einflüsse geschehe; so daß also die Seele ihrerseits jene minimale Energie, die zu solchen Auslösungsakten nötig ist, selber erzeuge. Es bleibt, so scheint mir, immerhin ein schwacher Standpunkt, daß die Seele nur eine so geringe, kaum rechenbare Energie hervorbringen könne. Dieselbe Schwäche teilen die Vitalisten, solange sie, in welcher Form immer, eigene Lebenskräfte („Entelechien") einführen wollen! Man entgegnete ihnen darum nicht mit Unrecht, daß für Lebenskräfte infolge der von Atwater,

[1]) Vgl. Herm. Schwarz, Grundfragen der Weltanschauung, Leipzig 1912, S. 62 ff.

Rubner u. a. aufgestellten genauen Energiegleichung zwischen aufgenommenen und ausgeschiedenen Kalorien kein Platz sei. — Auf diesem Kampfboden sind, so scheint mir, wenig Lorbeeren zu holen. Man muß den Gegner im eigenen Lager aufsuchen und ihn dort schlagen! Den Mechanisten muß klargemacht werden, daß weder Kraft noch Stoff schlechthin „da" ist, daß weder die Körper etwas bloß Passives sind, das „bewegt werden" müsse, noch die Energie etwas Passives, das „umgeformt" werden müsse; sondern daß alle chemisch-physikalischen Erscheinungen auf Ausgliederung ihrer Ganzheit beruhen und in diesem Sinne unaufhörlich neu von den ausgliedernden Ganzheiten erzeugt werden. Diese Ausgliederungsvorgänge können so eindeutig sein und sind es auch, daß sie nach ihrer räumlich-zeitlichen Seite hin mathematisch erfaßt werden können. Die berühmte „geschlossene Naturkausalität" gibt es dann aber dennoch nicht! Denn die Eindeutigkeit der Ausgliederung physikalisch-chemischer Art ist noch keine Naturkausalität und bestimmt überhaupt den Naturverlauf nicht, weil niedere Ganzheiten von höheren Ganzheiten verwendet werden. Die niedere Ganzheit ist aber von andrer Art, ihr Zentrum liegt auf andrer Ebene, so daß ihre Ausgliederung jene der höheren Ganzheit nicht bestimmen kann, daher der Körper nicht die Seele erzeugt noch bestimmt. Und umgekehrt gilt: Die höhere Ganzheit kann die Ausgliederung der niederen nicht stören, noch auch ihre Ausgliederungsfunktionen selbst durchführen, daher die Seele nicht physikalische Energie — unmittelbar, selbst — erzeugt; wohl aber kann die höherer Ganzheit eine niedere verwenden. Gleichwie eine Maschinenfabrik Eisen in sich aufnimmt, wobei die Gewicht- und Energiebilanzrechnung des Eisens zwischen Eingang und Ausgang in die Fabrik vollständig stimmt, trotzdem aber das Eisen weder die Maschinen selbst gebaut hat, noch die Erscheinungsebene oder Ganzheit „Wirtschaft" von ihm erzeugt wurde; oder gleichwie ein Minister Schreiber anstellt, aber weder die mechanischen Gesetze des Schreibens, noch die Chemie der Tinte stört, während anderseits doch er es ist, der die Schreiberkanzlei ausgliedert (einrichtet), nicht aber die Schreiber ihn zum Minister machen; oder gleichwie, um noch ein besonders deutliches Beispiel anzuführen, der Gärtner zwar Pflanzen zieht, aber die Gesetze der pflanzenphysiologischen Vorgänge nicht ändert — so auch im Verhältnisse aller Ganzheiten zueinander, so auch im Verhältnisse von Leib und Seele. Der Gärtner hat gar keine Möglichkeit physiologisch-organische Seinsform selbst anzunehmen und doch zieht er Pflanzen. Er erreicht dies durch Einwirkung auf „Vorbedingungen", d. h. durch die ihm und den Pflanzen gemeinsamen Zentren hindurch.

Die Frage des Verhältnisses von Seele und Leib ist darum, wie diese Beispiele zeigen, eine Frage des Verhältnisses von Ganzheiten zueinander, nicht aber eine Frage des Herabsteigens einer höheren Ganzheit in eine niedere oder einer Störung der Ausgliederung und der Gesetze der niederen Ganzheit durch die höhere, wie sie vorliegen müßte, wenn die Ganzheitsebene „Geist" auf die Ebene „Energie" herabstiege und dort „wirkte". Weisegemäß steht fest, daß die höhere Ganzheit die niedere nicht stört; dieses lehren die Weisen des Stufenbaus, der Vermittlung, des Eigenlebens, der Befassung, der Unberührbarkeit der Teilganzen und Glieder. Die letztere Weise zeigt uns auch den wahrhaften Weg, nämlich den, der über den Umweg der gemeinsamen Zentren durch Zuartung und Verganzung gegeben ist.

b) Das Wesen des Schaffens.

Daß der Begriff des Seins als eines geborenen und dem Gliede verliehenen und immer wieder neu geborenen und verliehenen, das heißt nicht nur als eines irgendwann einmal endgültig geschaffenen Seins, sondern als eines immer wieder umgeschaffenen Seins (oder eines stets neu Werdenden) in den heutigen Naturwissenschaften nicht längst zum Durchbruch gekommen ist, hat seinen Grund in zweierlei: sowohl in der atomistischen Verderbnis unsres Denkens, als auch in der mangelhaften Vorstellung vom Wesen des Schaffens. Um zu begreifen, was Schaffen ist, muß man vor allem dessen innerlich gewiß sein, daß alles Schaffen kein Schaffen aus einem äußern Stoffe, sondern ein Schaffen aus dem Nichts ist. Ein anderes Schaffen als ein solches aus dem Nichts kann es nicht geben. Dies gilt es nun zu erweisen.

Unsre Erfahrung zeigt auf allen ganzheitlichen Gebieten — den organischen, geistigen, gesellschaftlichen — allerdings nirgends eine Urschöpfung; alles Schaffen in unserer Erfahrung stets ein Um-Schaffen — ein Satz, der uns nicht neu ist, da wir ihm oben bei Erörterung der Entfaltung und Umgliederung (s. S. 192 u. ö.) begegneten. Daraus folgt aber nicht, daß hier

ein Schaffen aus einem Stoffe vorläge, etwa wie man sich fälschlich vorstellt, daß der Baukünstler das Haus aus den Ziegelsteinen baute (statt an das Entwerfen des aus Zimmern bestehenden Hauses zu denken). Denn jede Umgliederung hat Schöpferisches in sich; im Umschaffen liegt, soweit es einen schöpferischen Akt enthält, das Schaffen aus dem Nichts ebenso beschlossen, wie im ursprünglichen Schaffen. Umgliedern oder Umschaffen schließt in sich: 1. Die Neuausgliederung des Zurückgenommenen überhaupt; 2. die veränderte Neuausgliederung im Besonderen, wodurch eigentlich das neuerliche Entstehen erst zum Umgliedern wird, da absolut unveränderte Neuausgliederung unmöglich ist und gegen das Wesen der Ganzheit verstieße. Sowohl das Urschaffen wie das Umschaffen, das auch ein urschaffendes Element enthält, kann wesensgemäß nur aus dem Nichts erfolgen.

Wer unseren früheren Darlegungen gefolgt ist, dem wird die Einsicht in unsere Behauptung nicht schwer fallen. Schon in den Sätzen: „Das Ganze ist früher als das Glied" und „Das Ganze als solches (vereinzelt) hat kein Dasein," liegen die Vordersätze für den Begriff der Schöpfung aus dem Nichts. Das Ganze schafft sich (setzt sich) nicht aus dem Stoffe der Glieder — denn es ist vor den Gliedern; es schafft sich also nicht aus einem Etwas, sondern nur aus sich selbst, d. h. aber, da es als solches kein Dasein hat (kein Etwas ist) — aus dem Nichts. Dasselbe folgt aus dem Begriffe der Ausgliederung: Das Ganze gliedert sich aus einem selber ungeborenen unausgegliederten Ganzen aus, da es als solches kein Dasein hat, ein Nichts (in Bezug auf entwickeltes Dasein) ist! Wir können daher den Satz: „Alles Schaffen ist ein Schaffen aus dem Nichts" auch in die Form kleiden: Alles Schaffen ist ein Schaffen aus dem Unveräußerlichen, dem „Fünklein", als dem Schöpfungsgrunde der Ganz-

heit. Demgemäß ist, wie wir wiederholen, das Ganze nicht etwa aus dem „Stoffe“ des ausgliedernden Zentrums, weil dieses Unerscheinbare, Unverformbare gar keinen Stoff hat. Das Schaffende, so sagt unser Satz: „Das Ganze stellt sich in den Gliedern dar,“ *vermittelt* sich erst in den Gliedern, in seiner eigenen Schöpfung, im Geschaffenen; die Glieder, die Geschöpfe stammen daher aus dem schaffenden Grunde, der selber nicht offenbar ist. Die „Selbstbewahrung“ des ausgliedernden Grundes, sein Nicht-Herausgehen aus sich selbst ist es also, was die Schöpfung aus dem Nichts in sich schließt.

Ebenso folgt aus einem anderen grundlegenden Satz: „Das Ganze geht in den Teilen nicht unter“, notwendig, daß die Teile nicht aus dem „Stoffe“ des Ganzen sind, denn dieses Ganze ist in keiner Weise Stoff oder überhaupt ein greifbares Etwas, sonst müßte es ja in den Gliedern ausfließen, in ihnen versteinern. Als das Einfache, Unauflösliche (z. B. der Gedanke gegenüber dem Worte, die Tatkraft gegenüber der Tat) geht es aber in den Geschöpfen nicht unter. (Ebenso die Seele gegenüber dem Leibe; wäre die Seele nicht aus dem Nichts geschaffen, so könnte sie weder selig, noch unsterblich sein, ja sie wäre überhaupt nichts Eigenlebendiges, kein Selbst noch Ich, sondern sie entstammte aus einem Anderen, aus dem sie geformt wäre, wie der Stuhl aus dem Holze.)

Da alles Schaffen von gleicher Natur ist, kann das Schaffen aus dem Nichts *überall* wo Schaffen ist, wo Ganzheit sich setzt, beobachtet werden. Man muß aber dann allerdings *den Schöpfungsakt von seiner Darstellung in einem äußerlichen Mittel unterscheiden*. Z. B. kann der Baumeister gewiß ohne Ziegel und Mörtel kein Haus bauen. Er zaubert also das *Ziegel*-Haus nicht aus dem Nichts hervor. Aber der Schöpfungsakt des Hauses liegt eben gar nicht im Aufbauen aus Ziegeln, sondern im Kopfe des Meisters. Dieses Schaffen geschieht aus dem Inneren.

Je mehr rechtes Schaffen (und je weniger Kopie eines andern Hauses), um so mehr trat das in der Intuition des Künstlers erschaute Bild des Hauses plötzlich als „Einfall“, als „Erleuchtung“ vor das geistige Auge. Man könnte sagen, es sei das „Studium“ anderer Häuser u. dgl. — also doch eine Art Kopie — im Spiele. Der Hinweis wäre aber verfehlt, denn wir halten in diesem Beispiele nur jene Elemente fest, die neues Schaffen in sich schließen, also das Haus, soweit es ein unwiederholbares „originelles“ ist. Jedenfalls ist es weder eine „Emanation“ (Überfließen, Ausfließen) eines Stofflichen, was im Schöpfungsakt sich begibt; noch ein emanierendes „Mitteilen“ des eigenen Seins gleichsam eines Seins-Stoffes an das Geschöpf; noch auch ein mechanisches Abteilen oder Sich-Ordnen des schon gegebenen inneren Stoffes und Inhaltes — nichts von alledem; sondern eine Selbstgestaltung! Das, was „neu“ an dem Einfall, an dem erschauten Bilde ist, hat eben weder Vater noch Mutter im stofflichen Sinne, wohl Vater und Mutter im assistierenden Sinne des Materials und im mit-ausgliedernden Sinne der Gezweiung — das sind aber nur Umstände des Schaffens, nicht das innere Wesen des Schaffensganges, von dem wir hier reden. Hätte das Schöpferische selbst Vater und Mutter im stofflichen Sinne, dann wäre es ja wieder nicht „neu“. Darum gilt ferner: Auch der Gedanke des Gelehrten, der sich aus einer oder mehreren Vorstellungen nur logisch ableitet, ist insoferne aus dem Nichts geschaffen, als er eben ein andrer Gedanke ist als seine Vorfahren, die nur Pate stehen können bei der Geburt, aber ihn nicht in dem Sinne gebären, als ob sie von ihrem Stoffe dazu hergäben. „Schöpfung“ ist, um es zu wiederholen, keine stoffliche Emanation, kein Überfließen und auch kein bloßes Zusammenordnen dessen, was schon da wäre, denn: alles Neue an dem Geschaffenen war früher nicht und nirgends! In diesem Sinne ist es aus dem Nichts.

Das tiefste und doch so offenbare Geheimnis aller Schöpfung lehrt uns die Ganzheit in ihrem Wesen und Werden. Es liegt darin, daß sich der Setzende von dem Gesetzten, der Wirkende von seiner Tat getrennt findet. Dies muß man aber in dem Sinne verstehen, wie es die Weise der Rückverbundenheit und der Satz: „Das Ganze geht in den Gliedern nicht unter" — da es sie urbildlich in sich behält — verlangt, und wie es an seiner Stelle durch genau zergliederte Beispiele erhärtet wurde. Auch das Fichtesche Wort: „Das Ich setzt sich selbst", spricht dieses Geheimnis offen aus, denn es setzt sich selbst nur, indem ihm selbst etwas entgegensetzt, wodurch erst das Entgegengesetzte zum Objekt, das Setzende zum Subjekt und somit auch erst der Schaffende zum Schöpfer wird. — Besteht aber jener Satz zu Recht: Der Wirkende und seine Tat sind getrennt (in dem durch Rückverbundenheit bestimmten Sinne); dann ist das Gewirkte etwas anderes als der Wirkende; *das Gewirkte ist also nicht ein Stück vom Wirkenden*, kein Ausfluß, keine Emanation, Ab-Trennung, Ab-Teilung vom Wirkenden; es ist also etwas anderes als der Wirkende; also aus dem „Innern", dem Unausgegliederten des Wirkenden, dem Nicht-Daseienden und in diesem Sinne dem „Nichts" gesetzt. Darum ist notwendig der ausgliedernde (schöpferische) Grund dem Gliede gegenüber einfach und unauflöslich, unoffenbar — also ein Nichts! *Das Wort Nichts ist nur in dem Sinne zu nehmen, daß der Ausgliederungsgrund für das Glied das absolut Einfache und Unveräußerliche ist.* Es ist nicht ein absolutes Nichts oder die Leere, sondern das Unverformbare, aus dem alle Form, das Unerscheinbare, aus dem alle Erscheinung entspringt.

Blicken wir auf das Vorstehende zurück, so ergeben sich uns als im Wesen der Ausgliederung, d. h. der Schöpfung, liegend folgende drei Bestimmungsstücke:

1. Das Schaffen als actus purus, als Selbstsetzung, als Setzen schlechthin oder reines Setzen. Man könnte es passend das „Schöpfen im Grunde" nennen;

2. das Schaffende (Setzende, das sich ausgliedernde Ganze) als Subjekt. Indem der Wirkende sich von seiner eigenen Wirksamkeit und Tat getrennt findet, wird er seinem Gegenstande gegenüber erst zum Subjekt;

3. das Geschaffene (das Glied) als Gegenstand oder Objekt, wobei nicht an einen greifbaren Gegenstand gedacht werden muß. Man kann auch an ein bloßes Geschehen denken: Schon das Geschehen findet sich von dem Setzenden getrennt und ein ihm gegenüber Objektives, z. B. das erschaute Bild des Hauses durch den schaffenden Meister, die im Fluß des Wirkens befindliche Tat des Tuenden usw. — Eine weitere Verfolgung dieser rein ontologischen Überlegungen ist hier nicht an der Stelle. Es sollte nur gezeigt werden, daß unser Schöpfungsbegriff die Probe genauer Zergliederung hält.

In lehrgeschichtlicher Hinsicht möchte ich hervorheben, daß der Gedankengang, in dem sich die vorstehende Zergliederung bewegt, nicht neu ist. Er liegt, wie oben berührt, schon in den Sätzen Fichtes: „Das Ich setzt sich selbst"; und „Das Ich setzt im Ich das Nicht-Ich", wobei das letztere „Ich" als das „schaffende Subjekt" zu verstehen ist, das wir unter Punkt 2 als bestimmtes Stück des Schöpfungsganges aufzeigten und das Nicht-Ich als der geschaffene Gegenstand, den wir unter Punkt 3 aufzeigten. Ferner findet sich bei Baader und bei Schelling dieselbe Einsicht. Und im aristotelisch-scholastischen Begriffe der Form als dem, was die bloße Möglichkeit der Materie in die Wirklichkeit des konkreten Seins überführt und in diesem Sinne actus purus ist, liegt derselbe Gedankengang beschlossen, kommt aber nur in der Urschöpfung klar zum Erscheinen, weil dort der Begriff der Materie (besonders bei Thomas) noch ausgeschaltet wird. — Und Meister Eckehart sagt: „Gott, als Sein, handelt im Sein und zum Sein", wozu Eckehart das Bibelwort anführt: Wsh. 7: „In sich verharrend erneuert er

alles[1])". Die Schöpfung erscheint hiermit als Setzung und fortwährende Neusetzung. — Eine andere Stelle aus Eckehart werden wir noch unten anführen.

c) Der Begriff des Seins und der Begriff des Schaffens.

Wenn oben gesagt wurde, daß das Geschöpf sich vom Schöpfer getrennt findet, so darf auch dieses wieder nicht in einem materialistischen Sinne genommen werden. Der Baumeister macht das Haus und „verläßt" es, aber was verläßt er? — die Ziegelsteine, das Holz und Eisen, aber die Idee des Hauses „verläßt" er nicht, sie wohnt in ihm weiter, und ebenso in den Bewohnenden, die in einem gewissen Maße die Schöpfertat des Baumeisters nachschöpfen müssen. Denn wenn sie die Idee des Hauses verlören, dann könnten sie auch nicht mehr darinnen wohnen! Dann blieben Steine und Mörtel, aber ein „Haus" wäre nicht mehr da. Daraus folgt: *Das vom Schöpfer getrennte Geschöpf muß zugleich im Schöpfer verbleiben, wenn es nicht in das Nichts hinabfallen soll* — ein Gedanke, den wir in der Urweise des Innenbleibens oder der Rückverbundenheit längst kennengelernt haben und der uns erklärt, warum das Geschöpf immer wieder neu geschaffen werden muß, um im Dasein verbleiben zu können: es muß innebleiben im Schöpfer. *Darum muß der Schöpfer die Idee des Hauses immer wieder denken*, darf sie nicht verlieren, sonst fällt das Geschöpf in das Nichts hinunter. Hören wir wieder einen Kronzeugen.

Meister Eckehart sagt: „Man darf nicht fälschlicherweise meinen, Gott habe den Kreaturen hervorgebracht oder geschaffen außer sich in irgendeiner unendlichen Leere: *Nichts empfängt nichts* und kann

[1]) Aus dem Prolog zum Opus tripartitum, deutsch von W. Lehmann, Meister Eckehart, Göttingen 1919, S. 269.

weder Subjekt noch Ziel noch Ende irgendeiner Tätigkeit sein, sondern angenommen, es würde es im Nichts empfangen oder zum Nichts gewendet, so wird es nicht ein Seiendes, sondern ein Nichts sein. Gott hat also alles erschaffen, nicht damit es außer oder neben oder getrennt von ihm stünde . . . sondern er hat es aus dem Nichts gerufen, nämlich aus dem Nicht-Sein, zum Sein, das es in ihm finden, empfangen und haben sollte[1])."

Eine weitere Erschwerung für die Annahme des oben entwickelten Begriff des Seins als eines steten Neugeschaffenwerdens dürfte darin liegen, daß wir gewohnt sind, uns das Sein als ein rein formales, unerfülltes, leeres vorzustellen. Als ob die Dinge ihr Sein dadurch erhielten, daß sie erstens Dinge sind, z. B. Stein oder Mensch; und zweitens erst das „Sein" zu diesen Qualitäten h i n z u käme! Das Sein aber kommt nicht erst zu Qualitäten, die noch nicht sind, hinzu, sondern es ist selber stets nur ein erfülltes, so und so beschaffenes, durchgestaltetes oder inhaltliches Sein, wie unsre früheren Ausführungen über Ebenbildlichkeit und Ausgliederung zeigten. Ein leeres und ungestaltetes Sein gibt es aber auch nach dem Begriffe des Schaffens aus dem Nichts nicht. Denn was jeweilig ist, wird nicht geschaffen, indem es aus einem andern Sein umgeknetet, „umgeformt" wäre! Sondern es wird immer wieder aus dem unausgegliederten Grunde der Ganzheit geschaffen und d a r u m allein ist es ein stets schon erfülltes, inhaltlich (ganzheitlich = schöpferisch) gesetztes, somit niemals ein leeres und niemals ein fixiertes. — D a r u m i s t a u c h a l l e s G e s c h a f f e n e s o g l e i c h s c h a f f e n d — denn es ist Glied einer Ganzheit. Jedes Glied ist sowohl Mitte für seine eigenen Unter-Glieder, wie auch als anderen Ganzheiten angehörig, denn: nichts ist nur Mitte, nichts nur Umkreis. Es ist dies jene Erscheinung, welche man die „Wirksamkeit" oder die „Eigenschaften" der Dinge zu nennen pflegt. Was nicht wirk-

---

[1]) Am angeführten Orte, dtsch. v. Lehmann, S. 268.

sam ist und keine Eigenschaften hat, also nicht tätig ist, nicht schafft, existiert auch nicht — es ist weder in bestimmten gliedlichen Zusammenhängen gesetzt, noch gliedert es sich weiter aus.

Wie dieses Schaffen alles Geschaffenen, dieses unendliche, gewaltige und rastlose Vervielfältigen des Schöpfers durch alle Geschöpfe hindurch wieder durch den Satz bestimmt wird: „Keine Ganzheit schafft allein" und wie hier wieder das Verhältnis der Ganzheiten zueinander als ein beherrschendes ontologisches Problem auftritt, kann hier nicht mehr weiter verfolgt werden.

Vgl. dazu unten S. 322 (Das Verh. d. Ganzheiten) und oben S. 267.

d) Zusammenfassung.

Zuletzt sei es erlaubt, das Wichtigste unserer Betrachtung in folgende Sätze zusammenzufassen:

1. Alles Schaffen ist ein Schaffen aus dem Nichts. Dies gilt auch für das Umschaffen, Umgliedern, welches ein Schaffen auf Grund eines früheren Schaffens ist; wobei das „Nichts" so zu verstehen ist, daß es nicht eine Schöpfung aus einem Geschöpfe, noch aus irgendeinem Geschöpflichen ist; es ist auch keine Schöpfung aus dem Schöpfer in dem Sinne, als ob Stoff oder substantielle Wesenheit des Schöpfers abgegeben (überfließen, emanieren) würde. Die Schöpfung ist durch den Schöpfer, aber nicht aus dem Schöpfer und in diesem Sinne aus dem Nichts.

2. Sein ist kein ruhendes, in sich verharrendes Sein, sondern alles Sein ist ein stetes Vergehen und stetes Neugeschaffenwerden. (Rücknahme oder Aufhebung im Zentrum und Neuausgliederung daraus.)

3. Da es ein absolut gleiches Neu-geschaffen-Werden nicht gibt, hat alles Dasein die Weise (den Existenz- oder Wirklichkeitsweg) der Umgliederung oder des veränderlichen Werdens;

ebenso wie alle Ausgliederung nicht die Weise (den Wirklichkeitsweg) der absoluten Neuausgliederung oder Urschöpfung, sondern ausschließlich die der Umgliederung, des Umschaffens hat. —

4. Jedes Sein ist nicht nur geschaffen, sondern schafft auch, da jedes Glied nicht nur Umkreis, sondern auch Mitte ist.

Die Sätze 2—4, kurz zusammengefaßt lauten: Alles Sein ist Werden, alles Schaffen ist Umschaffen, alles Geschaffene (Werdende) ist schaffend. —

5. Alles Sein ist inhaltlich erfülltes Sein, weil Ganzheit ein sinnvoll Bestimmtes ist; Sein schlechthin, leeres, formales oder gestaltloses Sein (darum auch Chaos und Materie als bloße absolute Potenz) ist begriffswidrig. Es liegt im Begriffe des Schaffens, nur ein sinnvoll-inhaltlich Bestimmtes zu schaffen.

Zu diesen Sätzen gesellt sich noch der schon oben (s. § 11, S. 107) gewonnene und unten (s. S. 332 ff.) noch weiter zu begründende Satz:

6. Sollen ist früher als Sein; alles Sein ist gesolltes Sein. Damit tritt von andrer Seite her die Geschöpflichkeit alles Seins abermals hervor; und ferner, da das Sollende als Ganzheit die Weise der entfaltenden Umgliederung hat, die Natur der Geschöpflichkeit als fortwährendes Neu-geschaffen-Werden.

Der im Vorstehenden entwickelte Begriff des Schaffens allein ist es, der vor jedem Einwande und jeder Tatsache standhält. Er allein ist es auch, der die absolute Lebendigkeit der Welt und ihre Ganzheit verständlich macht und der alles Sein als Gegründetes und immer neu zu Begründendes auf die ewige Urschöpfung aus der ewigen Urmitte, Gott, hinweist.

2. Bemerkungen über das Verhältnis der Ganzheiten untereinander.

Wer das Verhältnis der Ganzheiten zueinander vollkommen verstünde, der verstünde die Welt nicht nur nach Weisen, sondern auch nach Art. Darum überschreitet diese Frage die Kraft des menschlichen Erkennens, sie kann selber wieder nur in formalem Sinne, nach Weisen, beantwortet werden.

Das Verhältnis der Ganzheiten zueinander ist hauptsächlich durch den Satz bestimmt: Nichts ist nur Mitte, alles ist zugleich auch Umkreis; nichts ist nur Umkreis, alles auch Mitte (s. oben § 26, 3, S. 254 ff.). Damit ist ausgesprochen: zuerst, daß keine Ganzheit selbständig für sich ist; sodann, daß jede Ganzheit, indem sie sie selbst ist und in sich ihr Eigenleben, ihre eigene Mitte hat, zugleich Mitte einer niederen Ganzheit (ihren eigenen Gliedern gegenüber) und Glied einer höheren Ganzheit (allem sie Überhöhenden gegenüber) ist. Jede Ganzheit ist daher: erstens sich selbst Mitte, als Eigenleben; 2. Mitte eines Niedrigeren; 3. Glied eines Höheren, oder was dasselbe ist, Umkreis eines Höheren; endlich gilt 4. sowie sie Mitte vieler Glieder ist, ist sie auch Umkreis vieler Höheren.

Daraus erfließen vor allem folgende Fragen: 1. Gibt es ein Niedrigstes im Gesamtbau und Gesamtverhältnis aller Ganzheiten untereinander? Es ist dies jene Frage, die den Begriff der Materie entscheidet; 2. gibt es ein Höchstes im Gesamtbau und im Gesamtverhältnis der Ganzheiten untereinander? — jene Frage, die den Begriff Gottes entscheidet.

Die letztere Frage ist mit Ja zu beantworten. Es gibt eine absolute Urmitte, Gott; aber alle Mitten unter ihm sind nicht mehr nur Mitte, sondern auch Umkreis, für sie erst gilt der Satz: „Nichts ist nur Mitte.“ Gerade um den Satz: „Nichts ist nur Mitte,“ der ein Erfahrungssatz, eine absolut greifbare

Seinsweise ist, zu begründen, bedarf es der absoluten Mitte. Doch ist dieser Gedankengang hier nicht weiter zu verfolgen, da wir unten (s. S. 362 ff.) auf ihn zurückkommen.

Die erstere Frage dagegen ist mit „Nein" zu beantworten, weil die Materie als ein absolut Letztes dem Satze: „Nichts ist nur Glied" widersprechen würde. Beide Begriffe der Materie, die in der Geschichte der Philosophie vorherrschen, sind unvollziehbar, nämlich sowohl der platonisch-aristotelisch-plotinisch-scholastische Begriff, welcher die Materie als das schlechthin Aufnehmende, das schlechthin Potentielle und darum auch das schlechthin Neutrale[1]), schlechthin Passive und darum endlich auch absolut Unableitbare (aber von sich selbst nicht Existenzfähige erst durch die Einstrahlung der Idee zur Existenz Kommende) faßt und sie damit als absolut L e t z t e s bestimmt; wie auch der von Demokrit bis heute daneben herrschende naturwissenschaftliche Begriff der Materie, welcher Materie als in unvernichtbaren Atomen gegeben faßt, sie also abermals als ein absolut Unableitbares, absolut L e t z t e s sieht.

Die Widersprüche des Atombegriffes und damit zugleich die Widersprüche des a t o m i s t i s c h e n B e g r i f f e s d e r M a t e r i e haben wir oben S. 65 und S. 308 ff. behandelt. Einer weiteren Erörterung ist er überdies deswegen nicht würdig, da er nur der Ausdruck eines schroffen Empirismus und Sensualismus ist, den man philosophisch nicht ernst nehmen sollte.

Die Unmöglichkeit des zweiten Materienbegriffes haben wir hier noch kurz auseinanderzusetzen. Wir heben in aller Kürze die folgenden Punkte hervor:

---

[1]) Vgl. P l o t i n, III. Enneade, Buch 5, Kap. 9: Die Materie „kann von nichts eine Einwirkung erleiden und bleibt ruhig . . . zwschen allem, was aufeinander einwirkt, stehen, wie auch in einem Haus, in welchem die Bewohner einander durchprügeln, das Haus und die darin befindliche Luft dadurch keine Einwirkung erleiden". (Dtsch. v. Kiefer, Plotin, I. Bd., S. 216, Jena 1905.)

1. Weil es nichts gibt, das schlechthin Umkreis wäre, gibt es auch kein unterstes, kein letztes Ganzes, gibt es auch kein letztes Glied, gibt es überhaupt kein Letztes. Der liebe Gott hat niemanden zum Fußschemel gemacht, er hat allem und jedem sein Eigenes gegeben, sein eigenes Leben und seine eigene Macht, seine vita propria und seine Zentralität.

2. Gäbe es ein absolut Unterstes und Letztes, so müßte es auch ein absolut T o t e s geben, ein Begriff, den sogar die modernen atomistischen Physiker nicht durchführen können, da sie in den Grundeigenschaften der Elektrizität und der Bewegung schon den Letzten (den Atomen) unmaterielle und wenigstens in diesem Sinne nicht-tote, sondern lebendige Eigenschaften beilegen müssen. Ein Stein z. B. läßt sich von diesem Standpunkte aus ansehen als Glied im System der Schwerkraft, sofern er zum Zentrum „Erde" gravitiert; er ist selbst Zentrum einem Stäubchen gegenüber, oder als eigenes „Kräftesystem" betrachtet. Ferner können auch die chemischen Elemente nicht als „Letzte" betrachtet werden. Schon allein der heute wieder anerkannte Umstand, daß sie sich ineinander „verwandeln" können, beweist es. Vergeblich wird man in der Natur nach einem absolut Letzten suchen, stets wird sich ein Punkt der Umkehrung zeigen, in welchem das vorher Unterste wieder zum Höheren und Zentralen einem anderen gegenüber wird und nun selbst ein Unteres unter sich hat. Ein atomistischer Gelehrter erörtert z. B. in der Kristallisationslehre die Lehre, „daß im Kristalle dasselbe Atom periodisch zu verschiedenen Molekülen gehört, weil die Atome sich innerhalb des Moleküls hin und herbewegen[1])". Danach könnte also ein und dasselbe Atom Glied mehrerer Moleküle oder Zentrum mehrerer Moleküle sein. Wenn auch hier die Begriffe „Glied" und „Zentrum" infolge der mechanistischen Grundvorstellung

---

[1]) Vgl. Ad. Stöhr, Der Begriff des Lebens, Heidelberg 1909, S. 260.

nur im uneigentlichen Sinne gelten, so ist es doch bezeichnend, daß selbst der Atomismus zu solchen ganzheitlichen Strukturbildern gelangen muß, um sich in den Erscheinungen der Wirklichkeit zurechtzufinden. Das absolut Erleidende und Unterste ist nirgends in der Natur zu beobachten.

Die entscheidende aufbauende Bestimmung des Begriffes der Materie ist nach allem Vorhergehenden — wie wir hier nur kurz bemerken, nicht ausführen wollen — zuerst die, daß das Materienhafte an der jeweilig passiven Stellung des Gliedes liegt. Materie ist überall das jeweils verhältnismäßig Passive, Geführte, Bestimmte; das aber nach dem Satze: „Nichts ist nur Mitte, nichts ist nur Umkreis," niemals rein und absolut passiv sein kann, weil es in anderen Beziehungen wieder zum Führenden und Aktiven wird. Da die Gezweiung überall das Verhältnis von Führung und Nachfolge verlangt, folgt, daß auch in der rein geistigen Ganzheit überall „Materie" angetroffen wird. Auch das folgt aus dieser Bestimmung, daß die Gestaltung eines Ganzen nicht aus einem Chaos (eben dem nur Erleidenden, nur Fähigen, nur Potentiellen) heraus erfolgt, einem Chaos, in dem geschaffen wird, welches geformt wird; sondern die Materie ist selbst Glied jener Ganzheit, der sie angehört, sie ist Gestaltung, Selbstdarstellung, Auswirkung, Gestaltannahme einer Ganzheit, Ganzheitliches, das sich auswirkt und darstellt — Glied, nicht Objekt, Glied, nicht Unterlage (ὑποκείμενον, Substrat). Das Verhältnis Ganzes — Glied kennt endlich auch kein Unableitbares, also auch in diesem Sinne wieder kein ὑποκείμενον.

Außer dieser Bestimmung des Begriffes der Materie aus seiner Gliednatur folgt aus unseren früheren Ausführungen noch die aus dem Seinsbegriffe: Alles was ist, ist nur durch fortwährende Neuschöpfung. Es ist nicht ein für allemal, wie

die atomistische Vorstellung glaubt, sondern wird immer wieder geschaffen. Wer sollte die Materie immer wieder schaffen? wird man nun fragen. Die Antwort lautet: Die jeweils in ihr sich ausgliedernde (was nicht heißen will: „an ihr" sich darstellende, wie die Zimmer am Material des Ziegelsteins) Ganzheit. Und da keine Ganzheit allein ist und schafft, ist das jeweils Ausgegliederte nicht nur Glied, sondern in einem anderen Bezug wieder Mitte. Darum zeigt uns Physik und Chemie nichts in Ruhe und Veränderungslosigkeit, weder die Dinge noch ihre Bestandteile. Die Materie ist nicht das in sich beruhende Schweigen und Tote, sondern in ihr ist unaufhörliches Umschaffen, unaufhörliche Veränderung.

Mit dem Vorstehenden sind nur die ersten Grundfragen des Verhältnisses der Ganzheiten untereinander, wie sie sich hauptsächlich aus dem Satze „Nichts ist nur Mitte" ergeben, erörtert worden. Eine weiter ins Besondere gehende Erörterung hätte zunächst von dem Satze „Keine Ganzheit schafft allein" auszugehen und dabei insbesondere das Verhältnis der jeweiligen *Hilfsganzen* — als „Material", als „Ausdrucksmittel" u. dgl. — aufzuklären. Eine hier obwaltende Grundtatsache: *daß die höhere Ganzheit die Hilfsganzheit in ihrem eigenen Ausgliederungsgange nicht stört,* haben wir oben kurz behandelt; siehe oben S. 311 das Beispiel vom Gärtner gegenüber der Physiologie der Pflanze, vom Minister gegenüber der Chemie der Schreibtinte. Eine weitere Untersuchung ist hier nicht möglich.

3. Über das Verhältnis von Sollen und Sein.

Eine besondere Erörterung des Verhältnisses von Sollen und Sein wäre nach allem Bisherigen, was über den Seinsbegriff gesagt wurde und nach allem, was sonst im Gebäude der Urweisen darüber bestimmt ist, überflüssig. Angesichts der unbeschreiblichen Verwirrung aber, die von der Marburger Schule und ihren Abkömmlingen in den Gesellschaftswissenschaften in dieser Frage methodologisch angerichtet wurde, ist eine beson=

dere Erörterung, die freilich Wiederholungen nicht vermeiden kann, geboten.

Die Begründung des Begriffes der Vollkommenheit, die sich uns oben (s. § 11, S. 99 ff. u. S. 321) ergab, legte bereits den Grund für die Behandlung der Frage des Verhältnisses von Sein und Sollen. Da sie durch die neukantische Schule gegenwärtig so sehr in den Vordergrund gedrängt wurde, stellen wir unserer Untersuchung einige lehrgeschichtliche Bemerkungen voran.

a) Lehrgeschichtliche Bemerkungen.

Schon bei Kant werden die theoretische und die praktische Vernunft voneinander in einer solchen Weise unterschieden, daß sie wie zwei selbständige Vermögen auseinandergerissen erscheinen. Dagegen haben sich seinerzeit schon Fichte, Schelling, Hegel und Baader gewendet.

Mit der Trennung des theoretischen und praktischen Vermögens ist auch Sein und Sollen voneinander scharf getrennt, und zwar das Sein sowohl objektiv wie subjektiv, als Wissen, gefaßt und ebenso das Sollen objektiv wie subjektiv als zu Erstrebendes, gefaßt; denn das Sollen schließt nicht nur das vom Menschen Gesollte, das (subjektiv) zu Tuende, sondern auch das den Dingen wesensgemäß Zukommende in sich. Es leuchtet ein, daß für die Verfahrenlehre dieser Unterschied von ganz anderer Bedeutung ist als für die Ontologie. Die Verfahrenlehre hat infolge der Trennung von Sein und Sollen die verschiedene Tat des Verstandes beim Erkennen des Seins und beim Erkennen des Wollens, des Handelns, d. h. dessen, was im Verhältnis zu einem Ziele steht, festzustellen; die Ontologie sieht aber durch jene Trennung das Seiende und den Gegenstand des Wissens (das Seiende überhaupt und das Seiende als Gewußtes) voneinander getrennt.

Die neukantische Schule unter Führung Cohens faßte den Gegensatz von Sein und Sollen als einen rein verfahrenmäßigen

und führte ihn mit einer Schärfe durch, die bisher unbekannt war. Sie beantwortete die Frage des Verhältnisses von Sein und Sollen dahin: daß von einer Verbindung beider im Gegenstande einer Wissenschaft keine Rede sein könne, woraus ihr folgte, daß dies noch weniger ontologisch (im Seienden überhaupt) der Fall sei.

Rein von der Verfahrenseite her betrachtet, erscheint der Gegensatz allerdings als ein schroffer. Wird z. B. die Erde als ein physikalisches Sein, z. B. als Planet, betrachtet, so ergibt sich ihre Stellung zur Sonne durch das Newtonsche Gravitationsgesetz bestimmt, ebenso die Abplattung der Pole als durch ihre Umdrehung um die eigene Achse. Von einem Sollen ist hier keine Rede, nur von einer Erkenntnis des Seins nach ursächlichen Bestimmungen. Noch ein anderes Beispiel: Werden Gedächtnis und Gedankenabläufe des Menschen experimentell geprüft, so können sich gewisse Regelmäßigkeiten ergeben, vielleicht ähnlich wie sie die „Assoziationsgesetze" darstellen, Gesetze über das, was ist, nicht was sein soll.

Es ist eine ganz andere Blickrichtung, so sagt diese Schule mit Recht, welche der Geist einschlägt, eine andere Ebene, die er aufsucht, wenn er z. B. die Erde als das im Schöpfungsplan Gesollte, die Umdrehungserscheinung und Abplattung als das Gesollte betrachtet, oder wenn er jene kausalassoziativen Gedankenabläufe als logisch richtig oder unrichtig untersucht, d. h. sie an dem Normensysteme der Logik als gesollte oder nicht gesollte erfindet; wie wenn er die Erde als nach dem Newtonschen Gravitationsgesetze, die psychischen Elemente als nach den Assoziationsgesetzen bestimmt betrachtet. Dieselben Erscheinungen ordnen sich im ersteren Falle in ganz anderer Weise als im letzteren.

Zwischen Sein und Sollen führt keine Brücke, Sein und Sollen können nach diesem Gedankengang nie zusammenkommen: die Erfahrungselemente als das Wirk-

liche und die Erfahrungselemente als Gesollte, als Wert, werden auf ganz anderer Ebene, nach ganz anderen Richtmaßen von unserem Geiste geordnet. Die Erde als wirklich und die Erde als metaphysisch-sittlicher Wert; das Denken als wirklich und als richtig, als seiend und als gesollt — das sind zwei verschiedene Welten!

Diese aus der zunächst verfahrenmäßigen Betrachtung entspringende Trennung von Sein und Sollen bedingt nun, wie diese letztere Überlegung zeigt, sofort ontologische Folgerungen, welche die neukantische Schule zu ziehen nicht gezögert hat. Sein im kausalen Sinne und Sollen im Sinne irgendeines Normengebäudes (sei es des Sittlichen, sei es des Logischen, des Ästhetischen), sind nun auch als ontologische Größen gefaßt unvereinbar und müssen ewig getrennt bleiben! Das „Sollen" oder „Gelten" und das ursächlich bestimmte, das wirkliche „Sein" oder, wie es auch genannt wird, das „Natursein", bleiben zwei verschiedene Welten[1])!

Im Gegenstande jener Wissenschaften, bei denen Sein und Sollen in Frage kommen, hat diese Spaltung notwendig die schwersten Folgen, so namentlich in der Rechtswissenschaft. Die neukantische Rechtsschule erklärte, daß nur das Normative des Rechts anzuerkennen, das Wirkliche (das Psychologische) nicht als soziale Wirklichkeit anzuerkennen sei und darum kein Staat neben dem Rechte existiere!! Näheres darüber siehe in meiner „Gesellschaftslehre" 1923², S. 433 ff., 557 u. ö.

Um den Gegensatz von Sein und Sollen, der für diese Auffassung schlechthin unüberbrückbar ist, zu überwinden, verfiel man auf die sonderbare, wie ein Fastnachtscherz anmutende Idee

---

[1]) Vgl. Cohen, Ethik des reinen Willens, 3. Aufl. 1921, S. 23: Die methodische Reihenfolge sei: „Sein und Sollen", nicht „Sollen und Sein" (das hieße in seinen ontologischen Folgen, die Cohen allerdings nicht ausdrücklich in voller Schärfe zog: das Sein ist früher als das Sollen!). — S. 27 f.: „Das Sollen ist die Gesetzmäßigkeit, normative Bestimmtheit des Wollens, ein anderes hat es nicht, d. h. es hat kein Sein." — S. 995: „Und welches Sein bedeutet dieses Sollen außer dem Sein der Aufgabe?"

der sogenannten „Als-Ob-Betrachtung" — die sich sehr richtig „Als-Ob-Philosophie", nämlich als ob sie eine Philosophie wäre, nennt — nach welcher die normativen Gesetze nicht tatsächlich im Wirklichen fundiert sind, sondern nur als „Fiktionen" angewendet werden können! Wieso solche Fiktionen aber überhaupt möglich sind, wenn sie keinerlei Fundierung in ihrem Gegensatze hätten, danach wird nicht mehr gefragt!!

Ganz anders liegen die Dinge, wenn sie nicht vom verfahrenmäßigen, sondern vom ontologischen Standpunkte aus betrachtet werden. Dann liegt es dem unbefangenen Bewußtsein nahe, anzunehmen, daß die Vollkommenheit (wovon Wahrheit und Falschheit des subjektiven Urteils zu trennen ist) in den Dingen selbst liegt, daß Vollkommenheit zum Realen gehört. Oder, um es in mehr moderner Weise auszudrücken: daß Wesen und Wert, Sein und Sollen, im Tiefsten durcheinander bestimmt sind. (Die inneren Unterschiede von Vollkommenheit, Güte, Sollen, Wert, Gelten können hier übergangen werden.)

Die Alten haben das gewußt, die Scholastiker haben die Frage in der sogenannten Transzendentalienlehre vertieft behandelt[1]), unsere ärmliche Zeit mit ihrem Kultus der toten Natur — Ursächlichkeit ist ja Totheit — und ihrem Individualismus — Individualismus ist ja notwendig Wechselwirkung der Individuen, ist wieder Ursächlichkeit — hat es vergessen. Hören wir darüber Aristoteles.

In seiner Logik heißt es: „Man definiert den Gegenstand nicht schlechthin, sondern nach seinem guten und vollendeten Zustande. . . . Ein Redner

---

[1]) Vgl. darüber: Willmann, Einführung in die Metaphysik, 1914, S. 51 ff. Arleth, Die metaphys. Grundlagen der aristotelischen Ethik, Prag (J. Koch), 1903, S. 16 ff. Kaufmann, Elemente der aristotelischen Ontologie, Luzern 1917, S. 78.

ist, wer sich auf das zum Überreden Geeignete versteht; ein Dieb, wer heimliche Wege zu nehmen weiß. Die Begriffsbestimmungen gehen auf den guten Redner, auf den geschickten Dieb. . . . Das Beste an jedem Gegenstande ist immer auch das, was am meisten sein Wesen ausmacht[1])." Ferner: „Was jedem Dauer gibt, ist das, was an ihm gut ist[2])." „Eines jeden Wert liegt zumeist in seinem Wesen[3])," was Willmann sehr richtig so zusammenfaßt: Im Begriffe eines Wesens liegt also nicht bloß, wie ein Ding ist, sondern wie es sein soll[4]). — „Das Gute und Schöne", sagt Aristoteles, „im Bestande und in der Entstehung der Dinge können Feuer und Erde und derartiges nicht herstellen, was wohl auch niemandem je eingefallen ist, zu behaupten; dem Zufall aber eine so hohe Leistung zuzuschreiben, wäre unwürdig[5])."

Dieser letzte Beweisgrund leuchtet wohl am meisten ein, und auch demjenigen, der in der materialistischen Denkweise der modernen Naturwissenschaft befangen ist. Aus ihm folgt schon, daß dem Wesen ein Soll entspricht.

Ähnliche Lehren wie bei Aristoteles finden sich in der nachkantischen deutschen Philosophie. Fichtes Grundgedanke: ein Ich, eine reine Aktivität ist es, das sich setzt; ebenso Schellings Grundgedanke: im Sein wie im Denken setzt sich dasselbe Weltbewußtsein (nach dem Standpunkte seiner Natur- und Transzendentalphilosophie) und Hegels Grundgedanke: Ein Weltgeist ist es, der sich nach den Schritten der dialektischen Methode als objektive Welt und objektiver Geist (absolute Idee) setzt — sie alle schließen in sich, daß ein Inhaltliches, ein Gesolltes in der Welt zum Sein wird. Hegel hat in seiner Logik auch ausdrücklich den Satz aufgestellt: „Das Wesen erscheint," es ist Grund der Dinge. Und die Erscheinung ist darum kein Trug und nicht unwirklich, sondern das geoffenbarte Wesen —

---

[1]) Aristoteles, Topica VI, 12 fin.: „ἐνίοτε δ᾽ὁρίζονται οὐ τὸ πρᾶγμα, ἀλλὰ το πρᾶγμα εὖ ἔχον ἢ τετελεσμένον κτλ.

[2]) Politik II, 2: τὸ ἑκάστου ἀγαθὸν ἕκαστον σώζει.

[3]) Topica VI, 12: ἑκάστου γὰρ το βέλτιστον ἐν τῇ οὐσίᾳ μάλιστα.

[4]) Willmann, Logik, 1912, S. 33.

[5]) Metaphysik I, 3, 22.

ein gesolltes Sein! — Bei all den genannten Philosophen wie auch, was hier nicht mehr gezeigt werden kann, in der Philosophie des Brahmanismus hat das wirkliche Sein ein logisches Prius, das ihm Gehalt und Wert verleiht und es in allen seinen Verzweigungen oder Seinsweisen bestimmt.

b) Systematische Betrachtung.

In unseren früheren Darlegungen über die Vollkommenheit, begründeten wir folgenden Gedankengang. Ganzheitliches Sein ist seinem Begriffe nach kein leeres Sein, sondern stets nur sinnerfülltes Sein. Gibt es aber kein Sein schlechthin, kein leeres Sein, sondern nur erfülltes und zwar mit dem sinnvollen Inhalte der jeweiligen Ganzheit erfülltes Sein; dann kann es auch nur auf Grund von Vollkommenheit Sein und dessen Weisen geben.

Mit diesem Gedankengange, der notwendig aus dem Begriffe der Ganzheit folgt, ist jede weitausholende kritische Untersuchung der oben dargestellten neukantischen Zerreißung von Sein und Sollen überflüssig. Nach ihm ist Vollkommenheit vor Sein; und weit entfernt, daß die Verwirklichung des Gesollten ein Widersinn wäre, wie Cohen und seine Schule behaupten, gilt: daß jedes Sein die Verwirklichung von Gesolltem ist. Das liegt dem Begriffe nach in der Weise der Ebenbildlichkeit, wie in jeder andern Weise (woraus besonders, wie uns bekannt, die Vollkommenheitsform „Rang" erfließt).

Für die Verfahrenfrage ist nun maßgebend, daß das Vollkommene, aus dem sich Sollen, Gelten, Wert ableitet, nach dem objektiven Maßstabe des Sachgehaltes der Ganzheit sich ergibt, also ein von der Sache selbst gefordertes, nicht ein subjektives, willkürliches Sollen (wofür wir oben S. 101ff. eine Reihe von Beispielen gaben). — Hiermit ist außer der ontologischen auch die methodologische Seite der Frage entschieden.

Das Sollen ist nicht in seiner letzten Wurzel aus dem Wollen der Menschen abzuleiten; das Ideal ist nicht aus subjektiven Kombinationen der Wirklichkeit abzuleiten. — Wenngleich zuzugeben und festzuhalten ist, daß „Wollen“ subjektiv bestimmt und willkürlich sein kann und daß das menschliche „Suchen nach dem Ideal“ notwendig auf den Standpunkt des Wollenden und Suchenden beschränkt ist; so bleibt doch entscheidend, daß vor dem Suchen, Wollen und Erkennen die gegenständlich gegebene Vollkommenheit, anders gesagt, die aus dem Gegenstand selbst erfließende Vollkommenheitsforderung steht. „Vollkommenheit“, „Sollen“, „objektives Ideal“ fließt darum zuletzt nicht aus zufälligem Wollen, sondern hat den objektiven Maßstab des Sachgehaltes der Ganzheit. Eines ist das Vorhandensein der Forderung des Sachgehaltes, ein andres seine Erkenntnis und Würdigung; damit haben wir es hier nicht zu tun, das geht die sog. normativen Wissenschaften der Logik, Ästhetik usf. an.

Aus dieser Einsicht, daß sich das Sein von seinem Inhalte ableitet, den es eben erst realisiert, ausgliedert, ohne den es nicht real werden könnte, folgen von selbst folgende Sätze, die nicht eigentlich Neues sagen, sondern das Ergebnis unserer früheren Untersuchungen nur zusammenfassen.

Die Vollkommenheit ist logisch früher als ihre Verwirklichung (früher als ihr Ausgegliedertwerden). In anderer, zeitgemäßerer Formulierung heißt dieses:

Das Sollen ist früher als das Sein — denn es gibt nur gesolltes Sein. Alle Seinsweisen sind gesollte Weisen, alles Sein ist ausgewirktes Sein (s. oben § 11, S. 106 ff.).

Das Gelten ist früher als das wirksam Gültige, d. h. als die Realisierung; ferner findet der Vorrang der Vollkommenheit vor dem Sein auch dem Ideal gegenüber statt, darum gilt:

Die Wirklichkeit leitet sich vom Ideal ab, nicht dagegen das Ideal von der Wirklichkeit — im ontologischen, freilich nicht im psychologischen Verstande. Denn die Vollkommenheit ist

ja das Gesollte, als solches das Ideal, u. zw. dieses auch als das Gewollte. Das Ideal ist logisch früher als seine Verwirklichung; die Ganzheit früher als ihre Ausgliederung.

Diese Sätze sind in der Philosophie der Geschichte nichts Neues, wie unsere frühere Darlegung zeigte. Sie können noch ergänzt werden durch den großen Satz des Aristoteles:

„Das Vollkommene ist von Natur früher als das Unvollkommene." „τὸ γὰρ τέλειον πρότερον τῇ φύσει τοῦ ἀτελοῦς[1])." — Dieser Satz darf auch unserer Kategorienlehre, aus deren Voraussetzungen er sich eindeutig ergibt, einverleibt werden. Denn zu seiner Annahme ist die platonisch-aristotelische Hypothese eines die Darlebung der Idee hemmenden Widerstandes der Materie — aus welcher Unvollkommenheit und Individualisierung erklärt werden sollen — nicht notwendig. Er ergibt sich aus jenen Voraussetzungen, die im Begriffe der Vollkommenheit, als im sinnvollen Sachgehalte der Ganzheit beschlossen, ruhen. Da dieser Sachgehalt vor seiner Verwirklichung ist, sowohl begriffsgemäß wie nach dem Satze: Das Ganze ist früher als der Teil, so muß auch das Vollkommene vor dem Unvollkommenen (der unvollkommenen Verwirklichung) sein. Wir erkannten ja auch die wahren Quellen der Unvollkommenheit. Wir sahen, daß diese nie in einer sachlichen Fehlausgliederung liegt (wodurch das Unvollkommene schon an der Quelle, schon primär sein könnte), sondern im Eigenleben der Glieder (s. oben § 11, S. 110 f.). — Dem Satze, daß Vollkommenes vor Unvollkommenem sei, entspricht endlich noch die Folgerung: Unvollkommenes (ungesolltes) Sein kann nur in demselben Sinne Bestand haben wie Krankheit, Irrtum, Irrsinn — Erscheinungen, welche sich selbst als selbstverzehrende, als zum Tode führende, kennzeichnen (Krankheit = ein Stück Sterben) und dadurch das Nicht-Gesollte als das Nicht-Seiende bezeichnen (s. oben § 11).

---

[1]) De coelo I, 2.

Gelten alle diese Sätze, dann kann aber auch ihre Wirkung auf die Verfahrenlehre nicht ausbleiben. Es kann Wesenserkenntnis und Werterkenntnis nicht jene letzte, innere, unüberbrückbare Gegensätzlichkeit haben, welche ihr die neukantischen Schulen zuschreiben. Beide, Wesens- und Werterkenntnis, streben im letzten Grunde zur Einheit und sind als verschiedene nur möglich, weil sie Abzweigungen eines und desselben Stammes sind.

Von den dargelegten Sätzen aus fällt auch ein lehrreicher Blick auf alle Geschichtserklärung und Geschichtsphilosophie; da in ihr der Vollkommenheits- und Wertbegriff eine entscheidende Rolle spielt. Hierbei erkennt man die ganze Größe des Wortes von Hegel: „Was vernünftig ist, das ist wirklich, und was wirklich ist, das ist vernünftig."

Einen Rückschritt gegen Aristoteles und Hegel stellt die moderne, naturalistische oben bekämpfte Auffassung dar, für die ein Wort Ed. v. Hartmanns bezeichnend ist, welches lautet: „Die Vollkommenheit ist offenbar eine ästhetische Kategorie, welche sich unter die allgemeinen verirrt hat[1])."

---

[1]) Geschichte der Metaphysik I, Leipzig 1899, S. 60.

III.

Bemerkungen über die Bedeutung des Begriffes der Ganzheit für den Begriff der Erkenntnis.

„Gleiches wird durch Gleiches erkannt.“ (Pythagoras.)

Jene Seinsweise, die für die Erkenntnistheorie von grundlegender Bedeutung ist, ist die Ebenbildlichkeit.

Sieht man davon ab, welcher Art der Erkenntnis-Vorgang ist, so zeigt sich die Wesensverwandtschaft, die Ebenbildlichkeit, als oberste gegenständliche Bedingung des Erkennens. Ein Ding kann vom andern nur nach Maßgabe seiner Ebenbildlichkeit, d. h. des Enthaltenseins in der gleichen weiteren Ganzheit wissen. Wir Menschen wissen darum wesenhaft alles von den uns wesensgleichen Menschen, weniger schon vom „fremdartigen Charakter“, weniger von Säugetieren, viel weniger von Pflanzen usf. Fassen wir, vom Niedern zum Höhern aufsteigend, einige Beispiele ins Auge.

Würde einer Muskelzelle in irgendwelchem Sinne „Wissen“ zukommen, so würde sie vom Muskelleben mehr „wissen“ als vom Nervenleben, sie wüßte schließlich im weitesten Sinne vom organischen Leben — nach Maßgabe der Ebenbildlichkeit.

Ein Staatsmann weiß vom Staatsleben und den Staatsvorgängen gemäß dem Umkreis seiner Stellung und seines Amtes, d. h. nach Maßgabe der Ebenbildlichkeit, jener Ebenbildlichkeit, die mit der Weise des Teilganzen und der Weise der Einbettung im Stufenbau gegeben ist. Darum weiß der Minister als mittenahes und lebenswichtiges Hauptorgan mehr von Staatsdingen, als der Amtsdiener im fernen Landstädtchen. — Im gleichen Sinne gilt: Der Parteivorstand weiß mehr vom Parteileben als der Außenstehende. Der Feldherr weiß mehr von Heer und Krieg als der gemeine

Krieger; der Papst mehr vom Leben der Kirche als der Landpfarrer; der Rechtsgelehrte mehr vom geltenden Rechte als der Laie — immer genau nach Maßgabe jener Ebenbildlichkeit, die in der jeweiligen Gliedhaftigkeit zum Ausdruck kommt.

Ein nicht im engeren Sinne auf der Stellung des Gliedes im Ganzen, sondern überhaupt auf Wesensgehalt beruhendes Beispiel bietet der Dichter. Der große dichterische Geist, in dem alle Höhen und Tiefen der menschlichen Natur auszumessen sind, weiß mehr vom Menschen und der Welt, als der geistig verödete Spießbürger. Dichten ist nicht eine äußerliche Darstellungsgabe, sondern eine Wissens- und Schauensgabe; und sie beruht auf der Ebenbildlichkeit, auf dem, was die Seele in sich hat. Ähnliches gilt vom Philosophen.

„Ebenbildlichkeit verleiht Art," diese Einsicht ergab sich uns schon oben (s. S. 185). In dem mit der Ebenbildlichkeit daher notwendig verliehenen Wesensgehalt liegt die V e r w a n d t s c h a f t d e s E r k e n n e r s m i t d e m E r k a n n t e n, liegt, anders bestimmt, die gegenständlich gleichartige Beschaffenheit beider beschlossen. Der uralte Satz, der schon in den alten indischen Upanischaden, bei Pythagoras, Empedokles, Platon, Aristoteles, Plotin und in der mittelalterlichen Philosophie vorkommt: „Gleiches wird durch Gleiches erkannt", erweist sich damit als die Grundlage der Erkenntnistheorie. — Die Frage, wie der Erkenntnis-Vorgang nun einsetzt, ist damit freilich noch nicht beantwortet. Es ist mit dem Begriffe der Ebenbildlichkeit nur die gegenständliche Grundlage, die ganzheitlich bestimmte Wesensverwandtschaft, zwischen Erkenner und Erkanntem aufgezeigt. Doch ist dies von unmittelbarer Bedeutung für den Begriff der Wahrheit. Da nämlich diese gegenständliche Grundlage bei verschiedenen Wesen und verschiedenen Menschen verschieden ist, so leuchtet soviel von selbst ein: daß zwar nur Eine Wahrheit und Eine richtige Erkenntnistat möglich ist, daß aber nicht allen Menschen die Wahrheit gleich erreichbar ist. Das Logische ruht nicht auf sich selbst, sondern auf dem inneren Gehalt des ganzen Menschen! Ferner liegt von da aus der Schluß nahe, daß das In-sich-Befassen

des Erkannten durch den Erkenner, wie es das obige Beispiel des Dichters oder Philosophen aufzeigt, also eine aktive Schau (Intuition, Selbstanschauung des Ganzen) wieder die Grundlage des Erkenntnisvorganges bildet. Doch ist hierauf hier nicht weiter einzugehen.

Ein zweites Bestimmungsstück des Erkennens, das an dieser Stelle noch hervorzuheben ist, ist die Gezweiung. Da jedes Ding nur durch Gezweiung und keines für sich ist, so gilt dieses Verhältnis notwendig auch für Erkenner und Erkanntes, nämlich für das Subjekt- und Objektverhältnis. Ein mir absolut ungezweites Ding könnte ich nicht erkennen — es wäre ja für mich gar nicht in meinem Kosmos enthalten. (Gezweiung aber führt wieder Ebenbildlichkeit mit sich oder, wie man es auch auffassen kann, beruht darauf.) Ohne jede Gezweiung und ohne jede Spur von Ebenbildlichkeit wäre uns das Andere, der Gegenstand, absolut fremd, d. h. „Nichts". Darum darf der Satz: „Gleiches wird durch Gleiches erkannt," nicht so aufgefaßt werden, als wenn das „Draußen" und „Drinnen", das Subjekt und das Objekt, gleich wäre. Nur gliedhaft bestimmte „Gleichheit", die Gleichheit organischer Entsprechung (s. oben S. 146) kommt hier in Frage, genauer bestimmt: jene organische Ungleichheit, die zwischen Gezweiten wesensgemäß ist. Erkennendes Subjekt und erkanntes Objekt müssen als Glieder einer höheren Ganzheit vereint sein. Nur indem sich beide in einem höheren Zentrum aufheben, sind sie als Erkennende und Erkannte, d. h. sind sie, soweit die Erkanntheits- und Erkennungs-Realität in Frage kommt. Diese Gezweiung liegt in der Ebenbildlichkeit schon eingeschlossen. Was ebenbildlich ist, gehört denselben weitesten oder engsten Ganzheiten an; sonst könnte es nicht ebenbildlich, d. h. „Glied von gleicher Art" sein.

Wie steht es nun, von da aus gesehen, mit der neukantischen bzw. kantischen Lehre, daß das Apriori die Bestimmungen

des Gegenstandes bilde und diesen damit aufbaue?; wie steht es mit dem gleichsinnigen Satz Fichtes: Das Ich setzt sich selbst und das Nicht-Ich? — Von den eben entwickelten Voraussetzungen der Ebenbildlichkeit und Gezweiung her bleiben diese Bestimmungen aufrecht und sie dürften wohl in Zukunft keiner Erkenntnistheorie mehr entrissen werden können — aber nur soweit sie den Erkenner als Glied (als Glied der Gezweiung, als ebenbildliches Glied) im Auge haben. Denn Gezweiung als Erkenntnisbedingung schließt ja eben in sich: daß weder der Erkenner ohne das Erkannte, noch das Erkannte ohne den Erkenner ist. Trotzdem dieser Satz für uns ebenso unerläßlich gilt wie für Kant und Fichte, ist in ihm doch zugleich jede Spur von Solipsismus und von jenem intellektualistischen Idealismus, der den Gegenstand als solchen nicht anerkennen will, gänzlich ausgelöscht! Denn jenes Nicht-ohne-einander-sein-können von Subjekt und Objekt im Begriffe der Gezweiung bedeutet nicht ein einseitiges (solipsistisches) Hervorbringen des Gegenstandes durch das Subjekt und darum auch kein bloß erscheinungsmäßiges (phänomenales) Vorhandensein dieses Gegenstandes (in welchem Sinne dieser Begriff der „Erscheinung", der schließlich doch immer auf eine solipsistische Wurzel führt, auch gefaßt werden möge); sondern es bedeutet das reale, selbständige aber absolut gliedhafte Vorhandensein beider! Jedes Glied ist sowohl etwas anderes als das Ganze, denn „das Ganze geht in den Gliedern nicht unter"; wie auch etwas anderes als die anderen Glieder, denn jedes Glied hat grundsätzlich seine Eigenmacht und ist individuell, einzigartig (s. oben S. 145).

Mit dem Merkmale des Eigenlebens, der vita propria, ist ferner auch das selbstsetzende, spontane Element als Wesensbestandteil jeder Erkenntnis gewahrt, das von Kant als „Apperzeption", von Fichte als „Selbstsetzung" aufgezeigt wurde.

Das Nicht-ohne-einander-sein-können von Subjekt und Objekt findet, so ergab sich uns, seine Ergänzung darin, daß der Gegenstand deswegen kein erträumter und unwirklicher sei, weil in der Gezweiung die reale Wirklichkeit beider, des Erkenners und des Erkannten, gewährleistet ist. Um nun an diesem wichtigen Punkte nicht zu rasch vorüberzugehen, sei es erlaubt, im Besondern noch auf die so oft aufgeworfene Frage einzugehen: Ist der Stein noch da, wenn der ihn Erkennende fortgeht? Darauf ist zu antworten: ja und nein. Er ist nach dem Verschwinden des Erkenners in jener besonderen Wesenheit oder Realität nicht mehr da, die er gerade in der Gezweiung mit dem Erkenner fand. Diesen Fall zeigt ja jede Gezweiung! Wie der Schüler nach Austritt aus der Schule und nach dem Tode des Lehrers in das Verhältnis „Lehrer — Schüler" nicht mehr eintritt, also die Realität dieses Gliedseins verliert; wie jeder Mensch durch Erlöschen der Gezweiung jene geistige Realität alsbald verliert, die gerade in der jeweiligen Gezweiung aktuiert war, z. B. der Freund die Freundschaftsgefühle, wenn das Freundestum entschwand, der Liebende die Liebesgefühle, wenn die Liebesverbindung entschwand usw. — so auch in der Erkenntnisgezweiung zwischen Erkanntem und Erkenner. Aber wie der Mensch in allen den angeführten Fällen darum doch noch Mensch bleibt, weil er nämlich in tausend anderen Gezweiungen seine Wirklichkeit beibehält und stets neu erschafft (s. Verbandswechsel oben S. 269 f.); so geschieht es auch dem Erkenntnis-Gegenstande. Er existiert nach dem Fortgehen des Erkenners, aber nur noch außerhalb der betreffenden Erkenntnis-Gezweiung, nämlich in anderen Gezweiungen!

Eine eigene Frage, nicht mehr die rein grundsätzliche, die wir eben behandelten, ist es, welche Realität, welche Wirklichkeit verleihende Art und Bedeutung das Erkanntwerden für den „Gegenstand" eigentlich habe? Geist lebt vom Geiste, Seele

von Seele — so sagt uns die Lehre von der Gezweiung — lebt aber der (erkannte) Stein vom Geiste? Wenn auch die begründenden (fundierenden) Gezweiungen des Steines im „Steinreich", in der „Mineralgesellschaft" liegen müssen, so möchte der Verfasser, ohne sich auf das Thema hier tiefer einzulassen, die wesenschaffende, realisierende Art des Erkanntwerdens (der erkennenden Gezweiung) doch nicht gering einschätzen. Unsere materialistisch erzogenen Menschen werden lächeln bei dem Gedanken, der hier zu erwägen ist; aber ganz abzuweisen ist bei näherer Überlegung der Zusammenhang keinesfalls. Auch unser vegetativer Körper lebt ja nicht geradehin von unserem Geiste — aber könnten die vegetativen Kräfte ohne die Befaßtheit unter das Geistige und Seelische im Menschen wirken und leben? Hier muß die Kategorie der Vermittlung einsetzen. Die Welt ist ein gewaltiger Stufenbau und kein einfaches Nebeneinander, — das gilt es hier zu bedenken. Und die Gezweiung selbst hat gleichfalls überall notwendig innere Abstufung, z. B. als Führung und Nachfolge, in sich.

Bedeutsam ist es, daß „erkennen" verwandt mit „können" aus indogerm. gen-n (*kne, *kno), auch im Sinne von „zeugen", „entstehen" in den indogermanischen Sprachen gebraucht wird: γίγνομαι, γιγνώσκω, γένος, lt. gi-gnere, genus, (g)notus, und im Deutschen geradezu im Sinne des Zeugungsaktes. Wer von einem andern umfangen wird, wird ja sicherlich „erkannt".

Ein besonderes Augenmerk verdient noch der schon oben berührte Punkt, daß im Erkenntnisvorgange Erkenner und Erkanntes einander nicht unmittelbar gegenüberstehen. Denn sonst wäre ja „Wechselwirkung", „Beziehung" möglich was wir nach der „Unberührbarkeit" weisegemäß leugnen müssen. Vielmehr sind beide in einer höheren Mitte vereinigt, beide Glieder einer größeren Ganzheit, wodurch ja auch allein ihre Ebenbildlichkeit möglich ist. In diesem Zusammenhange wird abermals verständlich, was sich uns schon früher

zeigte, warum Gesellschaftslehre und Physik auf verschiedenen Stufen der Erkenntnis stehen. Die Gesellschaftslehre erkennt das „Was" ihres Gegenstandes und versteht es, weil die Erkenner (die selbst Gesellschaftsglieder sind) das Erkannte (die Gesellschaft) als unmittelbare Glieder jener Ganzheit, der sie selbst lebendig angehören, zu erkennen haben. Die Ebenbildlichkeit ist hier eine durchaus mittegleiche oder allermindestens mittenahe. Alle Erscheinungen der Gesellschaft und Geschichte sind unmittelbare Glieder desselben Zentrums, dessen Glied jeder Erkenner, jeder Gesellschaftsforscher, Volkswirtschaftsforscher, Geschichtsforscher usf., selber auch ist. Forscher und Erforschtes gehören, kurz gesagt, demselben Zentrum an. Die Physik dagegen vermag nur „äußere" Eigenschaft und diese darum vorzüglich nur auf Grund zahlenmäßiger Bestimmungen festzustellen, vermag also nur mittelbar, ohne verstehende Deutung des Erkannten zu forschen — weil der Gegenstand nicht so mittenahe, die Gezweiung eine ungeistige, überaus vermittelte oder, wie wir oben sagten, von so „entfernter Ordnung" ist, daß das Erkannte als fremd betrachtet wird. (Ursächlichkeit das Als-Ob der Unganzheit, die Unterstellung annähernder Ungezweitheit.)

Die Verbindung des Erkenntnisbegriffes mit dem Begriffe der Gezweiung ist es ferner allein auch, welche die Lösung der folgenden Schwierigkeit ermöglicht. Die platonisch-aristotelische Lehre ging von dem Satze aus: Das Ganze ist früher als der Teil. Da müßte, so dünkt mich, in bezug auf die Erkenntnis folgen: Das Denken (als Ausdruck der befassenden Ganzheit, als das Befassende) ist früher als das Gedachte (das Befaßte, der Gegenstand). Diese Folgerung konnte aber nicht gezogen werden, da nach der Ideenlehre und nach dem aristotelischen Begriffe der „Form", des *εἶδος*, das Gedankending oder *νοετόν*, das Intelligibile, vor dem Erkennenden sein muß. Konnte doch auch darum das Erkennen zuletzt nur in der „Teil-

nahme" des Erkenners am *νοετόν*, am Gedankending und Gliede des intelligiblen Kosmos, bestehen[1]). Darum stellte man von hier aus folgerecht den Satz auf: „Das Gedachte ist früher als das Denken," welcher aber, wie gesagt, nicht ohne Schwierigkeiten mit dem anderen „Das Ganze ist vor dem Teile = das Denken früher als das Gedachte", zu vereinigen war. Wer der Frage nachgeht, wird finden, daß diese Schwierigkeit auch in keiner der aristotelischen Schulen gelöst wurde. — Erst der Begriff der Gezweiung löst die dargelegten Schwierigkeiten und berichtigt auch die Ausdeutung der beiden Sätze: „Das Denken ist früher als das Gedachte" und „Das Gedachte ist früher als das Denken". Die Gezweiten nämlich sind beide nicht ohne Gezweiung, es kann daher in diesem aktuellen Sinne weder das Gedachte noch das Denken früher sein, weil sie überhaupt nicht sind. Dies gilt aber nur von den Gezweiten, dem Erkenner und Erkannten, als Gliedern. Vom Zentrum jedoch, das beide ausgliedert, gilt, daß es früher ist! Dieses Zentrum ist dasjenige Sein, welches beide Glieder ebenbildlich bestimmt. Darum ist jener Satz: „Das Gedachte ist vor dem Denken" aufzulösen in die folgenden zwei Sätze:

1. Das Sein ist früher als das Denken, folgend auf Grund der Gezweiung im Erkennen aus den Sätzen: Das Zentrum ist früher als die Glieder, das Ausgliedernde ist früher als das Ausgegliederte, das Ganze ist früher als seine (ebenbildlichen) Glieder; dagegen:

2. Das Subjekt ist früher als das Objekt, d. h. der Erkenner früher als das Erkannte, das Denken (in seiner Eigenschaft als befassend, als der ja höhern Ganzheit angehörend) früher als das Gedachte (das Befaßte, der je niederen Ganzheit angehörend). Dieser fast solipsistisch anmutende Satz gilt aber nur an

---

[1]) Vgl. Aristoteles, Metaphysik IX, 10, 1051, b, 24, V, 11 u. ö., de anima 2, 5, 418 a, 3 ff. u. ö.

seinem Orte! Er findet seine entscheidende Einschränkung durch den ersteren, allgemeineren Satz und besagt daher nur: nicht dem Sein nach, sondern *dem Erkenntnisprozeß nach* ist das Aktive, Setzende oder Befassende das Subjekt und darum logisch vor dem Objekt; *dem Sein oder der Realität nach* dagegen ist das ausgliedernde Zentrum logisch vor dem Denken wie dem Gedachten! Damit ist dem Begriffe des Apriori und der Selbstsetzung des Ich (der Spontaneität) Genüge getan, ohne daß der klassische Grundgedanke, der die ungekränkte Priorität des Seins verlangt, gekürzt wäre.

Was den *logischen Allgemeinbegriff* anlangt, so fordert die Lehre der Ganzheit eine Abkehr von der heute herrschenden empiristischen und kantischen Logik und eine Rückkehr zur älteren Lehrmeinung. Der Begriff kann uns nicht die Summe, sondern muß die Ganzheit der Merkmale, der Organismus der Merkmale sein! Nicht auf das Merkmal an sich kommt es an, sondern auf seine organische Stellung zu anderen Merkmalen, seine Gliedhaftigkeit im Begriffe, ähnlich etwa wie es bei den Silben nicht auf die Buchstaben an sich ankommt, sondern auf ihre Stellung, ihre Gliedhaftigkeit, in der Silbe. Darum ist auch der allgemeine Begriff nicht derjenige, der zahlenmäßig leerer an Merkmalen ist und in welchem nur die den verschiedenen „besonderen" Begriffen *statistisch gemeinsamen* Merkmale enthalten wären, in dem also das Besondere schlechthin *wegfiele*. Diese empiristische und eigentlich statistische Wesensbestimmung des Allgemeinbegriffes steht mit der Weise des Stufenbaues in Widerspruch. Der allgemeine Begriff ist danach der Begriff des *höheren* Ganzen gegenüber dem niederen oder dem Gliede, dem ganzheitlich Befassenden gegenüber dem gliedlich Befaßten. — Diese

Sachlage vom Standpunkte der aristotelischen Logik aus hat bereits treffend Willmann gekennzeichnet. Er sagt: Kant habe hier den Sprachgebrauch verwirrt; er versteht Abstrahieren in dem Sinne von: Absehen, Wegsehen von dem Besonderen, worin die Nebenvorstellung liegt, daß die Abstraktion den Inhalt des Begriffes verringert und daß, je abstrakter ein Begriff ist, er um so leerer wird. „Diese Vorstellung . . . ist nachdrücklich abzuweisen. Beim abstrakten Begriffe ist nicht von Merkmalen abgesehen, sondern sie sind nur unbestimmt gesetzt. Die Abstraktion hält die Struktur eines Kenntnisinhaltes fest und der abstrakte Begriff ist darüber hingebreitet, waltend und herrschend. Nur sind die Merkmale, die im niederen Begriffe aktuell gesetzt sind, im höheren Begriffe potentiell gesetzt. Wenn man von dem Begriffe des Vogels zu dem des Tieres aufsteigt, so wird nicht von den Merkmalen: Eierlegen und Fliegen abgesehen, sondern es wird in sie hinein gesehen und ihr Wesentliches: Fortpflanzung und Fortbewegung, aus ihnen herausgelesen; sie werden aufgehoben, aber nicht in dem Sinne von Beseitigen, sondern in dem von Aufbewahren. . . . Es ist die Probe der Denkkraft, dem abstrakten Begriffe seine waltende Macht zu bewahren; und die darin liegende Aufgabe fordert die Einsicht, daß der Begriff Wesen und Natur der Sache ausdrückt[1]."

Dieser treffenden Darlegung wäre vom Standpunkte der Kategorie des Stufenbaues her noch hinzuzufügen, daß auch das Allgemeine individualisiert ist — aber nur auf seiner Ganzheitsstufe. Die absolute Geschichtlichkeit alles Daseins, die sich uns ergab (s. oben S. 204, 209 u. ö.), läßt es nicht zu, daß es un-individuelles Allgemeines gäbe. Jede Ganzheit ist ja selbst wieder Glied und darum schon in diesem Sinne selber

[1]) „Aus Hörsaal und Schulstube," Freibg. i. Br. 1912², S. 211 f.

„besondert". Das sogenannte „Allgemeine" ist daher nichts anderes als die jeweils höhere Ganzheitsstufe.

Wenn man aber Besondertheit, Einzigartigkeit, Einmaligkeit ins Auge faßt, so muß man erkennen, daß Besondertheit in gewissem Sinne ein Nicht-Sein ist. Denn wenn nur Besonderes in der Welt wäre, könnte sie nicht sein! Nur dadurch erträgt jedes Wesen seine Besonderung, daß es in seiner höhern Ganzheit, als im jeweils verhältnismäßig Nicht-Besonderten innebleibt und in ihr rückbindend sich birgt. Denn alles Glied-Sein überhaupt ist als das vom Ganzen und dem Grunde Sich-Trennen unmöglich ohne die Rückverbundenheit, ohne die Selbstaufhebung.

Über Wirklichkeitsgehalt des Allgemeinbegriffes gegenüber dem Besondern vgl. auch oben § 22, S. 226 u. 231, § 26, S. 257.

IV.

Bemerkungen über den Unterschied von Ganzheit, Form, Substanz und „Teilnahme“.

1. Die Form.

Die Begriffe Form und Ganzheit haben enge Verwandtschaft, sind aber doch nicht dasselbe. Der aristotelische und scholastische Begriff der Form (εἶδος, μορφή) ist vor allem dadurch bestimmt, daß er einem genauen Gegenteil, dem der Materie, dem Stoffe (ὕλη), gegenübertritt, der an sich ungeformt und bestimmungslos sei und nur die aufnehmende Fähigkeit besitze (s. oben S. 317 u. ö.). Dagegen hat der Begriff der Ganzheit kein solches Gegenteil. Denn das Glied ist nicht der Gegensatz zum Ganzen, sondern dessen bestimmte Darstellung, dessen sich in Ebenbildlichkeit vermannigfaltigende (determinierende) Darlebung, Besonderung und Verwirklichung. Darum ist das Glied auch nicht die Materie, der Stoff des Ganzen (da doch Materie das rein Potentielle, Aufnehmende ist); sondern das Glied ist als die ebenbildlich sich besondernde Selbstgestaltung des Ganzen der ausgehende actus der Ganzheit. Dagegen hätte nach der Lehre von Form und Materie die Form allein Aktualität und stünde als die reine Aktualität (ἐνέργεια) dem Stoffe als dem rein Potentiellen (δύναμις) gegenüber. — Aus eben diesem Grunde ist auch die Ganzheit nicht in dem Sinne Form, daß sie in einer Materie, oder in deren Trägheit, ihren Individualisierungsgrund, das principium individuationis, finden müßte; sie ist schon ihrem Wesen nach auf jeder Stufe absolut individualisierte Selbst-

darstellung und bedarf keines außer ihr liegenden Individualisierungsgrundes! — Mit dem Momente der besondernden ebenbildlichen Selbstdarstellung ist ferner gegeben, daß die Ganzheit dem Gliede gegenüber auch nicht das *τό τι ἦν εἶναι*, das heißt das Vor-dem (wie es Willmann so trefflich übersetzt) ist, der reine *λόγος*, die rein begriffliche Wesenheit; denn das unausgegliederte Ganze, das Fünklein, ist nicht im strengen Sinne eine Vor-Gestalt, nicht eigentlich die substantiale Form, nicht Vorbild, Muster, Idee, *εἶδος* des Gliedes, da es jenseits der gliedhaften Gestaltung steht — es ist nicht nach Weise des gliedlichen Seins bestimmbar!, infolge des Satzes: „Das Ganze als solches hat kein Dasein". Das gilt nicht nur von dem Verhältnisse: Fünklein — Ganzes, sondern auch von dem Verhältnisse: Höheres Glied (Teilganzes) — Niederes Glied. Denn was am niederen Gliede das eigens Ausgegliederte ist, ist am Teilganzen noch nicht ausgegliedert, kann also noch nicht die Vor-Gestalt, das Vor-Bild sein — es ist im Gegenteil das Gestaltende! — Und endlich ist das Ganze seinen Teilen auch nicht in dem Sinne immanent, wie es das *εἶδος*, die Form, nach aristotelischer und scholastischer Lehre sein muß. Sondern es gilt, wie oft wiederholt, daß das Ganze sich in seinen Gliedern darstellt, aber nicht erschöpft; woraus die Rückverbundenheit und Selbfremdheit der Glieder folgt. In der aristotelischen und scholastischen reinen Immanenz der Form liegt ein Stück Pantheismus vor, das dem Satze: „Das Ganze ist vor dem Teile" widerspricht. Erst der Begriff des Nicht-Erschöpftseins des Ganzen in seinen Gliedern gibt jenes unentbehrliche Bestimmungsstück des actus purus an die Hand, das zu nicht-pantheistischem, nicht-ausfließlichem, nicht emanatistischem Werden gehört[1])! — Weiter folgt aus dem

[1]) Hiermit allein ist auch jener Widerspruch des aristotelischen Formbegriffes vermieden, der darin liegt, daß die Form einerseits jene Wirklichkeit sein soll, wodurch die nur der Möglichkeit nach seiende Materie

aristotelischen Formbegriff, daß nur das Einzelding Dasein hat, denn die Form an sich (ohne Materie) hat ihrem Begriffe nach ebensowenig schon Dasein wie die Materie an sich. Nun hat zwar das Ganze an sich auch kein Dasein, aber nicht in demselben Sinne. Das Ganze an sich hat kein Dasein in dem Sinne, daß es an sich kein „Ganzes mit Gliedern" sein kann; denn eben dieses Ganze mit Gliedern oder ausgegliederte Ganze ist nicht dasselbe wie das Ganze an sich oder das Unausgegliederte (das Fünklein). Das Unausgegliederte ist gerade dasjenige, das nicht erscheinen kann, das Unauflösliche, Unverformbare, Unveräußerliche, Undarstellbare; dagegen ist die Form an sich dasjenige, was auf Grund der Vereinigung mit der Materie wesenhaft erscheint. (Daß im übrigen die Allgemeinheitsstufe oder Wüchsigkeitsstufe der Ganzheit ihrer konkreten Existenz keinen Abbruch tut, führten wir schon oben S. 344 ff. aus.) —

Mit der vorstehenden Erörterung erachten wir die Frage des Verhältnisses des Ganzheitsbegriffes zu dem Begriffe der Form oder des εἶδος noch lange nicht erschöpfend behandelt. Die obigen Hinweise wollen nur die wesentlichsten Unterschiede hervorheben, während das Gemeinsame und Verwandte beider Begriffe, das übrigens von selbst einleuchtet, unerörtert blieb.

2. Der Substanzbegriff.

Ohne uns auf den langwierigen Weg einer Erörterung des aristotelischen Substanzbegriffes mit seinen mehrfachen Be-

---

erst zum leibhaftigen Ding wird; während anderseits nur das Kompositum aus Materie und Form, das konkrete Einzelding, wirklich ist, so daß Form wie Materie nur abstraktive Elemente der Wirklichkeit wären und in diesem Sinne, wie Fr. Brentano, einer der gründlichsten Kenner des Aristoteles, es ausdrückt, bloße Fiktionen. (Vgl. Fr. Brentano, Aristoteles, Leipzig 1911, S. 46 f.)

deutungen begeben zu können[1]), fassen wir hier „Substanz" in jener Grundbedeutung, in der sie das **Einzelding** als zu der bestimmten Wesenheit (*οὐσία*, essentia) macht, der jeweils alle Prädikate (Akzidentien) beigelegt werden; verneinend wäre dieser Begriff dahin zu begründen, daß es ein Reales in akzidentiellem Sinne, also losgelöst von Substanz, nicht geben kann. Der Begriff der Substanz wird dann vornehmlich von den drei Merkmalen bestimmt: 1. Träger oder Subjekt der Akzidentien als seiner Inhärentien zu sein; 2. das im Wechsel der Akzidentien (verhältnismäßig) Beständige und Verharrende zu sein und 3. dasjenige, das eines andern Trägers nicht bedarf, das in sich selbst Bestand-Habende zu sein.

Der Begriff der Ganzheit kann diese Merkmale alle nur in einem veränderten Sinne annehmen, ohne doch derjenigen Forderung, aus der heraus die Denkaufgabe entsteht, deren Lösung immer wieder nur der Substanzbegriff sein konnte, auszuweichen. Die schon erwähnte Tatsache nämlich, daß es Qualitäten (Akzidentien) losgelöst von „Wesenheit", von Einzeldingen, in denen sie (wie?, wodurch?) inhärieren, nicht gibt, fordert immer wieder die Substanz als dasjenige, in dessen Einheit die Akzidentien zu Wesensmerkmalen, zu Inhärentien werden. Aber der Begriff der Ganzheit erfüllt diese Forderungen, wie wir glauben, vollgültiger als der aristotelische Substanzbegriff (von allen andern Formen des Substanzbegriffes darf, da sie zuletzt nur Abarten des aristotelischen sind, hier abgesehen werden).

Die Ganzheit erscheint als Einheit und Träger ihrer Eigenschaften oder Akzidentien aber in dem bestimmten Sinne, daß

[1]) Vgl. dazu die Erörterungen des Substanzbegriffes bei Zeller, Phil. d. Griechen, 2. Teil, 2. Abt. 1921⁴, S. 345 ff.; Trendelenburg, Gesch. d. Kategorienlehre (Hist. Beiträge I) 1846, S. 34 u. ö.; Brentano, Aristoteles, 1911, S. 44, 53 ff., 58; Willmann, Histor. Einführung in die Metaphysik, 1914, S. 26 u. 60; Windelband-Goedeckemayer, 1923⁴, S. 205 f.; Rolfes, Die Philosophie des Aristoteles, 1923, S. 53 ff.

diese Eigenschaften als ihre Glieder sie selber vermitteln und darstellen. Sie erscheint also als „Träger" nicht im Sinn der Unterlage für Eigenschaften, die ihr „anhaften", als Träger nicht im Sinne des Substrates, des ὑποκείμενον, des Zugrundeliegenden, an dem die Eigenschaften (als Akzidentien) gleichsam haften könnten; sondern als das die Eigenschaften als Glieder Setzende. „Das Ganze stellt sich in den Gliedern dar", „Das Ganze wird in den Gliedern", „vermittelt sich in den Gliedern", „gebiert sich in den Gliedern" — dieser Satz (s. oben S. 56 ff., vgl. auch S. 96 ff. u. ö.) zeigte uns die Ganzheit immer wieder als das Sich-Setzende, sich selbst Darstellende. Durch diesen Begriff des Sich-Darstellens und Ausgliederns — der auch die Gefahr der Gegensetzung, des Non-A, des hinaus Entlassenen vermeidet — kann insbes. jene Schwierigkeit, die in einem ὑποκείμενον, in einer zuletzt stofflichen Unterlage liegt, und wodurch οὐσία als εἶδος, Form, wieder in Frage gestellt wird, überwunden werden. Diese Schwierigkeit war es aber hauptsächlich, die den bekannten törichten, empiristischen Einwänden gegen den Substanzbegriff den Angriffspunkt bot.

Der Kenner weiß auch, daß „das Beharren der Substanz im Wechsel der Akzidentien" seine eigenen Schwierigkeiten hat (vgl. die oben S. 350 angeführten Schriften). Im Begriffe der Ganzheit ist aber die Beständigkeit im Wechsel als entfaltende Umgliederung bereits enthalten, deren Begriff wir oben (s. § 19, S. 201 ff.) ausführlich entwickelten. Der Wechsel der Eigenschaften im Verlaufe der Umgliederung hat begriffsgemäß in der Ganzheit seinen Einheitspunkt. Es ist wieder die fortdauernde Selbstsetzung der Ganzheit in ihrer Entfaltung, die jenen Wechsel selber zu einem sinnvollen, ganzheitlichen macht. — Hieraus ergibt sich zugleich eine Berichtigung des Akzidensbegriffes. Jedes „Akzidens" ist nun gliedlicher Natur, es ist nicht mehr zufällig, noch „anhaftend",

sondern Fleisch vom Fleische der Ganzheit. Es kann zwar von verschiedener Ganzheitsnähe, verschiedener Wesentlichkeit und Entbehrlichkeit für die Ausgliederung der Ganzheit sein, aber anders denn als Gliedliches kann es nicht entstehen noch bestehen. Daraus ergibt sich der wichtige Satz: *Jedes Akzidens ist das, was es ist, nur im Verhältnis zum Ganzen; es hat aber in sich selbst Substanznatur* — kraft seiner Gliedlichkeit[1]). — Aus diesem Satze der Gliedlichkeit und der verhältnismäßigen Substanzialität (Ganzheit) der Akzidentien folgt insbes., daß die Veränderuugen in der Natur nicht in dem hohen Maße wie die aristotelische Naturlehre annimmt, auf dem „Untergange der substantialen Form" beruhen, sondern zumeist auf Umgliederung! Die meisten Naturvorgänge gehen ebenso wie die organischen und geschichtlichen als Umgliederung von Ganzheiten vor sich, z. B. die einzelne Bewegung als Umgliederungsvorgang im Ganzen des „Gravitationsfeldes".

Was nun das letzte Merkmal des Substanzbegriffes anlangt, so erfährt gerade dieses durch die Ganzheit die bedeutsamste Berichtigung. Nur im Sinne der Kategorie der Unberührbarkeit ist das Ganze jeder Stufe (als Teilganzes, Zwischenganzes, Glied) dasjenige, das eines Trägers nicht bedarf und in sich selbst Bestand hat — sofern es selber das in sich Gegliederte ist, sofern es irgendwo „Mitte" ist. Aber sofern es selber Glied einer Ganzheit ist, ist es nicht das in sich Bestehende, sondern das in oder an seiner Ganzheit Bestehende, ist es Akzidens, nicht Substanz. Es ergibt sich der Begriff einer bloß beziehungsweisen, bloß stufenhaften Substantialität. *Jede Substanz ist zugleich Akzidens, jedes Akzidens ist zugleich Substanz* — denn jedes Ganze ist zugleich Glied, jedes Glied, seinen Untergliedern gegenüber, Ganzes. Absolute Substanz ist nur das Urganze oder Gott.

---

[1]) Nach dem Eigenleben des Gliedes und nach dem Satz: Nichts ist nur Umkreis, nichts ist nur Mitte, S. 254 ff.

3. Teilnahme oder μέθεξις.

Schon oft ist in unseren früheren Untersuchungen die Frage aufgetaucht, wie weit eigentlich von einer „Teilnahme" des Gliedes am Ganzen gesprochen werden kann, wir sind aber ihrer Erörterung immer wieder aus dem Wege gegangen. Nun erst haben wir alle Vordersätze in der Hand, die uns zu einer Behandlung dieser schwierigen Frage am besten rüsten.

Bei Platon spielt bekanntlich der Begriff der „μέθεξις" oder Teilnahme (participatio, auch μίμησις, Nachahmung) eine entscheidende Rolle. Soferne die platonischen Ideen als jenseitige und abgetrennt von den Dingen gedacht werden, nicht den Dingen immanent wie bei Aristoteles, entsteht die Frage, wie ihre Darstellung in der Welt möglich sei? Die Antwort lautet: Dadurch, daß die Dinge an ihren Ideen „teilnehmen"[1]).

---

[1]) Vgl. die Darstellung Willmanns, Gesch. des Idealismus, 1907², Bd. I, S. 431 ff., „Die Ideen geben den Dingen Existenz und den Gedanken Geltung; durch Teilnahme an ihnen werden die Dinge wirklich, die Gedanken wahr." (S. 440.) — Platon hält die Transzendenz der Ideen bekanntlich allerdings nicht streng fest. Vgl. Zeller, Philosophie der Griechen, 2. Teil, 1. Abt., 1922⁵, S. 643 ff., bes. 686 ff., 744 ff. u. ö., sowie den Anhang von E. Hoffmann, wo es heißt: „Aber es ist ganz irrig, aus der Teilnahme des Zeitlichen am Ewigen für Platon zu folgern, daß das Ewige im Zeitlichen als immanente Kraft auftrete. μίμησις, μέθεξις, κοινωνία [Gemeinschaft] sind Tendenzen der empirischen Dinge; nur die παρουσία [das Dabeisein, die Gegenwart] wird von der Seite der Idee ausgesagt. Jene drei sind Akte des Strebens in bestimmter Richtung, in der παρουσία aber steckt dem Worte und der Sprache nach das Sein, das, wie jedes Anwesendsein des Urbildes im Abbild, stets ein Transzendentes bleibt." (S. 1093.) —

Auch in der scholastischen Philosophie findet das Problem keine volle Lösung, wie die folgenden Sätze Thomas' zeigen (angeführt nach Schütz, Thomas-Lexikon, 1895², S. 563): Participans est in potentia ad participatum (8 phys. 21 c); Omne participatum comparatur ad participans ut actus eius (th. I. 75. 5 ad 4) — jedes Ding, an dem etwas teilnimmt,

Hier entsteht aber für unsere Auffassung eine Schwierigkeit. Wenn die Dinge oder Glieder an ihren Ideen oder Ganzheiten (in diesem Zusammenhange sei diese Gleichsetzung erlaubt) „teilnehmen“: dann müßten sie schon dagewesen sein, bevor sie teilnehmen, also schon vor jener Teilnahme, die ihnen doch erst Sein und Wesen geben soll. Anders gesagt, sie müßten vor ihrer Teilnahme das sein, was sie doch erst durch Teilnahme werden. Daraus ergibt sich, daß der Begriff der Teilnahme gegen den Satz verstößt: Das Ganze ist vor den Teilen; in ihm liegt umgekehrt der falsche Satz enthalten: der Teil ist vor dem Ganzen, denn nur wer schon da ist, kann — hinterdrein! — teilnehmen. „Teilnahme“ verstößt ferner in diesem Sinne auch gegen den Begriff der Gezweiung, denn er schließt in sich, daß etwas, *bevor* es Glied der Gezweiung ist, schon dagewesen sein könne und *nachträglich* in die Gezweiung „eingehen“, an ihr „teilnehmen“ könne. — Es ist allerdings zu bedenken, daß bei Platon und Aristoteles durch die Annahme einer eigenen „Materie“ gegenüber den „Ideen“ diese Schwierigkeit nicht in voller Schärfe zur Geltung kam, obzwar sie auch da insofern zu Recht besteht, als die Materie, das bloß Potenzielle, nicht schon das Ding ist, welches „teilnehmen“ könnte.

Aus dieser Unvollziehbarkeit des Begriffes der Teilnahme, der μέθεξις, folgt, daß es überhaupt nicht eine eigene Idee und

---

verhält sich zu dem an ihm Teilnehmenden wie dessen Wirklichkeit. Ferner heißt es: Omne participans componitur ex participante et participato.

Diese Sätze sind dadurch bemerkenswert, daß sie nur das Verhältnis von Aktus und Potenz, zwischen Teilnehmendem (Gliede) und jenem, an welchem teilgenommen wird (dem Ganzen), festlegen. Es ist aber nicht aufgeklärt, wieso dasjenige, was nur *Potenz* eines Aktus ist, an ihm „teilnehmen“ könne — da es doch vor dem Akt nicht ist und auch, nachdem es ist, nicht ohne den Akt sein kann. Wenn daher auch keiner der obigen Sätze unrichtig ist, bleibt doch das Problem ungelöst, was eigentlich „Teilnahme“ sei. Es wird bloß das Möglichkeits- und Wirklichkeitsverhältnis, das dabei statthat, bestimmt.

einen eigenen Gegenstand als einander *Gegenüberstehende* geben kann. Die Idee wäre in diesem Falle das „Ganze als solches", welches aber nach unseren früheren Ergebnissen nicht erscheinen kann; der ihr gegenüberstehende Gegenstand wäre der Doppelgänger der Idee, der aber, da die Weise der Ebenbildlichkeit die Vermannigfaltigung verlangt, unmöglich ist; oder er wäre das (einzelne) „Glied für sich", welches aber, wie wir sahen, ebenfalls nicht bestehen kann. Das Ganze wird *in* den Gliedern geboren, sahen wir, was in der alten Schulsprache die „Immanenz", nicht die „Transzendenz" der Idee heißt. —Damit wäre zunächst nur eine bestimmte, von den Auslegern bekanntlich umstrittene, platonische Fassung des Ideenbegriffes abgelehnt. Es folgt aber aus dem Dargelegten: daß wir auch die reine „Immanenz" der Idee in den Dingen ablehnen müssen, denn bei reiner Immanenz verschwände zwar die Teilnahme, aber es ginge dann das Ganze in den Teilen auf. Nach dem Satze: „Das Ganze geht in den Teilen nicht unter", ist reine Immanenz, da sie ein Aufgehen bedeutet, begrifflich unmöglich. Die Selbstbewahrung, Unveräußerlichkeit, Unauflöslichkeit des Ganzen als unausgegliedertem Grund ist es vielmehr, welche diese Frage zuletzt entscheidet. Der aristotelisch-scholastische Begriff der „Immanenz" erfährt hier, so dürfen wir sagen, eine Berichtigung durch den Begriff des Enthalten-Bleibens des Gliedes im Ganzen oder der *Rückverbundenheit.* Dabei setzen wir das früher wiederholt erörterte Lehrstück, daß das Glied in seinem Eigenleben sich aktuell vom Ganzen getrennt findet, hier voraus. Es ist zu betonen, daß schon dieses Lehrstück allein *jede Immanenz im Sinne eines Monismus und Pantheismus ausschließt.*

Dies alles erwogen, folgt: Es gibt keine „Teilnahme" des Gliedes am Ganzen, aber Rückverbundenheit des Gliedes! Der Begriff der Rückverbundenheit und der Begriff der Selbfremd-

heit des Gliedes, das nicht nur mit sich selbst einerlei ist, sondern auch im Grunde wohnt — dieser Begriff in allen diesen Wendungen ist es, welcher das Verhältnis von Ganzem und Glied vollständig aufklärt und an die Stelle des unvollziehbaren Begriffes der Teilnahme oder participatio tritt.

Wie steht es, so müssen wir nun weiter fragen, mit dem Begriffe der Teilnahme, wenn das Glied in seinem genetischen, nicht bloß im systematischen Zusammenhange betrachtet wird? Die eben angestellte Betrachtung war eine rein systematische, in genetischer Hinsicht aber galt uns der Satz: Ganzes kommt nur aus Ganzem. Darum tritt in der Erfahrung niemals eine vom Himmel gefallene Ganzheit in Teile auseinander — sondern sie ist immer schon da, sie kommt als Ganzes (als Keim) von einem anderen Ganzen her und vollendet sich nur durch entfaltende Umgliederung. Das Aktuelle ist g e n e t i s c h immer das Erste, in welchem Sinne der uralte aristotelische Satz gilt: „Der Akt ist früher als die Potenz" — wäre also dem aktuell jeweils schon Vorhandenen nicht doch „Teilnahme" möglich, in dem Sinne, daß es schon vor der Teilnahme da ist? — Demgegenüber ist zuerst festzustellen, daß im Gange der Umgliederung das Ganze (das sich als actus purus dem Teil gegenüber verhält) das Glied s e t z t, d. h. es ausgliedert; wofür der ausführlich erörterte Fall, wie die Leistung den Leistungsträger, die Leistung das Organ schafft, ein Beispiel bildet. Auf solche Weise setzt aber das Ganze die Glieder überhaupt. Entscheidend ist dann, d a ß i n d i e s e m S e t z e n s c h o n „T e i l n a h m e" d e r G l i e d e r i m S i n n e d e r R ü c k v e r b u n d e n h e i t m i t i n b e g r i f f e n i s t, d a e s k e i n e A u s g l i e d e r u n g o h n e I n n e b l e i b e n, o h n e R ü c k v e r b u n d e n h e i t d e s A u s g e g l i e d e r t e n g i b t. Und da diese Rückverbundenheit, wie wir sahen, Selbstaufhebung ist, da ein Lebenskreislauf der Selbstaufhebung und der Neuschöpfung

des Gliedes den Bestand jeder Ganzheit ausmacht, so löst sich die „Teilnahme“ auch hier wieder auf, da sie keine Teilnahme eines (vor der Teilnahme) schon Bestehenden, sondern ein Verflochtensein in den Existenzkreislauf der Ganzheit selber, ein Bestandteil-Sein oder Glied-Sein ist.

Vgl. dazu die oben S. 288 f. gegebene Begründung des Satzes: „Rückverbundenheit ist vor Ausgliederung, Selbfremdheit vor Selbstgleichheit.“

V.

Gezweiung, Dreizahl, dialektische Methode.

Daß im Begriffe der Gezweiung die Dreizahl enthalten ist, liegt am Tage, es ist eine Mitte, die mehrere Glieder, mindestens zwei, ausgliedert, und in der sich mehrere Glieder, mindestens zwei, aufheben. Mit dem Begriffe der Mitte (des Zentrums) ist darum unweigerlich die Dreizahl als Grundgerüste gegeben. Aber auch mit dem Begriffe der Rückverbundenheit ist sie gegeben, da nicht die Selbstaufhebung Eines Gliedes, sondern mindestens zweier begriffsgemäß ist. Dagegen wäre mit dem Begriffe der Mitausgegliedertheit bloß die Zweizahl gegeben; ihm fehlt die befassende, über den Mitausgegliederten stehende, Mitte.

Das Verhältnis dieser Drei-Faltigkeit der Gezweiung zum christlichen Trinitätsbegriff soll hier in seiner Ähnlichkeit nicht erörtert werden. Doch sei auf den Unterschied hingewiesen, der hier von Anbeginn vorliegt. In der theologischen Trinitätslehre handelt es sich allein um einen esoterischen Vorgang in Gott, um eine innergöttliche Dreiheit, nicht um einen Vorgang in der Geschöpflichkeit. Die Kategorie der Gezweiung handelt aber naturgemäß nur von den ausgegliederten Dingen. Darum steht das, was die Lehre von den Seinsweisen in der Gezweiung über die Dreifaltigkeit findet, für sich und unabhängig von der rein theologischen Dreifaltigkeit.

Dagegen hat die Dreizahl der Gezweiung ihr Verhältnis zu der dialektischen Methode Fichtes und Hegels aufzuklären. Der Hauptunterschied ist dieser, daß nach der dialektischen

Methode 1. Kettenglieder vorhanden sind, d. h. „Glieder" nur im Sinne einer Reihe; und 2. daß diese Reihenglieder im Verhältnis der Verneinung zueinander stehen: A : —A : ∓A, Setzung, Negation, Negation der Negation, welch letztere auch als „Synthesis" gefaßt wird, insoferne mit Recht, als das dritte Glied notwendig eine Negierung eines selber Negierten ist, also nicht nur das zweite, sondern auch das erste Glied (wie? ist allerdings eine eigene Frage) mit betrifft. — Anders ist aber das Verhältnis der drei Glieder in der Gezweiung. Sie kennt nur eine Mitte mit zwei Gliedern; „zwei" nur in dem Sinne, daß jedem Gliede mindestens ein Gegenglied entsprechen muß. Die Gegenglieder sind daher als „zwei" nur ein Schema, nicht ein Konkretum. Darum bleibt dem ganzheitlichen Verfahren der Gezweiung ein freier Spielraum der verwickelten und vielfältigen Wirklichkeit gegenüber; was die dialektische Methode, die an A: —A : ∓A streng gebunden ist, nicht von sich sagen kann. Wichtiger noch ist dieser Umstand: Es sind keine bloßen und überhaupt keine eigentlichen Gegensätze nach der Art von — und +, um die es sich bei Glied und Gegenglied in der Gezweiung handelt, sondern bloß solche Verschiedenheiten, wie sie sich aus der organischen Ungleichheit und aus der Entsprechung des Verbundenseins der Glieder in ihrer Mitte ergeben. Also auch hier wieder die völlige Freiheit unseres Verfahrens gegenüber der Wirklichkeit und Erfahrung, während die dialektische Methode trotz des großen Kerns von Wahrheit, der in ihr steckt, an der Enge, an der geringen Aufnahmefähigkeit von empirischer Mannigfaltigkeit leidet und daran zuletzt auch scheitern mußte.

Auch die Unvollkommenheit der Reihenform endlich ist im Begriffe der Gezweiung überwunden. Die Reihe hat etwas Mechanisches, unaufhörlich Fortgehendes und etwas Zeitliches

an sich. Trotzdem die dialektische Methode dieses Bestimmungsstück auszuschalten trachtet — der dialektische Aufbau der Welt in Schellings und Hegels Naturphilosophie war zeitlos gedacht — wirkte die Reihe immer wieder störend, nämlich als Zeit setzend, wodurch der Entwicklungsbegriff der deutschen klassischen Philosophie, der im Grunde rein systematisch gemeint war, notwendig einen zeitlichen Einschlag erhielt. Der Begriff der Gezweiung ist dagegen zeitlos, denn sein Schema ist nicht die Reihe, sondern die Ausgliederung aus einer Mitte, nicht das Nacheinander, sondern das Ineinander und Füreinander der Glieder sowie ihr Stufenbau. Die rein systematisch (zeitlos gedachte) Ausgliederung und die entfaltende (zeitlich-genetisch gedachte) Umgliederung, scheiden sich nun von selber genau.

Zusammenfassend dürfen wir sagen: das Verfahren der Gezweiung hat das Schema der Dreizahl, erfaßt aber nicht den bloßen Gegensatz, sondern als ebenbildliche Ungleichheit die organische Entsprechung und die gemeinsame Mitte, ferner nicht die bloße Reihe, sondern die Gliederung, den Stufenbau und die Mittewendigkeit der Teile; sie trennt endlich die reine oder systematische Ausgliederung von der entfaltenden Umgliederung in der Zeit und überwindet hier wie dort alles Mechanische[1]).

Im Begriffe der Gezweiung liegt auch ein Weg, von der Dreizahl zur Vierzahl zu gelangen. Aus der Dreizahl wird die Vierzahl, aus den drei Bestimmungsstücken der Gezweiung wird ein viertes, wenn man aus dem inneren Kreislauf oder Umtrieb derselben (Mitte — Glieder — Rückverbundenheit der Glieder im Zentrum) heraustritt und auf das Produkt dieses inneren Umtriebes hinsieht, nämlich auf die weitere Ausgliederung, die Setzung von Untergliedern durch die ge-

[1]) Vgl. auch oben S. 33 die Bemerkung über die Entgegensetzung bei Fichte.

zweiten Glieder. Dann ist das Produkt ein viertes Bestimmungsstück. — Für die Handhabung des Gezweiungsbegriffes als Forschungsverfahren ist es nötig, diese weitere Scheidung zu beachten. Auch hier findet nirgends eine einfache Entgegensetzung statt. Auch das Produkt ist darum nicht die synthetische Vereinigung zweier ihm vorangegangener grundsätzlicher Momente. Wir können dieses Ergebnis in den Satz fassen: Es ist die Weise des Seins, daß nicht aus Zweien ein Drittes, sondern aus Dreien (indem sich Zwei in ihrer Mitte aufheben) ein Viertes hervorgeht.

Baader ist bereits über die Dreizahl der dialektischen Methode zur Vierzahl gelangt und hat den obigen Gedanken aus anderen Voraussetzungen her als den der Ganzheit begründet.

VI.

Der Gottesbeweis aus dem Begriffe der Ganzheit.

Seit Kant die Gottesbeweise prüfte und mit Unrecht zu leicht befand, sagt man wohl, es gebe überhaupt keine Beweise für das Dasein Gottes, denn dieses Dasein sei die Voraussetzung alles Beweisens wie alles Seins; diese Voraussetzung müsse angenommen oder geglaubt werden, logisch bewiesen werden könne sie nicht! — Es geht aber hier so, wie es immer zu gehen pflegt, wenn sich der Verstand ausschließlich auf das rein logische oder richtiger logistische Feld begibt. Die Klugen überbieten sich dann in Spitzfindigkeiten, so daß sie den Boden unter den Füßen verlieren. Es kann wohl kaum ein traurigeres Zeichen für ein Zeitalter geben, als wenn es nach Gottesbeweisen erst suchen muß und diese nicht weit sicherer hat als das Fallgesetz oder den Entropiesatz, denn dann ist nicht nur die innere Stimme stumm, sondern auch das Wissen unwissend, weil äußerlich geworden[1]).

Die Grundzüge des Seins bieten dem Wissen einen vollgültigen Beweis des Daseins Gottes. Wäre dem nicht so, dann müßte das Undenkbare denkbar sein, nämlich, daß es ein Werk geben könne, das nicht von seinem Meister Zeugnis ablegte.

[1]) Leider ist gerade auch in diesem Punkte Kant noch der tragische Vertreter der Aufklärung und hat von überlegenen Philosophen, wie Fichte, Schelling, Hegel und Baader seine Berichtigung erfahren müssen. Man vergleiche Hegels kurze, ins Herz treffende Gegenbemerkungen über Kants Kritik des ontologischen Gottesbeweises in der Enzyklopädie, § 51.

Aus unserer Lehre von den Seinsweisen ergibt sich folgender Satz:

Jede Ganzheit ist selbst Glied; jedes Glied weist auf eine höhere Ganzheit hin und zuletzt auf Gott.

Folgende kurze Erläuterung zu diesem Satze, die insbesondere ein Eingehen auf die Frage noch anderen Gottesbeweisen vermeidet, möge genügen:

1. *Erläuterung von der Weise der Ausgliederung aus.* Der Hinweis jedes Gliedes auf seine ihm übergeordnete und es enthaltende Ganzheit, dieser Ganzheit wieder auf eine höhere usf. gleicht *nicht* dem Hinweise auf die Kette der Ursachen und Wirkungen. Von der Wirkung kann auf die Ursache, von dieser wieder auf eine andere Ursache, von dieser abermals auf die frühere geschlossen werden, und so weiter bis ins Unendliche. Mit Recht wird der Beweis von der Wirkung auf die Ursache für das Dasein Gottes verworfen. Denn aus dem Begriffe der Ursache folgt nicht der Begriff einer ersten und obersten Ursache; sondern, da die Ursache nur die mechanische, äußere Aufeinanderfolge ohne Sinn und Ziel begriffsgemäß in sich schließt, so folgt aus ihr auch nicht, daß diese Kette irgendwo aufhören müsse oder auch nur könne. Anders der Begriff der Ganzheit! Das Verhältnis: Ganzes — Glied schließt in sich die Auseinanderfolge, schließt in sich die sinnvolle Setzung oder Ausgliederung, nicht die mechanische Reihe. Wie aus einem Aufbau von Schlußfolgerungen, der sog. Schlußkette, wenn man vom letzten Gliede, dem Ergebnis, ausgeht, nicht folgt, daß man unaufhörlich zu weiteren Prämissen fortgehen muß, sondern im Gegenteil: daß man zuletzt notwendig auf eine erste Prämisse komme; ebenso folgt aus der Ganzheit nicht, daß man unaufhörlich zu immer höheren Ganzheiten fortschreiten müßte, sondern im Gegenteil: *daß man zuletzt zur obersten Mitte, zur Urmitte gelange.* Die logische Prämisse ist *ihrem* Be-

griffe nach das Erste, dasjenige, welches begriffsgemäß ausschließt, daß vor ihm und über ihm etwas Höheres sei. Wo der Begriff „Mitte“ (Zentrum) überhaupt gilt, da weist er auf ein innerstes, eine letzte Mitte hin. Wer daher den Begriff „Ganzheit“ und den daraus folgenden „Glied“ und „Mitte des Gliedes“ überhaupt annimmt, der nimmt damit auch den Begriff der höchsten und letzten Mitte an.

Die Ursächlichkeitsvorstellung gleicht einer Linie, die immer wieder verlängert werden kann, daher nie an ein Ende kommt; der Begriff der Ganzheit einem Kreis, der vom Umfang zu immer mehr innen liegenden Punkten und schließlich zu jenem Punkte führt, welcher der letzte, innerste, der Mittelpunkt ist, hinter dem es keinen noch innerern mehr geben *kann*.

Man darf gleichwohl den geforderten Weg der Ganzheit nicht auf so äußerliche Weise gehen, daß man etwa von unsrer Erde aus zur Ganzheit „Planetensystem“, von diesem aus zur Ganzheit „Fixsternhimmel“ fortginge und von da noch weiter zu gehen begehrte: der Weg der Ganzheit ist kein äußerer! Man muß darum von jeder Ganzheit zu ihrer *inneren Mitte* gehen. Also nicht von der Ganzheit „menschlicher Körper“ zur Ganzheit „irdische Körperwelt“ oder „Erde“, von da zur Ganzheit „Planetensystem“ usw.; sondern von der Ganzheit *Kosmos* zu jenem Zentrum, das den Kosmos belebt, beseelt und ausgliedert; von der Ganzheit Leib zur Ganzheit Seele; und von da überall zur letzten Ganzheit oder dem Göttlichen. Überdies ist die Frage, wie man den Aufbau des Weltganzen zu denken habe, eine andere als jene, ob man Ganzheiten zu denken habe und ob man vom Denken der Ganzheiten zum Denken ihrer letzten Urmitte fortschreiten müsse. Das erstere ist ein Gegenstand wissenschaftlicher Forschung, das letztere eine rein logische Frage, die, einmal gestellt, auch schon entschieden ist. Ganzheit fordert Mitte, Gliederbau von Ganzheiten Urmitte, Gottheit.

Außer dem angezeigten Wege vom Glied zur Mitte ist es noch ein anderer, der zum Ziele führt: die Überlegung, daß „Glied" den Begriff des *sinnvoll* Ausgegliederten in sich schließt. Diese Überlegung ist verwandt und nähert sich dem Zweckmäßigkeitsbegriffe und damit dem sog. teleologischen Gottesbeweise, auch „ex gubernatione rerum" genannt. Wie aber der Begriff der sinnvollen Ganzheit mit dem „Zweckbegriffe" nicht einerlei ist, so auch unser Beweis aus dem Sinngehalt der Ganzheit nicht einerlei mit dem teleologischen. Unser Beweis ist lediglich ein solcher aus der Seinsweise, jener will ein solcher aus dem aufgezeigten Zwecke sein. Ein Zweck muß aber *inhaltlich begriffen* werden. Da nun viele Dinge der Welt in ihrem Zwecke nicht einleuchten und auch das Zweckwidrige in seiner Unvermeidlichkeit schwer einleuchtet, ist der teleologische Beweis, als rein logischer Gedankengang gesehen, nicht zwingend. Der Begriff des Gliedes als eines nur schlechthin, nur formal, nur weisegemäß (kategorial) *Sinnvollen* dagegen sieht von einem Zweck*inhalte* und von der Möglichkeit, diesen selbst zu begreifen und zu rechtfertigen, ab! Jede Ganzheit ist sinnvoll gegliederte Ganzheit, auch wenn ihr Zweck nicht erkannt, nicht gerechtfertigt werden kann. Es folgt dann aber, wenn ein Sinnvolles angenommen ist, daß es auf ein sinnvoll Setzendes, auf eine Ganzheit *als Schöpfer*, hinweisen muß — welche setzende, schöpferische Ganzheit wieder begriffsgemäß auf höhere Setzende und endlich auf ein letztes Setzendes, ein oberstes Sinnvolles, von dem aller Sinn herkommt, hinweist. Für den Standpunkt der Ganzheit ist, um dies noch besonders hervorzuheben, auch das Unzweckmäßige nicht zweck*frei*, sondern nur zweck*widrig*, es ist zweckmäßig mit negativem Vorzeichen, fällt aber nicht aus dem Zweckhaften heraus, es ist zwar inhaltlich unbegreifbar oder unschlichtbar, aber es ist stets, formal genommen, etwas Sinnvolles und Ganzheitliches! Dasjenige dagegen, was

außerhalb von ganzheitlichem Sinn stünde — wie das rein Mechanische (das es aber nicht gibt) — könnte weder zweckwidrig noch zweckvoll sein. Für den Standpunkt der Ganzheit kommt es immer wieder nur darauf an, das Mechanische zu überwinden. Indem sie nicht mehr verlangt, bleibt ihr Standpunkt unbesiegbar. Erst wenn man darüber hinausstrebt und von der baren Ganzheit zum Zweckinhalte übergeht, gerät man in eine logisch angreifbare Stellung.

2. Erläuterung von der Weise der Rückverbindung aus. Das Erste, was sich aus der Rückverbundenheit des Gliedes in seiner Ganzheit ergibt, ist die Abweisung des sogenannten „Pantheismus". Das Verhältnis der Geschöpfe zu ihrem Ganzen bedeutet niemals eine Vermischung von Schöpfer und Geschöpf, darum niemals „Pantheismus" im Sinne der Vereinerleiung Gottes mit der Welt. Es ist Urweise des Seins und die Rückverbundenheit beruht darauf, daß sich das Ganze in den Gliedern nicht erschöpft, in ihnen nicht untergeht, sondern, indem es die Glieder zur Ausgeburt bringt und sich in ihnen darstellt, doch zugleich in sich verharrt und bei sich selbst bleibt. Wenn darum der Schöpfer im Geschöpf nicht untergeht, so folgt auch notwendig, daß er sich mit seinem Geschöpfe nicht vermischt und vereinerleit, daß er nicht, um es so auszudrücken, sich selbst als Stoff für das Geschöpf hergibt, sondern sein Herr und Meister bleibt. Da aber das Geschaffene und Ausgegliederte zugleich im Schöpfer und nur in ihm als Rückverbundenes nach der Weise der Selbfremdheit besteht, so folgt daraus wieder, daß der Schöpfer trotz der Nicht-Vereinerleiung sein Geschöpf auch nicht bloß veräußert und aus sich heraussetzt, sondern zugleich verinnert und bei sich behält, daß er es nicht verläßt, sondern als Glied der dargestellten Ganzheit in sich befaßt. Indem der Schöpfer als Urmitte und Fünklein in allen Geschöpfen und Gliedern verweilt und alle ihm als ihrer Urmitte und letztem

Grunde einwohnen, sind alle Geschöpfe in der unergründlichen Gottheit enthalten, aber er nicht in ihnen.

Der Beweis einer letzten Ganzheit aus der Rückverbundenheit ist ein zweifacher. Zuerst, ähnlich jenem aus der Ausgliederung, ein rein formal-gefügemäßiger, der dahin geht, daß Existenz, vollendete Wirklichkeit, nur durch Gründung oder Rückverbundenheit des Gliedes in seiner Mitte möglich ist; indem begriffsgemäß jede Mitte auf ein höhere hinweist, in der sie selber gründet, führt sie notwendig auf die letzte oder Urmitte hin, auf Gott.

Aber mit der Hinwendung des Gliedes zu seiner Mitte und seinem höchsten Ganzen ist noch ein anderer, ein innerer Beweis gegeben, den der Mensch findet, wenn er recht zu fahnden weiß und den Weg zum Innern als zu seinem Grunde recht verfolgt, zu jenem Grunde, den zuletzt jede Kreatur in ihrer Art und auf ihrer Ebene als festen Punkt in sich hat. Kraft der Urweise der Rückverbundenheit muß die Seele auch ein absolutes inneres Wissen von Gott haben, freilich kein begriffliches, kein Verstandeswissen, nicht bloß ein logisch-diskursives, das auch ausgleiten kann. Denn was dem Menschen, wie die Hinwendung zu seiner Mitte und seinem Grunde, weisegemäß innerster Lebensnerv, letzter Quell und erstes Sein ist, was ihm Heilung und Wiedergeburt, Anfang und Ende bedeutet, sollte das kein inneres Zeugnis, keine innere, einblickende Gewußtheit, die über Verstand und Beweis steht, für ihn erbilden? Je mehr das menschliche Gemüt sich in sich selbst versenkt, je tiefer es in sein eigenes Geheimnis hinabsteigt, um so mächtiger verspürt es den lebendigen Drang des Herzens, der es zum Ziele hinweist und den die Worte des hl. Augustinus klar vernehmlich gedeutet haben:

„Du hast uns zu Dir geschaffen, und unruhig ist unser Herz, bis es Ruhe findet in Dir.“

Sachverzeichnis[1].

Die Zahlen bedeuten die Seiten.

[1] Angefertigt von Herrn Oskar Morgenstern.

Die Herdflamme

Sammlung der gesellschaftswissenschaftlichen Grundwerke aller Zeiten und Völker

Herausgegeben von

Professor **Dr. Othmar Spann**, Wien

Verlag von Gustav Fischer in Jena

Bd. 1: **Die Elemente der Staatskunst.** Öffentliche Vorlesungen vor dem Prinzen Bernhard von Sachsen-Weimar und Versammlung von Staatsmännern und Diplomaten im Winter 1808 09 zu Dresden gehalten von **Adam H. Müller.** Mit einem noch unveröffentlichten Bildnis des Verfassers nach Gerhard von Kügelgen und mit einer Einführung, erklärenden Anmerkungen und bisher ungedruckten Originaldokumenten versehen von Dr. Jakob Baxa. Zwei Bände. Mit 3 Tafeln. XXIV, 475 u. 606 S. 8° 1922 Gmk 7.50, geb. 10.50

Zeitschrift für Volkswirtschaft u. Sozialpolitik 1922, Heft 1/3, S. 164: „ . . . In treffender Kürze führt Baxa in die „Grundlagen der romantischen Staatswissenschaften in Deutschland" ein. Den Text der Elemente erläutert er durch umfassende Anmerkungen. Da es für den in der individualistischen Auffassung Erzogenen nicht leicht ist, sich in die romantisch-universalistische Betrachtungsweise hineinzufinden, ist diese Einführung sowie die erklärenden Anmerkungen besonders wertvoll. In einem Anhang sind . . . neue Originaldokumente zu Müllers Leben und Schaffen veröffentlicht. . . . Es seien hieraus besonders die „Briefe über Religion" hervorgehoben. Den Beschluß des Werkes bilden je ein Schriften-, Sach- und Namensverzeichnis, welche die Brauchbarkeit der Ausgabe beträchtlich erhöhen." Dr. Gustav Seidler-Schmid

Bd. 2: **Versuche einer neuen Theorie des Geldes (mit besonderer Berücksichtigung Großbritanniens) (1816).** Von **Adam H. Müller.** Mit Einführung und erklärenden Anmerkungen versehen von Dr. Helene Lieser, Wien. VIII, 331 S. 8° 1922 Gmk 2.50, geb. 3.50

Das reifste Werk Adam Müllers, das mehr als ein Geld-Buch ist, da es zugleich seine staatsmännischen und volkswirtschaftlichen Ansichten zusammenfassend darstellt.

Inhalt: Einleitung. 1. Familienvermögen und Privatvermögen. 2. Verhältnis der Personen und Sachen zueinander und zum Staate. 3. Feod und Allod. 4. Die Ehe und die Familie, als Schema aller Haushaltung. 5. Die Oekonomie in der Bewegung betrachtet. 6. Von dem Werte, den die ökonomische Kraft durch ihre Richtung erhält. 7. Produktion und Konsumtion. 8. Von der Welthaushaltung und den edlen Metallen. 9. Vom Bedürfnis. 10. Von den Gesetzen, als einzigem und höchstem Resultate aller Oekonomie. — Grundlegungen einer neuen Theorie des Geldes. 1. Von dem einzelnen Menschen, als Vorbilde der Staatshaushaltung. 2. Von der Kugel, als ökonomiscnes Schema. 3. Vom Gelde. 4. Unterschied der Wechselsklaverei und der freien Wechselwirkung, zwischen den ökonomischen Kräften. 5. Vom Maßstabe. 6. Von der Münze. 7. Daß der Wertmaßstab nicht bloß Größen, sondern auch Richtungen und Verhältnisse messen solle. 8. Von den beiden Elementen des Wertmaßstabes: dem Metallmaßstabe und dem Kreditmaßstabe. 9. Vom Ueberfluß und vom Mangel des Geldes. — Einführung der Herausgeberin. — Anmerkungen. — Sachverzeichnis.

Bd. 3: **Ausgewählte Schriften zur Staats- und Wirtschaftslehre des Thomas von Aquino.** Neue Übertragung mit Anmerkungen, lateinischem Paralleltext und einer kritischen Einführung von Dr. Friedr. Schreyvogel, Wien. III, 448 S. 8° 1923 Gmk 5.—, geb. 6.—

Bd. 4: **Augustinus, Der Gottesstaat.** Die staatswissenschaftlichen Teile ausgewählt, übersetzt, mit lateinischem Paralleltext und mit Anmerkungen versehen von Univ.-Prof. D. Dr. Karl Völker, Wien. III, 194 S. 8° 1923 Gmk 2.50, geb. 3.50

Während Thomas von Aquino, der sammelnde und ordnende Geist des Mittelalters überhaupt, die repräsentative Erscheinung einer Kulturepoche voll Inhalt und Ausdruck vertritt, in dessen Jahrhundert der Gedanke des christlichen Universalreiches voll verwirklicht ist, leuchtet aus dem Werke Augustinus' der Geist riesenhafter Entwürfe. Seine Darstellung erschaut, im mystischen Erleben verwurzelt, vorahnend die Umrisse einer christlichen Welt, die Jahrhunderte später in praktischer Organisation verwirklicht war.

Beide Bücher verbreiten über die geistigen Verhältnisse des Mittelalters ein durchaus einheitliches und organisches Bild. Gestützt auf den Urtext, wird der wahre Sinn der mittelalterlichen Lebensorganisation und Begriffsinhalte aufgezeichnet. Sie werden der leidenschaftlichen Erörterung über die Frage vielfach neue Gesichtspunkte eröffnen können.

Bd. 5/6: **Platons Staatsschriften.** Griechisch und deutsch. Text der Oxoniana, durchgesehen und neu übersetzt, erläutert und eingeleitet von Dr. Wilhelm Andreae, Berlin.

Teil 1: Briefe. XXVIII, 200 S. 8° 1923 Gmk 3.—, geb. 4.50

Teil 2—4: „Staat". „Gesetze". „Staatsmann". *In Vorbereitung*

Bd. 7: **Altindische Politik.** Eine Übersicht auf Grund der Quellen. Von Prof. Dr. Alfred Hillebrandt, Breslau.

Verf. versucht in diesem Werk eine Uebersicht über die altindische Politik zu geben, ihre theoretischen Gedanken wie ihre praktische Ausgestaltung. Indien hat nicht nur Philosophen, Religionsstifter und Grammatiker, sondern auch politische Denker hervorgebracht, die auch noch heute wichtige Fragen erörtert und in den mannigfachen Reichen ihrer Heimat die Anregung dazu gefunden haben. Sie wußten, was es heißt, ein Reich zu regieren. In der gegenwärtigen Zeit allgemeinen staatspolitischen Interesses dürften die Stimmen dieser indischen Staatsmänner nicht ungehört bleiben.

Bd. 8: **Gesellschaft und Staat im Spiegel deutscher Romantik** Die staatswissenschaftlichen Schriften der Romantiker, ausgewählt und erläutert von Dr. Jakob Baxa, Wien. *Im Druck*

Bd. 9: **Der Staat der Germanen.** Eine Quellensammlung. Von Dr. E. Klebel, Wien. Zwei Bände. *In Vorbereitung*

Der Verfasser wird in zwei Halbbänden eine Uebersicht der wichtigsten Stellen über das Staatsrecht der Germanen geben und die aus Gesetzen, Urkunden und Erzählungen stammenden Belege durch das von der Sprachwissenschaft und der historisch-geographischen Forschung gebotene Material ergänzen. Der erste Halbband soll die Zeit bis zu den Karolingern, der zweite die unter römisch- und kirchenrechtlichem Einfluß entstandenen Veränderungen bis 1100 behandeln.

— Die Sammlung wird fortgesetzt. —

Weitere Schriften von

Othmar Spann

Verlag von Gustav Fischer in Jena:

Fundament der Volkswirtschaftslehre. Dritte, neuerdings durchgesehene Auflage, mit einem Anhang: **Vom Geist der Volkswirtschaftslehre.** XVI, 382 S. gr. 8° 1923 Gmk 7.—, geb. 9.—

Inhalt: Einleitung. § 1. Was soll die strenge Bestimmung des Begriffes der Wirtschaft leisten? § 2. Bisherige Mängel der Begriffsbestimmung der Wirtschaft. — **I. Vom Begriff der Wirtschaft zum Begriffsgebäude der Volkswirtschaftslehre.** I. Der Begriff der Wirtschaft. II. Erscheinungsformen der Wirtschaft. III. Die Kategorienlehre oder die Lehre von den Stammbegriffen der Wirtschaft: 1. Der Aufbau der Wirtschaft. 2. Die elementare Leistungslehre oder die Lehre von den leistungsmäßigen Kategorien der Wirtschaft. 3. Die Gestaltenlehre der Leistungen. (Der morphologische Aufbau der Volkswirtschaft und die morphologischen Grundbegriffe.) IV. Der sachliche Aufbau der Leistungen höherer Ordnung oder der Bauplan der Volkswirtschaft. V. Theorie des Gutes und der wirtschaftlichen Fruchtbarkeit. — **II. Die Lehre vom Verfahren.** Umrisse einer Logik der volkswirtschaftlichen Begriffsbildung und des logischen Aufbaues der Volkswirtschaftslehre. — Anhang: **Vom Geist der Volkswirtschaftslehre.**

Der Verfasser entwirft in dem vorliegenden Buche eine umfangreiche, mit neuen Begriffen arbeitende Leistungslehre, die sehr viele wertvolle Gedanken aufweist. Sie entspricht seinem Hauptprinzip, daß die Volkswirtschaftslehre aus der rohen Auffassung und Begriffsform einer Kausalwissenschaft herauszuheben und als Wissenschaft von ganz anderer begrifflicher Natur, als eine reine Zweckwissenschaft zu begründen sei, welche die Zweckbeziehung ihrer Elemente zueinander als das einzig Wesentliche und Unterscheidende in ihrem Gegenstande ansieht. In der 3. Auflage sind die Gedankengänge, welche die universalistische Auffassung der Wirtschaft im Gegensatz zu der bisher herrschenden atomistisch-individualistischen begründet, besonders klar ausgebildet. Die als Anhang dem Buche beigefügte Antrittsrede „Vom Geiste der Volkswirtschaft" gibt einen Ueberblick über die Grundgedanken des Spann'schen Systems und erleichtert das Eindringen in seine Gedanken.

Jahrbücher für Nationalökonomie, Band 117, 1: ... Alles in allem ist das Buch ohne Zweifel eine bedeutsame Leistung, deren wesentliche Stücke wirklich zum Fundament der zukünftigen Volkswirtschaftslehre als Teil der Gesellschaftswissenschaft werden können ... Georg Jahn (Braunschweig)

Tote und lebendige Wissenschaft. 2 Abhandlungen zur Auseinandersetzung mit Liberalismus und Marxismus. 57 S. gr. 8° 1921 Gmk 1.—

Inhalt: **Die vier Grundgestalten der Wirtschaft.** Einleitung. 1. Die reine Verkehrswirtschaft. 2. Die durchgängige Planwirtschaft oder kommunistische Wirtschaft. 3. Die ständig gebundene Wirtschaft. 4. Die freigeregelte Wirtschaft oder der gemäßigte Kapitalismus. 5. Geschichtlicher Rückblick. 6. Das Verhältnis der vier Grundgestalten zueinander. — **Tausch und Preis** nach individualistischer und universalistischer Auffassung. Einleitung. 1. Der Begriff des Tausches. 2. Einwände. 3. Der Begriff des Preises. 4. Ursächlichkeit oder Gliedlichkeit? 5. Der Begriff der volkswirtschaftlichen Verteilung. 6. Ist der Preis oder die Leistung das Erste? 7. Preis und Zurechnung. 8. Der Wettbewerb als Erstes oder Abgeleitetes.

Der herkömmlichen individualistischen und marxistischen Gesellschaftserklärung, die beide materialistisch sind, stellt der Verf. eine universalistische gegenüber; in dem grundlegenden Werk: „Das Fundament der Volkswirtschaftslehre" ist diese Lehre begründet. Der Zweck des Buches ist, die gegnerischen Gedanken streitbar zu untersuchen. Das Ergebnis, zu dem der Verf. gelangt, ist eine weitere Stütze zu der von ihm vertretenen Auffassung. Er hofft damit, den bisherigen vermittlerischen und beschwichtigenden Widerspruch zum Verstummen zu bringen, die Geister zu scheiden und von der überlieferten Flauheit in der heutigen deutschen Wissenschaft zur Selbstbestimmung aufzurufen.

Verlag Quelle Meyer, Leipzig:

Die Haupttheorien der Volkswirtschaftslehre. 12. Auflage. (60. bis 65. Tausend.) 1923

Der wahre Staat. 2. Auflage. 1923

Gesellschaftslehre. 2. Auflage. 1923

Böhmerland-Verlag, Leipzig und Eger:

Vom Wesen des Volkstums. Was ist deutsch? Ein Vortrag. 2. Aufl. (7. bis 15. Tausend.) 1922